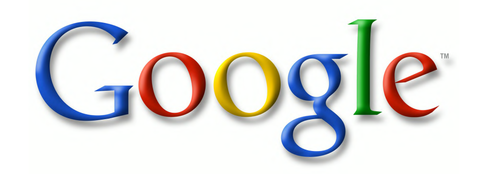


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

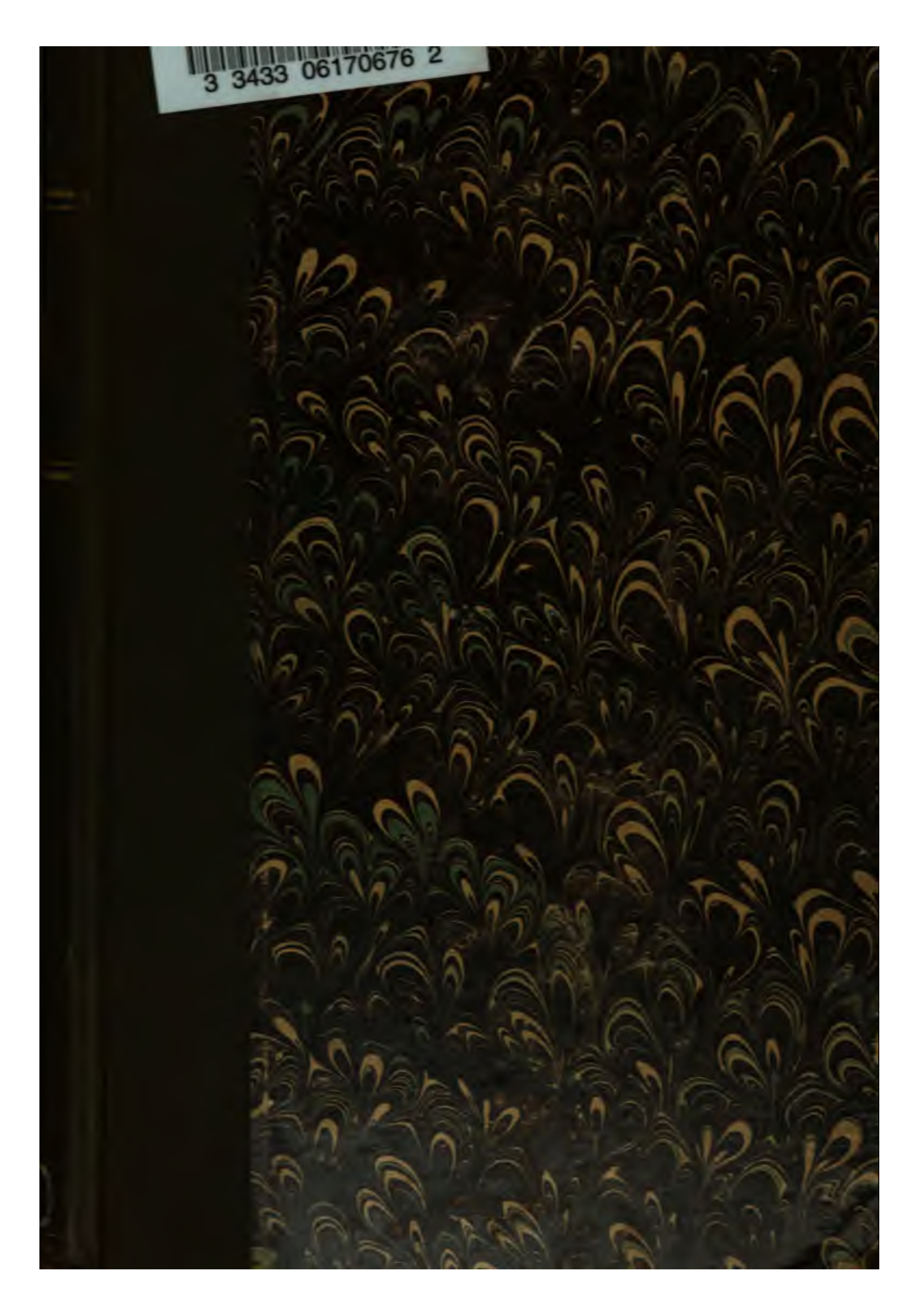
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

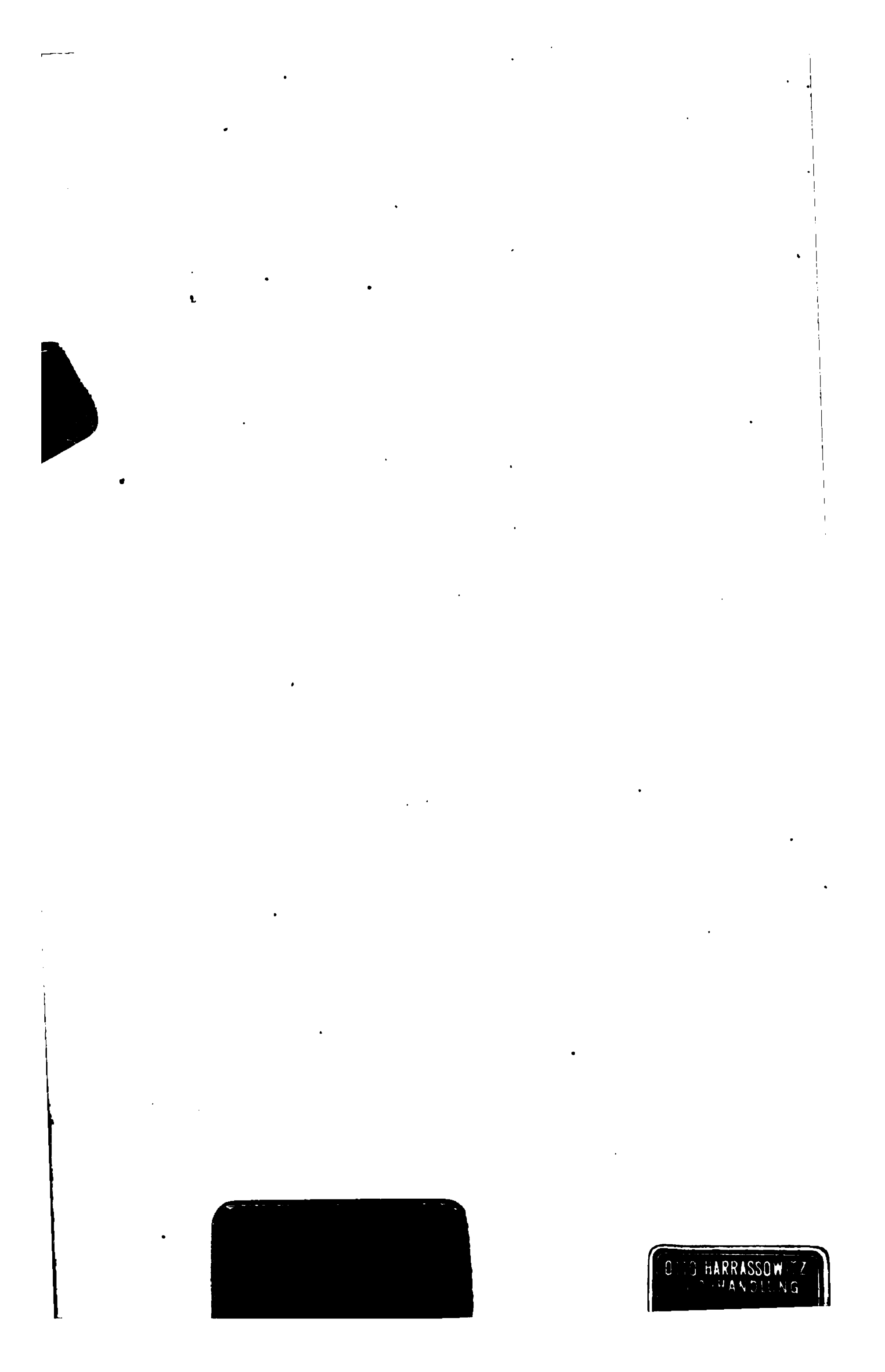
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


3 3433 06170676 2



V, 2
SE
Venede

# Machiavel, Montesquieu, Rousseau.

Von

**Jacob Venedey.**



Zweiter Th

**Jean Jacques Rousseau.**

Berlin.
**Franz Duncker.**
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1850.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
318101B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1945 L

Gedruckt bei Gustav Schade in Berlin,
Oranienburgerstr. 27.

# Inhalt.

| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Rousseau als Vagabund | 5 |
| II. | Diderot. Die Preisfrage der Akademie von Dijon. Le Devin du Village | 32 |
| III. | Rede über die Ungleichheit der Lebensbedingungen unter den Menschen | 51 |
| IV. | Rousseau in der Eremitage. (Grimm. Mad. d'Epinay. Diderot. Mad. d'Houdetot.) | 84 |
| V. | Brief an d'Alembert | 175 |
| VI. | Die neue Heloise | 186 |
| VII. | Rousseau bei dem Herzog von Luxembourg | 197 |
| VIII. | Emil | 220 |
| IX. | Der Gesellschaftsvertrag | 235 |
| X. | Rousseau und Friedrich II. | 286 |
| XI. | Briefe aus dem Gebirge | 300 |
| XII. | Rousseaus Flucht aus der Schweiz | 318 |
| XIII. | Rousseau in England | 336 |
| XIV. | Rückkehr nach Frankreich | 377 |
| XV. | Rückkehr nach Paris | 418 |
| XVI. | Considerations sur le Gouvernement de Pologne | 436 |
| XVII. | Rousseaus Tod | 443 |
| XVIII. | Rousseau und die Neuzeit | 458 |

2 vol. Bemer 25 May 1945

# Druckfehler.

## I. Band.

S. 63. Z. 9 v. u. au nombre anstatt: en nom.
S. 115. Z. 3. wechseln anstatt: ändern.
S. 212. Z. 1 v. u. Anschlag anstatt: Anspruch.

## II. Band.

S. 61. Z. 1 v. u. wie Recht die Affen haben anstatt: wie recht sie haben.
S. 75. Z. 5 v. u. wie einst die Orakel anstatt: wie meist die Orakel.
S. 82. Z. 11 v. u. bevorzugt anstatt: verletzt.
S. 130. Z. 20. mir anstatt: nur.
S. 162. Z. 10. mir — nur.
» » Z. 3 v. u. mir — nur.
S. 168. Z. 2 v. u. mir — nie.
S. 173. Z. 1 v. u. fantaisie anstatt: fontaine.
S. 178. Z. 12. Bütteleifersucht anstatt: Betteleifersucht.
S. 183. Z. 8. Wahl anstatt: Welt.
S. 233. Z. 5 v. u. les vôtres anstatt: les autres.
S. 248. Z. 8. auch anstatt: noch.
S. 320. Z. 1 v. u. ihm anstatt: ihr.
S. 358. Z. 9. ihn anstatt: ihm.
S. 362. Z. 7 v. u. Er war, fast wie anstatt: Er war fast, wie
S. 364. Z. 9 u. 10 v. u. Elenden anstatt: Elendes.

# Jean Jacques Rousseau.



Dem Herrn

# Friedrich Vieweg,

Buchhändler in Paris.

Du hast dies Buch entstehen sehen; in Deinem Hause wurde es angelegt. Damals dachte ich in Sehnsucht an das Vaterland; ich fürchte heute fast, daß die Zeit kommen könnte, wo ich mit Sehnsucht an die Zeit der Verbannung denken muß. Sie wäre vielleicht schon gekommen, wenn ich heute nicht meinen französischen Freunden gegenüber den Stolz vermissen würde, mit dem ich sonst, so oft von Deutschland und allem Deutschen die Rede war, ihnen gegenübertrat.

Die Zukunft aber wird dennoch zeigen, daß die Sehnsucht und der Stolz des Flüchtlings berechtigt waren. Hoffen wir, daß wir die Zeit der Erfüllung sehen.

Dein

J. V.

Cöln, den 12. Januar 1850.



# I.

# Rousseau als Vagabund.

## 1.

Es ist leicht, die äußeren Ereignisse in dem Leben Rousseau's so zu stellen und zu ordnen, daß er, nach ihnen beurtheilt, als einer der verworfensten Menschen, die es je gegeben hat, erscheinen müßte. Er hat in Reue und Demuth seine Gesammtbeichte abgelegt, und keine seiner Schwächen, Sünden und Verbrechen verschwiegen. Die, die Rousseau verurtheilen wollen, brauchen nur ihn zum Zeugniß gegen ihn selbst aufzurufen.

Er floh, von seinem Geschicke getrieben, als Knabe aus dem Vaterhause, und zog auf gut Glück in die Welt hinaus. Als ihm das Glück aber ohne Arbeit kein Brod eintrug, ließ er sich leicht bereden, seine Religion zu ändern, um sich auf diese Weise den Schutz reicher und mächtiger Gönner zu erwerben. Aber die Eiferer, die ihn verleiteten den Glauben seiner Väter aufzugeben, hielten den Knaben nicht für bedeutend genug, um ihn lange ihres thätigen Schutzes zu würdigen. Nachdem er seine Religion geändert, hatten sie Alles von ihm erlangt, was er ihnen

zu bieten vermochte, und überließen ihn dann von Neuem dem Zufalle.

Er war im Schooße der »alleinseligmachenden« Kirche so arm und verlassen wie früher, — mit dem Unterschiede, daß jetzt keine Rückkehr in die Heimath, nach dem streng-calvinischen Genf, mehr möglich war, und er zugleich unter den Bekehrern und Neubekehrten in geheime Laster eingeweiht worden war, die ihn von nun an sein ganzes Leben hindurch wie sein schwarzer Schatten unablässig begleiteten.— Hinausgestoßen in die Welt, losgerissen von allen Banden der Familie, des Staates und der Religion, führte er ein Abenteurerleben, das ihn zuletzt bis zum Bedienten, bis zur ehrlosen Arbeit der beschäftigten Arbeitscheu, herabwürdigte. Seine geistigen Vorzüge, seine Klugheit, seine Jugendfrische, seine Herzenseinfalt erwarben ihm die Gunst seiner Herrschaft; was ihn aber nicht verhinderte, dieselbe um Kleinigkeiten — zu bestehlen. Ein solcher Flitterdiebstahl wird bekannt, und Rousseau wirft seine Schuld auf eine arme Magd, die mit ihm diente, in die er halbwegs verliebt war, und deren mitleidlose Verurtheilung und schmachvolle Ausweisung aus ihrem Dienste er geschehen läßt.

Sein Geschick führte ihn dann zurück in das Haus einer Frau, die auch die Veranlassung zu seiner Glaubensänderung gewesen war. Frau v. Warrens nahm den nachgerade nun zum Manne heranwachsenden Jüngling — er war schön und geistreich — zu sich, und machte bald aus ihm, was sie wollte. Rousseau fühlte für sie Kindesliebe, hätte ihr Sohn sein können und nannte sie nie anders als seine »Mama«; — während Mad. de Warrens bald seine Maitresse war. Er half ihr, sie zu Grunde richten, ihre letzten Vermögensquellen ausschöpfen. Er nahm nicht

nur das Nothwendige von ihr an, sondern auch Ueberflüssiges; er half ihr verschwenden, und häufte zugleich, an geheimen Orten versteckt, »kleine Schätze« auf von dem Ueberflusse, den ihm seine »Mama« gab.

Bald entdeckt er, daß er nicht der einzige Geliebte und Berechtigte seiner »Mama« ist. Ein Bedienter theilt mit ihm ihre Gunst und ihr Bett, und Rousseau läßt sich ohne Eifersucht und ohne Schamgefühl diese Gemeinschaft gefallen. Dieser Bediente erkrankt eines Tages, ist dem Sterben nahe, und Rousseau denkt, schon ehe er todt ist, daran, wie er sich in den Kleidern des Hinscheidenden, die ihm als Erben zufallen würden, ausnehmen möchte.

Nach dem Tode dieses »Wahlverwandten« ist Rousseau eine Zeit lang allein der Geliebte seiner Mama. Von einer kleinen Reise zurückkehrend, findet er aber von Neuem seine Stelle zur Hälfte besetzt. Diesmal war ein Perückenmachergeselle sein Nebenbuhler, und da derselbe viel stolzer und alleinherrschender gegen seinen Genossen auftrat als früher der gleichbevorzugte Bediente, so fühlte sich Rousseau verletzt. Und dennoch verdrängt er bald alle Eifersucht, läßt sich die Mitherrschaft und halbwegs auch den Mitherrscher gefallen, und bleibt noch lange genug in dem Hause seiner Wohlthäterin, um den unvermeidlichen Untergang immer näher rücken zu sehen. Endlich zieht er von Neuem auf gut Glück und mit dem Gelde der Frau v. Warrens seines Weges weiter. Das Unglück, das er selbst mit herbeiführen half, stellte sich dann bald genug ein; Rousseau aber überläßt, wenn nicht mitleidlos, doch hülflos, seine Mama, Maitresse und Wohlthäterin ihrem Geschicke.

In Paris sucht und findet er ein neues Leben, zuerst als Musiker und später als Schriftsteller. Er lernt hier

eine schlichte einfache Arbeiterin kennen, die ihm nach und nach fünf Kinder schenkt. Alle fünf, Eines nach dem Andern, schickt er ins Waisenhaus, ohne sich auch nur die Möglichkeit eines dereinstigen Wiederfindens zu sichern.

Als Schriftsteller endlich zu Ruhm und Ansehen gelangt, geht er in die Schweiz zurück, und tritt dann hier in dem protestantischen Lande von Neuem aus der katholischen Kirche in die protestantische über.

Verfolgt findet er später natürlich überall Leute, die sich des ruhmglänzenden Schriftstellers gerne annehmen. Die Mehrzahl Aller, die ihm nahe traten, verließen ihn bald wieder, Viele warfen ihm Eitelkeit, Andere Heuchelei vor. Die Gastfreundschaft, die er oft annahm, führte fast eben so oft sehr bald zum Bruche mit Denen, die ihn aufgenommen hatten, und seine Gegner verfehlten nie, ihn dann des unverholenen, des schwärzesten Undankes anzuklagen.

## 2.

Jean Jacques Rousseau, der Verkündiger, der Prophet der neuen Zeit, war sein halbes Leben lang — ein Vagabund. Die Wiedergeburt, die Europa bevorstand, und die mit ihm beginnt, fand in ihm selbst an einem Beispiele statt.

Sein Vater war einer jener Arbeiter, die auf der Gränze zwischen Elend und Wohlstand stehen, einer jener Berufenen aber nicht Auserwählten, denen das Wasser bis an die Lippen reicht, ihnen aber nicht den heißen Gaumen kühlt. Rousseau's Vater fühlte für sich selbst und seinen Sohn das Bedürfniß der Belehrung, ohne im Stande zu sein es auf eine naturgemäße Weise zu befriedigen. Die

Sucht nach Aufklärung beherrschte den Vater, und er befriedigte sie in Gesellschaft des Sohnes. Die ersten Bücher, an denen sich der junge Geist Jean Jacques wetzte, waren solche, die sein Vater zu seiner eigenen Unterhaltung wählte und sich bei der Arbeit von seinem Sohne vorlesen ließ, Plutarch und Romane der Zeit.

In ihnen liegt der erste Same, der in der Seele Rousseau's Wurzel faßte. In Plutarch lernte er den Ruhm kennen, in den Romanen saugte er die Sucht nach Abenteuern ein.

Diese Vorlesungen, diese gemeinschaftlichen Studien aber hatten für Jean Jacques noch eine andere Folge; sie stellten den Knaben auf die Stufe des Mannes, den Sohn neben den Vater. Der unreife Bursche nährte seinen Geist an der Speise der Männer. Es war nur zu natürlich, daß ihm die Spiele der Knaben nicht mehr zusagten, daß er sich bald genug höher dachte, sich für bedeutender halten konnte, als alle die anderen Kinder, die ihre Zeit mit Kindereien todtschlugen. Das ist der Same, der in Rousseau eine Eitelkeit zeugte, die ihn von nun an nicht wieder verläßt, die er als Mann oft niederkämpfte, und die ihn als Greis dann wieder öfterer besiegt.

Diese drei Keime — der hohe Ruhmgedanke, die Abenteuersucht, die Eitelkeit — stießen auch den Knaben in die Welt hinaus, sie machten ihn zum Vagabunden, der ein halbes Leben lang gegen alles Unheil des Herumtreiberlebens zu kämpfen hatte. Auf diesem vom Sturme, ohne Steuer und Kompaß beherrschten Geschicke, wurde der arme Knabe und Jüngling in alle Schlechtigkeiten und in alle Elendigkeiten des Lebens hineingeworfen. Pfaffen lehrten ihn seine innere Stimme besiegen, sie Lügen strafen; ein

Neubekehrter weihte ihn in die Geheimnisse der Selbstschändung ein, hohe Herrschaften bildeten ihn zum Bedientenhandwerke heran, und lehrten ihn, sich in die tiefste aller Entwürdigungen schicken; ein Weib, das ein König bezahlte, weil sie als einer höhern Gesellschaftsstufe angehörig, als aus einer altprotestantischen Familie stammend, sich zum Religionswechsel hergab und so zum Beispiel dienen sollte, »schützte ihn vor den Versuchungen der Jugend«; ein Gesandter suchte ihn zu dem Truge und der List, die zu den Werken der Diplomaten gehören, zu erziehen; ein Finanzmann wollte ihn zum Kassirer machen, bis zuletzt die Schulphilosophen der Eigensucht und der Gottesleugnung sein Innerstes gar mit ihrem glänzenden Trugverstande angriffen.

In allen diesen Stellungen stürmten die äußeren Verhältnisse auf ihn, auf sein besseres Ich ein, und in allen lief sein edleres Wesen Gefahr Schiffbruch zu leiden; aus keiner ging er ohne dasselbe besudelt und verletzt zu sehen hervor; aber in keiner ging er zu Grunde. Und als er zuletzt sich dennoch in einen sichern Hafen hineingeworfen sah, gewann nach und nach das an hundert Felsenriffen des geistigen Elends zerschellte edlere Wesen in ihm wieder die Ueberhand und endlich den höchsten, den schönsten, den glänzendsten Sieg. Das ist die Lehre seines Lebens. Die Makel, die an Rousseau kleben, sind Folge der unheilvollen gesellschaftlichen Stellung, in der er geboren wurde, der Verhältnisse, in die ihn sein Geschick hineinstieß. Seid milde gegen ihn; denn je schwärzer diese Flecken sind, desto glänzender heben sie das Edle und Schöne in ihm hervor, denn sie bekunden nicht nur die Stürme, die Versuchungen, den Kampf, — sondern auch den Sieg.

Es ist, als ob die alte Zeit einen Sündenbock zur Sühne verlangt habe. Sie band alle ihre gesellschaftlichen Leiden, all ihr Elend und ihren Unsinn auf die Schultern dieses Unglücklichen und stieß ihn in die Wüste hinaus. Und er kehrte gereinigt aus ihr zurück, und das Sündenopfer der alten Zeit wurde zugleich die Bürgschaft der neuen.

## 3.

Trotz aller seiner Makel, all seiner Fehltritte, all seiner geheimen und so offen gebüßten Sünden — durfte dennoch Jean Jacques von sich sagen: »Daß Jeder komme und wie ich sein Herz vor dem Throne des Allmächtigen mit derselben Aufrichtigkeit offenlege, und dann möge Einer, wenn er's wagen darf, sagen: Ich bin besser als dieser Mensch!«

Wenige werden diesen Muth haben, wenn sie den viel größeren gehabt, in die geheimsten Tiefen ihres Herzens hinabzusteigen, um in ihnen die dunkeln Schachte ihrer eigenen Elendigkeit, Eitelkeit und Selbstsucht vor aller Welt Augen mit der Fackel der Wahrheit zu erleuchten.

Ein paar seiner Selbstanklagen sind ohne alle mildernde Umstände. Aber Niemand verurtheilte sie strenger als Rousseau selbst. Und die Strafe, die er sich auflegte, war die schwerste, die einen schwachen Menschen treffen kann. Er stellte sich selbst vor Mit- und Nachwelt an den Pranger, er drückte sich selbst ein offenes Brandmal der Schmach an die Stirne. »An dem Gliede, mit dem du gesündigt hast, an dem sollst du gestraft werden.« Eitelkeit war die Triebfeder seiner häßlichsten Thaten gewesen; er züchtigte sie, und wußte was er that, und wußte was er wollte.

Der ehemalige Vagabund — suchte durch Selbstverleugnung, durch das mitleidlose Opfer seiner Eitelkeit, Versöhnung mit sich selbst. Die Tugend trug den Sieg in ihm davon.

Seine Eitelkeit war der dunkle Drang in seinem Leben. Wir sahen, wie sie entstand. Sie ließ ihn nie wieder ganz los. Sie ist in allen seinen Lastern und Verbrechen thätig. Als er seine Kinder ins Waisenhaus schickte, folgte er einer Vorspiegelung der Eitelkeit. Es war Mode damals in dem Kreise, in dem er lebte, die höheren Gefühle des Herzens zu bespötteln; man war Atheist gegen den Gott außer und in dem Menschen; man that groß mit einer Hartherzigkeit, die Niemand besaß, wie sehr sie auch Jeder äußerlich zur Schau trug. Nur Rousseau, der gute, edle Mensch, war schwach genug, sich vollkommen besiegen zu lassen, und dann auch eitel genug, diesem Siege zu lieb, die Heldenthat, sein Herz Lügen zu strafen, zu begehen. Die Noth, in der er lebte, kam überdies jenen Gründen noch zu Hülfe. Rousseau selbst ist sich nie klar geworden, warum er eigentlich so hart gegen sein eigenes Blut gewesen; er sucht an verschiedenen Stellen in seinen Werken eine Menge Erklärungen hervor, und keine befriedigt, keine entschuldigt ihn, viele lassen sein Handeln nur um so unnatürlicher erscheinen, als er selbst den einzig natürlichen Grund verkennt und zurückweist. Aber es erklärt sich von selbst, wenn man fühlt, daß der schwache, gute Mensch die Eitelkeit hatte, stark und hartherzig sein zu wollen, wie es damals die Mode der Philosophie gebot, daß er tugendsüchtig war, tugendhaft sein wollte und deswegen sein innerstes Gefühl bekämpfte und besiegte. Er kannte sich selbst dennoch gut genug, um nicht zu wagen, einen

einzigen Blick nach dem Neugeborenen zu richten; denn er gestand sich selbst, daß mit diesem einzigen Blicke in sein Herz, das ganze Gebäude seiner starken und hartherzigen Philosophie, seines stolzen Tugendheroismus zusammenbrechen würde.

Die Eitelkeit geht wie ein schwarzer Faden durch sein ganzes Leben durch. Sie ist klein mit ihm, spielt mit ihm als Knabe, liebt mit ihm als Jüngling, arbeitet mit ihm als Mann, wächst mit dem Manne selbst zum Streben der Giganten des Geistes, zum Griffe nach den Blättern des Nachruhms hinan, und sinkt dann mit dem Greise wieder zum Kinderspiele der reizbarsten Selbstüberschätzung zusammen.

## 4.

Armer Jean Jacques! Selbstsucht, Undank und Hartherzigkeit! Das sind die Laster, deren du dich selbst anklagst in den Thatsachen, die du enthüllst. Armer, armer Jean Jacques!

Er war der beste Mensch, den es je gegeben hat; und war leider nur eitel genug, es von sich selbst halbwegs zu sagen. Er war ein so guter Mensch, daß er sich fast zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit als ein schwacher Mensch bekundete. Die starken Seelen, die festen Herzen sind eben meist so kalt als stark. Dem Demant gleich strahlen und leuchten sie, und das ist oft auch alles, wozu sie gut sind. Das Eisen, der Stahl selbst aber werden schwach, wenn die Gluth sie durchdringt, und flüssig, wenn das Feuer sie besiegt. Und erst von der Gluth des Geistes durchdrungen, von dem Feuer der Liebe besiegt, nimmt das Starke, mild geworden, Form und Bildung an, fügt und

schmiegt sich das Stahl- und Eisenharte; während der feuerfeste Diamant nur kalte, außer ihm lebende Spiegelgluth wiedergiebt, nur scharfe Ecken zum Trennen und Zerschneiden bietet.

Rousseau war schwach allen Menschen gegenüber, aus demselben Grunde, aus dem die Mütter schwach gegen ihre Kinder sind. Sie lieben und wollen geliebt sein. Er opferte gerne und willig sein eigenes Glück, um das Anderer zu sichern. Es verletzt unsern Stolz und unser Mannesgefühl, wenn wir ihn ruhig an der Seite des Bedienten und des Haarkräuslerburschen, die sich mit ihm in die Gunst seiner »Mama« theilen, sehen. Rousseau sagt einfach: »Da sie seiner bedurfte, um glücklich zu sein, war ich's zufrieden, daß auch er glücklich sei.« — Unser Stolz, unsere Manneseitelkeit, die sich empören, sind reine Selbstsucht diesem einfältigen Aufgeben jedes ausschließlichen Rechts gegenüber; denn diese Duldung ist nicht Folge feiger Berechnung der Selbstliebe, die sich fügt, weil sie dabei ihre Rechnung findet, — sondern Folge der Liebe, die selbst die Theilung zuläßt, um das Glück der Geliebten zu vermehren und zu vervollständigen. — Im Leben ist jene Auffassung, das Hinnehmen des Genusses, trotz der Schmach die ihn besudelt, etwas Alltägliches, und — deswegen ist es vielleicht oft schwer, sich in eine Auffassung hineinzudenken, die, wenn auch nicht die reinste und jedenfalls nichts weniger als tadellos, dennoch gewiß viel reiner und weniger verwerflich erscheinen muß, als was wir alle Tage so gnädig und rücksichtsvoll, nicht mit dem Mantel Josephs, sondern mit dem der »christlichen« Liebe bedecken.

Rousseau darf es selbst von sich sagen, daß er stets »die Ehre und den Ruhm derer, die ihm theuer waren,

seinem eigenen Vergnügen vorgezogen.« — Viele Jahre lang stand ihm in seinem eignen Hause die Mutter seiner Lebensgefährtin im Wege. Sie hetzte diese gegen ihn auf, sie war ein unedles Weib, sie mißbrauchte den Ruf Rousseau's, um ihn auf eine ihn selbst entehrende Weise auszubeuten; sie verletzte ihn in allen seinen Gefühlen, auf Schritt und Tritt. Es ist so leicht, eine scharfe und tiefe Wunde in Geduld zu ertragen; aber es ist eine Höllenpein, stets in engen Schuhen herumzuwandeln. Und Rousseau ertrug diese alltägliche Gesellschaft, diese allstündliche Last, diesen immerwährenden Druck mit der höchsten Sanftmuth, weil er fürchtete, seine Therese zu verletzen, sobald er ihr gebiete, ihre Mutter fortzuschicken. Zuletzt kam es — nach zehn und mehr Jahren unabläßlichen Duldens — dennoch zum Bruche. Die Mutter seiner Frau hatte ihn Lügen gestraft. Das war zu viel für seinen Wahrheitsstolz; und sie mußte, jetzt für immer, sein Haus meiden.

Er selbst kannte seine Schwäche sehr wohl. Je savais crier, sagt er von sich, non agir; — on me laissa crier, et on agissait. Er wußte auch das Mittel, das am unwiderstehlichsten auf ihn wirkte, — die Liebe, oder auch nur der Schein derselben. »Ich kann Allem widerstehen, nur keiner Liebkosung*), das ist meinem Herzen nicht gegeben.« — In dem gewiß kaum klar gedachten Gefühle seiner Schwäche war seine erste Geliebte seine »Mama« geworden; während seine bleibende Lebensgefährtin, so lange bis er sie im späten Alter, wenn auch ohne den Beistand der Kirche oder des Staates, doch vor sich selbst und seinem Gotte zu seiner Frau erhob, stets seine »Gouvernante« gewesen. Sie war es, denn er ließ sich oft genug von ihr

*) »Caresse«.

lenken und führen, anfangs um der Liebe willen, die er so einkaufte, später aus Gewohnheit und zuletzt oft ohne es selbst zu wissen und zu merken.

Er war ein guter Mensch, und sein Wohlwollen war thätig in ihm gegen Freund und Feind, ja gegen die ganze Natur, gegen die Thiere und die Pflanzen selbst. Er hatte die schöne Gabe edler Seelen, aus sich heraus sich in das Herz seiner Mitmenschen hinein zu fühlen; er sucht und erkennt ihre Freuden und ihre Leiden, und hegt und pflegt sie, so weit sein guter Wille reicht. Den Blinden könnte es schmerzen, an das Glück der Sehenden erinnert zu werden, und in der Angst, ihn zu verletzen, vermeidet Rousseau mit Vorsicht in der Gegenwart eines Blinden, das Wort »sehen« auch nur auszusprechen.

Eines Tages hört er einen Mann in einem Kaffeehause erzählen: er kenne Jean Jacques Rousseau genau und habe ihn erst gestern bei einem Großen gesehen und eines seiner neuesten Manuscripte vorlesen gehört. Rousseau saß dem Erzähler gegenüber; die Lüge war offenbar. Aber wenn der Lügner mit der größten Ruhe seine Geschichte hersagte, so war der Held derselben unterdeß in der gräßlichsten Verlegenheit. Er fürchtete jeden Augenblick erkannt zu werden, war in Todesangst, daß dies Erkennen dem kecken Erzähler Hohn und Schmach einbringen müsse. Rousseau stand so leise er konnte auf und schlich sich so rasch es ging zur Thüre hinaus. Auf der Straße wusch er die hellen Schweißtropfen von der Stirne. Die Gefahr war überstanden, — die Gefahr einen fremden Menschen als Lügner darzustellen, vielleicht einen braven Offizier, der gerne ein wenig groß that, vor aller Welt zum Gegenstande des Spottes zu machen.

Er hatte einen Hund, der sichtbar ungerne einen schmutzigen Weg ging; Rousseau machte ihm zu Liebe einen Umweg, so oft es geregnet hatte. Er fürchtete die Pflanze am Boden zu zertreten, denn er ahnete selbst bis zu ihr hinab die Möglichkeit eines Schmerzes, und hatte Herz genug, zu vermeiden, die Ursache desselben zu sein.

Er liebte die Menschen, und deswegen hatte er Furcht vor jeder Stellung, in der sein eignes Wohl das Unheil eines Andern als ein Glück ansehen und hoffen könne. Wir haben gesehen, wie er sich selbst anklagt, als Jüngling bei dem Tode des Bedienten seiner Mama unwillkürlich an die Kleider, die er von dem Sterbenden erben werde, gedacht zu haben. Und dieser Gedanke der kalten Selbstsucht, der gewiß nichts als eine vorüberfliegende Wolke seiner Phantasie gewesen war, wurde, ebenso wie die falsche Anklage gegen Manon, zu einem immerlastenden Gespenster-Schatten seines Gewissens. Er büßte das Unrecht, — dessen er selbst sich anklagte und dessen nur er sich selbst anzuklagen ein Recht hatte. Daß er es fühlte, beweist die Zartheit seines Herzens, daß er es nie vergaß, die Strenge seines Gewissens; daß er den Gedanken durch die That sühnte, den tiefen Ernst seiner innern Ehrlichkeit. — Ein reicher Freund, Lord Keith, beabsichtigte später ihn in seinem Testamente mit einem Legat zu bedenken, das seine Zukunft vor jeder Sorge sicher stellen sollte. Rousseau verweigerte die Annahme desselben, weil er nicht wollte, daß der Tod irgend Jemandes, vor Allem nicht der Tod eines Freundes und Wohlthäters für ihn ein Glück sein, ihm als eine Hoffnung, als ein erwünschtes Ereigniß vorschweben solle.

Schon wer das Böse nicht will, es vermeidet, es von sich abweist, ist ein guter Mensch. Aber das Wohlwollen

der edlern Naturen bleibt nicht unthätig, und wurde bei Rousseau insbesondere zur thätigen Gerechtigkeitsliebe, zum hingebenden Streben nach allem Großen und Schönen. Jede Ungerechtigkeit empört ihn, und diese Empörung wirkt in ihm fort, bis er Gelegenheit gefunden, dem Verletzten beizustehen. Der erste Keim seines ganzen politischen Strebens liegt in der Schilderung, die ein Bauer ihm von dem Drucke, der auf ihm und seinen Leidensgenossen lastete, macht. Dies Bild schwebt ihm von da an bis zu seiner letzten Stunde unablässlich vor, und im Andenken an dasselbe wurde Rousseau zum tapfersten Kämpfer für die Sache des unterdrückten Volkes. Und wie wir ihn sein Mitgefühl von den Menschen selbst bis aufs Thier hinübertragen sahen, so empörte ihn auch der große Hund, der einen kleinen biß, und veranlaßte ihn selbst hier für den Schwachen und gegen den Starken Partei zu nehmen.

Alles Edele und alles Große fand in ihm den lebendigsten Anklang; er war später »berauscht von der Tugend.« Seine Art streift in diesem Rausche oft selbst an die des »edeln Ritters.« Wie in der Narrheit Hamlets, wie in der Don Quixote's, so ist auch in seinem schönen Wahne »Methode«, und die Methode heißt hier: die rücksichtsloseste Hingebung, die unverhüllteste Aufopferung des eigenen Wohls zum Heile Anderer, zum Besten der Menschen und der Menschheit.

Und wie die Gerechtigkeit so liebte er jede andere Tugend, oft bis zum — Wahnsinn. Seine Wahrheitsliebe wurde nicht selten Wahrheitsstolz, oft Wahrheitseitelkeit. Als Gesandtschaftssecretair wollte er ein ehrlicher Diplomat sein und bleiben. Wie gut er hier bei den Schülern

Machiavels an seinem Orte war, kann sich Jeder denken; und das war dann die Hauptursache, warum er in reiferem Alter, als ihn seine Schriften zum berühmten Manne gemacht hatten, einen Gesandtschaftsposten, den ihm der Minister Choiseul antrug, ohne Umstände ausschlug.

Die Tiefe des Gefühls der innern Wahrheitsliebe bekundet sich aber ganz besonders durch die Uebereinstimmung der Rede des Menschen mit seinen Handlungen, der Grundsätze, die er im Herzen hegt, und der Art wie er sie zur Schau trägt. Rousseau ging auch hier oft bis zur letzten Grenze des gesunden Menschenverstandes. Wir werden ihn die armenische Kleidung anlegen sehen. Er war krank, und in dieser Krankheit hinderte ihn die Mode der Zeit oft. Er erklärte daher die armenischen Kleider für zweckdienlicher, anständiger, bequemer, und hielt sich deswegen bald verpflichtet, seinem Worte Kraft zu geben. Man kann freilich auch hier seine Eitelkeit mit im Spiele glauben, und sie mag auch wirklich mit im Spiele gewesen sein. Aber er wußte es nicht, er glaubte von sich selbst, nur einem höhern Antriebe zu folgen. In vielen andern Verhältnissen aber ist der Zweifel über seine innere Triebfeder nicht möglich.

Er wurde nach und nach zum berühmten Schriftsteller. Seine Arbeiten wurden immer gesuchter, und es würde ihm nicht schwer geworden sein, diesen Ruhm nach allen Seiten hin auszubeuten. Seine Schriftstellerei würde ihm Gelegenheit gegeben haben sich zu bereichern, wenn er gewollt hätte. Und er wollte nicht, weil er den Schriftstellerberuf für zu hoch hielt, um ihn wie die milchgebende Kuh auszubeuten. Er haßte das Schreiberwesen, er sah mit Verachtung auf den Lohndienst der Feder herab. Und in sei-

nem Streben nach innerer Wahrheit und Aufrichtigkeit wies er den Lohn, den ihm sein Talent hätte einbringen können, von der Hand. Er schrieb nur um der Menschheit, nicht um seiner selbst willen, nur für den Nachruhm, nicht für den Tagelohn. Und deswegen suchte er neben seinem Schriftstellerberuf ein Metier, ein Handwerk, um sich durch dasselbe zu nähren; und da er kein anderes finden konnte, so entschloß er sich zu dem des Notenabschreibens. Er fühlte, daß nur ein vollkommen unabhängiger Mensch, unabhängig selbst von der Gunst der Leserwelt, das Recht und die Macht habe, seine Ansicht unverholen, ohne alle Rücksicht auszusprechen; daher zerriß er einst mit kecker Hand alle Banden, die ihn zu fesseln im Stande gewesen wären, die oft selbst die edelsten Menschen unwillkürlich fesseln. Unsere Bedürfnisse sind meist die Sklavenketten, die unsern Geist in die Gewalt anderer Menschen geben, die uns den äußern Verhältnissen, den zufälligen Umständen unterordnen. Rousseau beschränkte die seinigen so weit dies immer möglich war. Er warf allen Luxus von sich, und wurde, fast in ähnlicher Weise wie Diogenes von seinem Becher, zuletzt gar »von der feinen Wäsche geheilt«, als er sah, daß andere ehrliche Leute mit grober und wenig glänzender fertig werden konnten. Und wie Diogenes lebte auch er »von einem Tage auf den andern, ohne sich um die Zukunft zu kümmern.« Um dies zu können, entsagte er dem Gelde und seinem Einflusse, legte er Degen, Uhr, Perücke, damals ganz unentbehrlicher Ueberfluß für Jeden, der in der Gesellschaft eine Rolle spielen wollte, ab, »und mehr als das, riß er aus seinem Herzen alle die Begierden und Wünsche, die all diesem erst ihren Preis geben, mit der Wurzel aus.« Das Streben wahr zu sein, die innere

Aufrichtigkeit ist auch das Wesen seiner Schreibart. Er sagt, was er denkt, und wie er's denkt. Die Ziererei der falschen Scham kennt er nicht, und seine Offenherzigkeit gränzt in seiner Sprache nicht selten an Schamlosigkeit. Aber dem Reinen ist Alles rein, und nur uns scheint schamlos, was uns selbst weniger rein erscheint, weil wir weniger rein sind. Es hat Leute genug gegeben, die diese Schreibart nachzumachen versuchten. Aber sie waren und erschienen stets nur unverschämt; denn nur die Unschuldigen, nur die Kinder dürfen nackt einhergehen, ohne unser Auge zu verletzen; die Nichtunschuldigen, die, die vom Baume der Erkenntniß gegessen haben, verrathen nackt eben so sehr durch die Art, wie sie ihre Scham blostragen, als durch die, wie sie sie zu bedecken suchen, ihre innere Schuld.

Zur Natur gehört die unbefleckteste Einfalt; wer diese nicht hat, der bedecke seine Scham in aller Demuth. Rousseau war ein »einfältiger« Mensch, der trotz aller seiner Schwächen, trotz aller seiner Elendigkeiten, trotz seiner geheimen Sünden dennoch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen hatte. Er glaubte von sich selbst, er sei Philosoph, und Andere glaubten es oft mit ihm. Er war sein ganzes Leben lang ein Kind, das selbst nicht wußte, welche kleinen und kleinlichen Beweggründe es oft trieben. Aber gerade deswegen sah er denn auch oft

„mit kindlichem Gemüth,
Was kein Verstand der Verständigen sieht."

Er ahnet mitunter selbst, wo die Quelle seiner Philosophie entspringt. Ein junger Mann schrieb ihm eines Tages, und fragte ihn, wie er es anzustellen habe, um auch so ein Philosoph, ein Tiefdenker, ein nach Grundsätzen tugendhafter Mensch zu werden? Rousseau antwortet

ihm einfach: »Es ist nicht nöthig, die Grundsätze der Moral so tief zu suchen. Gehen Sie in sich, und Sie werden sie auf dem Boden Ihres Herzens finden. Die Tugend ist keine Wissenschaft, die man mit viel Aufwand lernen müßte; um tugendhaft zu sein, genügt es, es zu wollen, und wenn Sie diesen Willen haben, so ist Alles geschehen, und Ihr Glück entschieden.« — — Deswegen räth er ihm ab, sich philosophischem Grübeln, einem beschaulichen Leben zu überlassen, »was nur zu einer, jedem Lebensalter nachtheiligen Nichtsthuerei führen kann. Der Mensch ist nicht geschaffen zum Denken, sondern zum Handeln. Deswegen arbeiten Sie rüstig in dem Stande, den Gott, Ihre Eltern und die Vorsehung Ihnen angewiesen haben, das ist die erste Vorschrift der Tugend. — — Leben Sie im Kreise Ihrer Familie, bedienen, pflegen Sie Ihre tugendhaften Eltern. — — Es giebt kein Geschick, das die Arbeit, Wachsamkeit, Unschuld und Selbstzufriedenheit nicht erträglich macht, wenn man sich ihm mit dem Willen seine Pflicht zu thun unterzieht.«

## 5.

Jean Jacques war eine kindliche Natur, — ein Kind bis zu dem letzten Tage seines Lebens. Oft, sehr oft ein verzogenes, schüchternes, eitles, stets ein liebendes, nicht selten von den Göttern in ihrer Gnade und um seiner Einfalt willen mit Prophetengabe beschenktes Kind.

Liebe, Liebe war das erste und letzte Bedürfniß seiner Seele. »Daignez m'aimer encore!« schreibt er einst einer Freundin. Er bettelt um Liebe in aller Demuth; er zahlt sie, wo er sie nicht erflehen kann. In der Schweiz,

wohin er als Flüchtling kam, gab er — so arm er war — Almosen mit vollen Händen aus, und »doch liebten ihn die Leute nicht.« Wir sehen ihn von neuem zur protestantischen Religion übergehen. Es ist so leicht, und erschien den klugen Tiefblickern so einfach, diesen Rückschritt als die Folge seiner veränderten Stellung und der Absicht, sich in der Schweiz bei den Protestanten besser zu betten, anzusehen. Und es ist auch wirklich eine Art Berechnung hier bei Rousseau mit im Spiele. Aber er rechnet nicht auf zeitlichen Gewinn und leiblichen Vortheil, sondern fühlt sich unbehäglich bei dem Gedanken, daß er aus der geistigen Gemeinschaft, von der Herzens- »Communion« der Menschen ausgeschlossen sein soll. Er will ihre Liebe gewinnen, sonst Nichts, und deswegen tritt er zu ihrer Communionsbank. — Der »Philosoph« in ihm war rasch bei der Hand, dem Herzen des liebenden Menschen nachzuhelfen, und erklärte somit die äußere Religionsform für Nichts als eine reine Angelegenheit der staatlichen Disciplin. So änderte Rousseau nur das Kleid der Religion, im Herzen blieb Alles beim Alten; ja diese staatsphilosophische Ansicht des Bürgers machte ihm, da er wieder Schweizer werden wollte, den Austausch des religiösen Ueberkleides zur Pflicht. So folgten seine Schlüsse sich. Diesem Gange der »Philosophie« in Rousseau werden wir oft begegnen. Sie keimt überall in seiner Liebe, sie herrscht in seinem Herzen, und der Kopf wird stets bei ihm zum ergebenen Diener der unbeschränkten Herrin, die in seiner Brust ihren gewaltigen Thron aufgeschlagen hat.

Haß und Rache sind seiner Natur vollkommen zuwider. Wo er sich verletzt glaubt, nimmt er die Flucht, den Pfeil im Herzen, den Kummer mit sich herumtragend, daß er

nicht mehr geliebt sei. Der Gedanke, daß man ihn hasse, treibt ihn fort von da, wo er diesen Haß vermuthet. Er flieht vor ihm aus Frankreich nach der Schweiz; aus der Schweiz nach England, und von England wieder zurück nach Frankreich. Die Angst vor diesem Gespenst war eine der Hauptursachen mit, die ihn zum Einsiedler machten. Menschenhaß sucht die Gesellschaft, Menschenliebe aber flieht sie sehr oft, und stets, wenn diese Liebe glaubt nur auf Haß und Gleichgültigkeit zu stoßen. Rousseau wähnte sich gehaßt und dieser Wahn zerfraß ihm das Herz.

Er täuscht sich selbst halbwegs über die Ursache seiner Flucht in die Einsamkeit, wenn er sagt: »Ich habe ein sehr liebendes Herz; aber es kann sich selbstgenügen. Ich liebe die Menschen zu sehr, um einer Wahl unter ihnen zu bedürfen.« Er hat sich nie selbst genügt, und bedurfte zu allen Zeiten einer Wahl; und deswegen schloß er sich so fest an seine »Gouvernante« an, und lieh ihr die Menge guter Eigenschaften, von denen sie kaum eine Spur besaß. Ein deutscher Dichter sagt einst in seiner kecken Laune: »Meine Geliebte ist dumm, aber ich habe Geist für zwei!« Rousseau sagte es nicht, aber es wäre deswegen nicht weniger wahr gewesen. Seine Geliebte, seine Gouvernante, war herzlos, aber Rousseau hatte Herz für zwei, war reich in dieser Beziehung und gerne erbötig zu freiwilligen Anleihen. Und so oft ihm seine Gouvernante, von ihm mit allerlei guten Eigenschaften ausgeschmückt, nicht genügte, schufen seine Träume viel schönere, viel edlere Wesen um ihn herum, die er nach Herzenslust lieben konnte und liebte. Oft aber trug er diese Liebe auch zur Natur über. In seinen Briefen an Malherbes schildert er mit Wollust die seligen Tage, die »jours délicieux, die er allein, mit

seiner guten und einfältigen Gouvernante, mit seinem geliebten Hunde, mit seiner alten Katze, mit den Vögeln der Felder, mit den Rehen des Waldes, mit der ganzen Natur und ihrem unbegreiflichen Schöpfer zugebracht habe.«

Die Menschenliebe trieb ihn in die Einsamkeit. »Ich liebe sie Alle«, sagt er in denselben Briefen; — »und weil ich sie liebe, hasse ich die Ungerechtigkeit; und weil ich sie liebe, fliehe ich sie; ich leide weniger von ihren Uebeln, wenn ich sie nicht sehe. — — Ich brauche keine besondern Freunde; aber wenn ich welche habe, habe ich großes Bedürfniß sie nicht zu verlieren; denn wenn sie sich losreißen, zerreißen sie mir das Herz und sind dabei um so strafbarer, als ich von ihnen nur Freundschaft verlange, und ich, vorausgesetzt daß sie mich lieben und ich es weiß, nicht einmal das Bedürfniß habe, sie zu sehen.«

Er glaubte sich gehaßt, verfolgt, verachtet. Er hatte böse Erfahrungen gemacht, er hatte seine Liebe unklug an Unwürdige verschwendet, und war oft enttäuscht worden. Sein armes Herz blutete aus hundert Wunden, denn er klagte seine Freunde an, daß sie Alle an die Stelle der Anhänglichkeit nur Fürsorge und Dienste, die das Publikum sehen sollte, und womit er nichts zu machen wisse, hätten setzen wollen. »Wenn ich sie liebte, haben sie scheinen wollen, als ob sie mich liebten.« Und trotz der Wunden, trotz der Anklagen, trotz der wahren und eingebildeten Gründe seiner scheugewordenen Menschenliebe sagt er dennoch: »Ich fühle mich immer noch hingezogen, sie zu lieben mit allen den Ursachen sie zu hassen.«

Liebe athmet sein ganzes Wesen, aber die Liebe, wie sie die Seele des Jünglings belebt. Er ist nie über die Gefühle der ersten Liebe hinausgekommen, und trotz sei-

ner grauen Haare, als er zum letzten male eine Geliebte gefunden zu haben glaubte, schlug in seinem Herzen die Gluth der Unschuld, belebte ihn die Furcht des Knaben, der vor seinen eigenen Gefühlen erzittert, die Scheu der Jungfrau, die ihr Herz bekämpfen zu müssen glaubt.

Er hat oft geliebt, aber es war stets dieselbe Liebe. Es mag überhaupt nur Eine geben, die freilich in jedem Menschen anders beseelt auftreten wird. Aber hat sie einmal Seele in dem Herzen eines Menschen angenommen, so lebt und stirbt sie in der Seelenart, in der sie gezeugt wurde, mag auch die Puppe ändern. Das Wesen der Liebe Jean Jacques war das der geistigen Anbetung der Geliebten, die er stets wie der Jüngling die Jungfrau, die zuerst sein Herz erglühen macht, zur stillen Heiligen der geheimsten Kapelle in seiner Brust erhebt. Mit Angst tritt er vor sie hin, kniet er vor ihr nieder, belauscht er jeden Augenwink, um ihrer Seele geheimste Wünsche zu erfassen, und zittert, so oft er selbst einen Wunsch seiner eigenen Seele zu ahnen — auszusprechen liegt über die Gränze seiner Liebe hinaus — vermag.

Die Geschichte aller seiner verschiedenen Liebesregungen ist stets dieselbe*). Die Geliebte wird vom ersten Tage an zur unbeschränkten Herrscherin seiner Seele ausgerufen, aber ganz im Geheimen und nur vor allen Nymphen des Waldes, vor allen Göttern Griechenlands, allen Engeln des Himmels und dem allmächtigen unbegreiflichen Schöpfer der Welt. So schließt er eine Geistesehe mit der Herrscherin seines Herzens. Aber in dieser Ehe übernimmt er alle

*) Sein Verhältniß zur Frau v. Warrens war nie ein Liebesverhältniß. Sie hatte den Jüngling in die Mysterien der Liebe eingeweiht, um ihn vor den Verführungen der Liebe zu hüten.

Pflichten, die der Demuth, des Gehorsams, ja sogar in gewisser Beziehung die der Keuschheit. So oft er in Gegenwart seiner Geliebten ist, kommt er diesen sich selbst auferlegten Pflichten mit der höchsten Strenge nach; und nur wenn er ferne von ihr, empört er sich mitunter gegen die Härte seines eigenen Liebesgesetzes. Dann wird er oft so keck, so zudringlich, so gebieterisch und genußfordernd wie ein ausgelernter Wüstling, — aber die Gegenwart der Geliebten bringt ihn sehr bald wieder in die Schranken des strengen Gesetzes zurück. »Er liebt zu sehr, um besitzen zu können.« — Dennoch ist er ein paarmal auf dem Punkte, sich zu »emanzipiren«. Aber ein Gedanke, eine Ahndung, daß er zu weit gehen, daß er seine Geliebte verletzen, daß er ihr Glück aufs Spiel setzen, ihre Ruhe gefährden oder ihre Liebe einbüßen könne, hält ihn stets zurück, sich gehen zu lassen. Er ist verliebt, bis zum Wahnsinn oft, das Blut kocht in allen seinen Adern, bebt in seinem Herzen, aber sein Geist ist stark und gebietet ihm, jede Erklärung zurückzuhalten, weil er mit dieser Erklärung seiner Liebe Ende fürchtet, weil er in ihr das Heil der Geliebten bedroht glaubt.

Er sagt von sich selbst, daß selten Jemand mehr geliebt worden und selten Jemand weniger genossen habe als er. Seine Jünglingsscham, die bis ans graue Alter ausdauerte, war nicht dazu gemacht, zu *erobern*. Die Herzen schenken uns die Frauen oft, aber das Weib will errungen sein. Und wer den Muth nicht hat, die Geliebte zu verletzen, wer zu edel oder zu schwach ist, mit Gewalt zu nehmen, was das edle schwache Weib nie verschenken zu dürfen glaubt, der mag wie Rousseau oft und viel geliebt werden, selten genießen.

Die Weiber, die Rousseau *besessen* hat, waren unedle Naturen, stark genug *ihn* zu erobern, oder wenigstens sich unerobert und ohne Noth zu ergeben, und die er besessen hat, hat er entweder nie geliebt, oder hörte auf sie zu lieben, sobald sie sich ihm *unweiblich* ergeben oder gar ihn erobert hatten. Alle edlern Frauen, die er geliebt, und die ihn eben so sehr wiederliebten, blieben unberührt von ihm. Seine letzte Geliebte ahnete die Ursache seiner Angst, seiner Rückhalte; sie war ebenfalls, wenn auch noch so coquet, doch eine edlere Natur; aber sie liebte ihn so sehr, daß sie fast ihre Frauenehrbarkeit vergessen hätte: »*Soyez* tel que *vous* devez être« sagte sie ihm — vergebens.

Sie war nicht die einzige gewesen, die ihm ihre Liebe zu erkennen gegeben hatte, und die Rousseau nie anders als mit seinem Herzen und von ganzer Seele zu lieben, kaum je aber mit den Spitzen seiner Finger zu berühren gewagt hatte. Der innere Trieb, die Sehnsucht nach einem gleichfühlenden Wesen lag in den Augen und auf den Lippen Rousseaus, so oft er einer Frau begegnete, die einen Schimmer in sein Herz warf. Und die Frauen kennen diese Schrift so gut, daß sehr viele sie auf den ersten Anblick entzifferten, und aus ihnen heraus ahneten, welcher Schatz in diesem Herzen ruhe. Viele suchten ihn zu heben, aber keine erhielt ihn wie sie hoffte. Es ist nur zu natürlich, daß Manche dann die Zeichen, die auf den reichen Schatz gedeutet hatten, später oft für Lüge und Trug halten mußten. Die wenigsten haßten ihn deswegen, denn sie wußten meist auch, daß sie mit einem schüchternen Kinde zu thun gehabt; aber sie hatten sicher alle ein unangenehmes Gefühl ihm gegenüber, sie konnten sich vorwerfen, zu weit gegangen

und dennoch nicht bis ans Ziel vorgerückt zu sein. Rousseau seiner Seits hatte in ähnlicher Art das Gefühl der Schwäche, die er bekundet hatte, und wie sehr er es auch verhehlt, wie wenig es auch zum Bewußtsein in ihm gekommen sein mag, war diese dunkle Ahnung dennoch eine der Ursachen mit, die ihn an seinen Freunden zweifeln machten, und die ihn endlich in die Einsamkeit trieben.

»Je ne suis pas fait pour jouir«, sagt er mehr denn einmal. Hätte Rousseau nicht fünf Kinder und mehrere Maitressen gehabt, so möchte es gelehrte und kluge Leute genug geben, die ihn ganz einfach der impuissance anklagen würden. Ein sehr gelehrter und sehr kluger Professor und Mitglied der französischen Akademie*) hat äußerst schlagend zu beweisen gewußt, wie der arme Rousseau mit einer Krankheit, die der Professor entdeckt hat und heilen zu können glaubt, und die er deswegen hegt und pflegt und überall wiederfindet, behaftet gewesen sei. Es ist natürlich, daß bei Rousseau der Geist nur allzusehr auf Kosten des Leibes lebte und gedeihte. Es ist oft als ob Tiefdenken und Tieffühlen Himmelsgaben seien, die die Götter selbst uns beneiden, und die sie uns nur gegen Zahlung abtreten. Jeder höhere Göttergenuß kostet Tage, oft Jahre unseres Lebens, und wer die Seligkeit und die Klarheit der überirdischen Mächte schon hier zu erreichen strebt, und oft auf Augenblicke halbwegs erreicht, der zahlt für jeden Augenblick dieses Genusses meist zehnfach mit Leid und Krankheit. Die alte Fabel vom Prometheus ist noch alle Tage wahr, und auch Rousseau war einer jener kecken Räuber, die den Göttern das himmlische Feuer entwenden,

*) Professeur Lallemand.

und die dafür auf kalten Felsen festgeschmiedet liegen, während die geistigen Racheadler der neidischen Mächte des Himmels ihre Eingeweide zerreißen und langsam verzehren.

Das war die Krankheit Rousseau's. Und diese Krankheit machte ihn weniger tüchtig zu einem Casanova als zum Denker. Es ist wahrscheinlich, daß er sich auch hier seiner verhältnißmäßigen Schwäche halbwegs bewußt war, bewußt ohne sich deswegen klar Rechenschaft über sie zu geben. Und dies Gefühl mag dann ebenfalls mitgewirkt haben, wenn er in seiner jungfräulichen Scham nicht wagte, als Eroberer zu handeln. Sein »Je ne suis pas fait pour jouir« läßt sich vollkommen in diesem Sinne deuten. Wer nach dem Lichte der Götter greift, wer ihre Genüsse zu theilen sucht, wer auch nur in dem Vorsaale ihrer Seligkeit mitunter die übergelaufenen Tropfen ihres Nektars aufgefangen und gekostet hat, der verliert die Gabe, die nervenstarken Freuden des Leibes in demselben Grade zu genießen, wie dies der sich selbstgenügende Erdenmensch vermag. Der Geist besiegt den Leib, und der Leib erliegt dem Geiste. Rousseau gestand sich dies nicht vollkommen, weil es auch eine Menscheneitelkeit ist, selbst dort sich stark zu wähnen, wo uns jeder Holzhauer, jeder Bauernbursche, jeder Knecht in den Schatten stellen kann und naturgemäß in den Schatten stellen darf und muß. Aber der Mensch ist schwach und die Eitelkeit ist groß, und selbst die geistreichsten und leibärmsten Männer mögen schwer die Schattenseite ihres geistigen Reichthums zugestehen. Im Gegentheile, je geistreicher und leibärmer sie sind, desto mehr suchen sie oft mit dem Restchen ihrer Armuth zu prunken. Es ist die jämmerlichste Menscheneitelkeit, aber sie war leider nur zu oft die Schwäche selbst der geistreichsten Leute aller Zeiten.

Rousseau besaß diese schwache Seite nicht, und stand auch in dieser Beziehung über den meisten Geistesheroen, die mit ihm das Geschick der Körperschwäche theilen. Er war eitel genug, um sich nicht geradezu und offen einzugestehen, daß er kein Eroberer sei, weil ihm dazu der Stoff abgehe, aber er hatte nicht die Eitelkeit, sich für stärker auszugeben, oder als stärker erscheinen zu wollen, als er wirklich war, und deswegen sagte er offen: Je ne suis pas fait pour jouir.

## II.

## Diderot. Die Preisfrage der Akademie von Dijon. Le Devin du Village.

### 1.

Wenn Rousseau bei den Frauen, trotz der Liebe, die er einflößte, kein Glück machte; so war er bei den Männern fast noch unglücklicher. Seine ganze Natur stand ihm hier im Wege. Die Freundschaft ist ernst, kräftig, durchgreifend, männlich, — die Liebe schwach, hingebend, aufopfernd, weiblich. Die Freundschaft tritt dem Manne aufrecht zur Seite, die Liebe liegt dem Geliebten zu Füßen und verlangt oft nicht besser, als von dem Fuße des Geliebten zertreten zu werden. Rousseau kannte im Wesentlichen nur die Liebe, und selbst den Männern gegenüber hatte er nur Liebesschwäche, keine Freundschaftsstärke zu bieten.

Diese Liebe, die der Mann dem Manne schenkt, gewinnt sich im ersten Augenblicke alle Männerherzen an die sie sich richtet. Aber sie ist nirgend im Stande, die leicht gewonnene Stellung lange zu behaupten; denn der Mann

verlangt vom Manne keine sich fügende Aufopferung, sondern die Stütze eines kräftigen Armes, der im Falle der Noth selbst den Freund, dessen eigene Schwäche besiegend, in die rechte Bahn einlenkt, ja hineinstößt und ihn in ihr fest und aufrecht erhält.

Rousseau besaß diese Kraft nicht. Er hätte für seine Freunde den letzten Blutstropfen mit Freuden hingegeben, sein Leben mit Wollust geopfert; aber er war nicht im Stande, ihnen gegenüber die milde Strenge, den tiefen Willen, den durchgreifenden Ernst zu zeigen, die allein vermögen, den Mann zu besiegen und ihn dem Manne anzuschließen. Nur zwischen Freunden ist Gleichheit möglich; aber die Liebe des Mannes gegen den Mann artet stets sehr bald in Herrschaft von der einen, Sichlenkenlassen von der andern Seite aus, wenn die Liebe und Schwäche lange genug dauern um zum nothwendigen Endziele eines solchen Verhältnisses zu führen.

Der gute, edle, schwache und eitle Rousseau war auch den Männern gegenüber ein Kind, ja fast ein Weib. Aber trotz dieser kindlichen Schwäche und weiblichen Hingebung besaß er dann wieder so viele Vorzüge des Geistes und des Herzens, daß die starken Männer, die ihn in seiner Schwäche oft mißachten gelernt hatten, wieder vor seiner Tugend tief in Schatten gestellt erscheinen mußten. Seine Offenherzigkeit, seine Wahrheitsliebe stieß gegen eine Menge herkömmlicher Weltansichten an. Man würde sie vielleicht einem starken Manne verziehen haben; man fand sie anmaßend bei dem schwachen Menschen, den man oft bemitleiden zu dürfen glaubte. Sein Kampf gegen die äußern Eitelkeiten des Lebens verletzte die, die seine innere Eitelkeit erkannt hatten. Das kecke Auftreten dieses Schwachen gegenüber allen Mäch-

tigen und Gewaltigen der Erde, mußte alle die starken Männer, die ihn in seiner Schwäche hochmüthig bemitleideten und verachteten, und die sich dennoch trotz ihrer Stärke vor den Gewaltigen in schmachvoller Demuth beugten, mit innerer Schamröthe erfüllen.

Diese Widersprüche führten denn zu dem für Rousseau so trostlosen, aber so natürlichen Ergebnisse, daß er auf Schritt und Tritt Männer fand, die sich im ersten Augenblicke seine Liebe gefallen ließen, sie freudig hinnahmen, sie mit warmer Freundschaft erwiederten, und dann nach und nach immer kälter gegen ihn wurden, bis zuletzt der Gegensatz, der Widerspruch zum offenen Bruche oder wenigstens zur vollkommenen Gleichgültigkeit führte.

Dieser Gang ist fast der regelmäßige in allen Freundschaftsverhältnissen, die Rousseau mit Männern angeknüpft hat. — Das, welches zwischen ihm und Diderot bestanden, kann als Muster für alle andern dienen.

Diderot und Rousseau konnten sich kaum ausweichen. Sie kamen beide ungefähr in gleichem Alter, fast unter gleichen Verhältnissen, und ebenso fast mit gleichen Bestrebungen in Paris gleichzeitig an. Sie fanden sich, lernten sich kennen, und schlossen sich sehr bald fest Einer an den Andern an. Sie wuchsen nebeneinander zur Berühmtheit heran.

Aber wenn die äußeren Bedingungen ihres Lebens, ja die innere Stimmung ihres Geistes vielfach dieselben waren, so war dagegen die Richtung ihrer Herzen eine ganz andere. Diderot war ein fester, kalter Mensch, voller Willenskraft, ein Titane, der sich keck an die Götter wagte. Der Gegensatz zwischen ihm und Rousseau hätte in dieser Beziehung kaum schärfer sein können. Und trotz des Ge-

gensatzes dauerte ihre Verbindung mehr denn ein Jahrzehend, was für Beide ein Beweis ist, wie tüchtig jeder in seiner Art war.

Aber Rousseau liebte Diderot, liebte ihn, wie es seinem edlen, schwachen und so schönen Herzen Bedürfniß war. Diderot gerieth sehr bald mit den Lenkern des Staates in Händel, und eine seiner ersten Schriften kostete ihn seine Freiheit. Er wurde ins Gefängniß von Vincennes gesperrt und sehr strenge gehalten. Rousseau aber fühlte die Leiden der Gefangenschaft seines geliebten Freundes vielleicht tiefer als Diderot selbst. »Nichts kann je die Qualen schildern, — sagt er — die das Unglück meines Freundes in mir hervorrief. Meine unheilvolle Einbildungskraft, die stets das Schlimme verschlimmert, empörte sich. Ich glaubte ihn gefangen für sein ganzes Leben. Es ging mir wirre im Kopfe herum. Ich schrieb an die Frau von Pompadour, um sie zu beschwören, seine Freiheit zu bewirken, oder es zu erreichen, daß man mich zu ihm festsetze. Ich erhielt keine Antwort auf meinen Brief; er war zu wenig verständig um erfolgreich zu sein, und ich schmeichle mir nicht, daß er zu den Erleichterungen beigetragen, die einige Zeit nachher in der Gefangenschaft des armen Diderot eintraten. Aber wenn diese noch eine Zeitlang mit derselben Strenge fortgedauert hätte, so glaube ich, ich würde in Verzweiflung am Fuße des Thurmes, in dem er saß, gestorben sein. Wenn übrigens mein Brief wenig Erfolg gehabt hat, so habe ich meinerseits mich seiner ebenfalls nicht gerühmt; denn ich habe nur wenig Leuten, und nie Diderot selbst, von ihm gesprochen.«

Jahrelang stand Rousseau unter dem Einflusse der Liebe, die er Diderot gewidmet hatte, und der zu Folge

Diderot bald eine mehr oder weniger unbedingte Herrschaft über ihn erlangte.

## 2.

Während dieser Zeit und theilweise unter dem Einflusse, den Diderot auf Rousseau ausübte, schrieb letzterer das erste Werkchen, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zog. Er hatte sich vorher schon oft in kleinern Arbeiten, Gedichten, Abhandlungen, Comödien, ja sogar in einer Tragödie, versucht. Aber Alles war ohne größere Bedeutung, und verrieth nicht einmal das Talent, das in ihm schlummerte. Dies Talent selbst war überhaupt keines von denen, die sich in alle Formen fügen, die reich an Geist durch diesen überall und selbst im Dunkeln strahlen. Rousseau war nicht eigentlich ein Genie, aber er wurde der begeisterte Vertheidiger einer Wahrheit. Und trotz seiner Unzulänglichkeit, — die überall in seinen ersten Arbeiten hervortritt, auf die wir überall stoßen, wenn wir selbst an seine späteren Meisterwerke den alleinigen Maßstab der rein schönliterarischen, der rein artistischen Kritik anlegen, — wurde er, durch den Grundsatz, den er vertheidigte, so hoch gestellt, daß er an die Höchsten reicht. Ein Trost, eine Aufmunterung für — »die Armen an Geist.«

Der erste Wurf, der den Riesen halbwegs verkündete, der zeigte, wie stark die Schwachen sind, wenn das Geschick die Waffe eines Grundsatzes ewiger Wahrheit in ihre Hand giebt, war seine Rede über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf Sitten und Gewohnheiten der Völker. Die Academie von Dijon hatte diese Frage als Preisaufgabe gestellt. Sie fiel

zufällig in die Hände Rousseaus; sie wurde zum Blitzfunken, der in seiner Seele zündete.

Jean Jacques war ein schlichtes einfältiges Wesen, und fühlte sich eben in seiner Einfalt stets zur Natur hingezogen. Man hat behaupten wollen, Diderot habe Rousseau in seine Bahn hineingelenkt; — aller Anstoß und alles Unglück würden Rousseau nicht verhindert haben sie zu betreten, und ein Leben bodenlosen Elends vermochte ihn nicht, sie je wieder zu verlassen. Er gehorchte dem Rufe seines Herzens, das so und nicht anders gemacht war.

Schon im Jahre 1748 — zwei Jahre bevor er die Preisfrage der Academie zu Dijon aufgriff — schrieb er an einen Freund: »Ich bin sicher, daß es keinen tragischen Poeten giebt, der nicht trostlos wäre, wenn es keine großen Verbrechen gegeben hätte. — Und Ihr Freunde der schönen Künste wollt mich etwas lieben machen, das die Menschen verleitet so zu denken. Ich, ich will die Künste achten, aber unter der Bedingung, daß Sie mir beweisen, wie eine schöne Statue mehr werth ist als eine schöne That, und wie ein Stück Leinwand von Vanloo bemalt, höher steht als die Tugend.« — Das war seine ursprüngliche Auffassungsweise.

Eines Tages besuchte er Diderot im Gefängnisse zu Vincennes. Rousseau sah in der Gefangenschaft seines Freundes ein schreiendes Unrecht der Gesellschaft gegen einen Einzelnen, der Mächtigen gegen den Schwachen, der thierischen Gewalt gegen den menschlichen Geist, der Dummheit gegen den Verstand: Und in dieser Stimmung dachte er an die Frage: »Ob die Wissenschaft und die Künste dazu beigetragen, die Sitten zu

verbessern?« Er hatte eben Paris verlassen, und fühlte sich von den Schönheiten der freien Natur angeregt. Paris erschien ihm hier als der Mittelpunkt der Wissenschaften und der Kunst im Gegensatze zur freien Natur und den Sitten einer weniger civilisirten Welt.

Bei diesen Gefühlen kam der Geist über ihn. Er sank nieder unter einem Baume, weinte ohne es zu wissen, und träumte von den Gegensätzen, die ihn beherrschten, »Kunst und Wissenschaft — Natur und Einfalt.« Seine Seele verlor sich in der Traumwelt, die sich vor seiner Einbildung öffnete, sein Gemüth versenkte sich in sie und sein Geist gab sich gefangen. Er schrieb später selbst an Malherbes über diesen Vorfall: »O mein Herr, wenn ich je ein Viertel dessen hätte niederschreiben können, was ich unter diesem Baume gesehen und gefühlt habe, mit welcher Klarheit würde ich alle Widersprüche unserer gesellschaftlichen Ordnung dargestellt haben!«

Die Begeisterung hatte ihn ergriffen und verließ ihn nicht wieder, bis er sein Epos über Natur und Einfalt im Gegensatze zu Kunst und Wissenschaft vollendet hatte.

Der Geist des Propheten war über ihn gekommen, und seine Abhandlung über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten wurde ein neuer Ausgangspunkt für sein ganzes Leben, für sein Wirken auf das Leben seines Volkes und aller civilisirten Nationen.

## 3.

In der Einleitung, die er später dieser Arbeit gab, sagte er: »Was ist die Berühmtheit?« Hier das

unglückliche Werk, dem ich die meinige verdanke. Es ist gewiß, daß diese Abhandlung, die mir einen Preis einbrachte und einen Namen gemacht hat, höchstens mittelmäßig; und ich wage hinzuzusetzen, daß sie eine der unbedeutendsten meiner Sammlung ist. Welchen Strudel von Elend würde der Verfasser nicht vermieden haben, wenn dieser erste Versuch nur den Erfolg erlangt hätte, den er verdiente.«

Er irrt sich über die Ursache seines Elends. Die Arbeit ist mittelmäßig, aber dennoch verdiente sie den Erfolg, den sie erlangte; denn sie schlug eine Saite an, die damals in allen Herzen aufgezogen lag, sie sprach Wahrheiten aus, die ein Bedürfniß der Zeit waren.

Das Elend aber war die Strafe der — Berühmtheit; und es fiel auf Jean Jacques zurück, weil er neben seinen schönsten Absichten dennoch mehr als recht, an die Berühmtheit dachte. Sein Amt, sein Beruf, seine göttliche Sendung — warum das Wort nicht aussprechen? — war, der Welt eine alte Wahrheit von neuem klar vorzulegen. Hätte er den Versucher, der ihm sagte: Du wirst berühmt werden! von sich abgewiesen, er würde nicht elend geworden sein. Aber in seinem ersten Berufswerke ist ungefähr sein erster Gedanke: »Man muß nicht für Leser unserer Zeit schreiben, wenn man über Jahrhunderte hinaus leben will.« Das wollte er, — und das wurde denn zu einer Hauptursache seines Elends. Der Dichter, der Prophet in ihm strebte zugleich nach Wahrheit — und Ruhm, nach Einfalt — — und einer Lorbeerkrone. Dieser Widerspruch führte ihn zur Berühmtheit — und zum Elende. Und er hat Unrecht, zu klagen.

Aber noch eine höhere, eine allgemeinere Ursache war bei seinem Elende mit im Spiele. Er deutet sie später selbst in dieser seiner ersten Probearbeit an; aber das verhindert nicht, daß er dennoch sich ihrer nie klar bewußt worden. Wer die Welt belehren will, der nehme in Demuth sein Kreuz auf sich, denn er ist zum Kreuze verdammt. Es ist Götterwerk und die Götter schmiedeten schon Prometheus an einen Felsen, und schickten ihre Adler, daß sie ihm die Eingeweide zerrissen. Sokrates trank den Giftbecher; Christus gar starb am Kreuze. Und vor ihnen und nach ihnen Viele wie sie.

Und wer darf wagen, den Göttern deswegen zu grollen? Sie leihen uns ihre Macht, sie schenken uns ihre Liebe — was liegt dran, ob sie das Bischen Mensch in uns für ihre heilige Flamme zum Opfer verlangen?

Sie theilen ihre Gaben nach Recht und Billigkeit aus. Wer in Demuth sein Tagewerk vollbringt, auf den sehen sie in milder Gnade hinab. Selig sind die Armen an Geist. Wer in Einfalt sein Bischen Ich dahingiebt, seinen Mitmenschen die Last des Tagewerkes zu erleichtern, sie in den Stunden der Ruhe zu unterhalten, sie zu belustigen, den lohnen sie nach seinem Verdienste mit Erdenglück, mit Lorbeern, mit Geld. Die Tänzer, die Sänger, die Schauspieler, die Zeitvertreiber waren zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden auf Rosen gebettet.

Wer aber mit kecker Hand in das Räderwerk der Geschichte einzugreifen sucht, wer seinen Umschwung zu hemmen, zu fördern, ihm eine andere Richtung zu geben, — wer die Menschheit zu belehren, zu reformiren den Beruf auf sich nimmt, der beginnt den Kampf gegen die Götter selbst. Und wenn auch der Gottesfunke in ihm

selbst glüht, und seinen Beruf heiligt, so geschieht dies dennoch stets nur auf Kosten der Menschenschwäche in ihm. Das Weltrad, in das er keck eingreift, zerschmettert ihn in der Regel, wenn es ihm auch gelingen sollte, seinen Umschwung zu fördern, seinem Treiben eine neue Richtung zu geben.

Und dies Urtheil ist in gewisser Beziehung so weise als die ganze Schöpfung. Das Lehramt ist ein heiliger Beruf, und die Ueberirdischen bewachen ihn mit Eifersucht. Wäre es ein Spiel, brächte es wie Spiel und Unterhaltung Erdenlohn, die Menschheit belehren, sie in eine neue Bahn hineinstoßen zu wollen, so würde jeder Unberufene, mit Leichtsinn sich zu Götterwerk berufen glaubend, alle Tage den Gang der Ereignisse zu lenken versuchen. Ein heiliges Grundgesetz der Ordnung legt Erdenunglück neben Götterarbeit. Wer die Probe jenes nicht bestehen mag, lasse in Ruhe die Hand von dieser. —

## 4.

Als Rousseau die Preisaufgabe der Akademie von Dijon zu der seinigen gemacht hatte, frug er sich selbst: In welcher Art er sie beantworten solle? Und er antwortete: »In der Art eines Ehrenmannes, der Nichts weiß — und sich deswegen nicht weniger achtet.«

Er verurtheilte die Wissenschaften und Künste, und setzt hinzu: »Aber ich vertheidige die Tugend vor tugendhaften Menschen. Er sieht den Gegensatz zwischen einem rüstigen, gesunden Ackerbauer und der Kraftlosigkeit und Gehaltlosigkeit der Leute höhern Standes seiner Zeit. »Bevor die Kunst unsere Gebräuche gemodelt und

unsern Leidenschaften eine gezierte Sprache gelehrt hatten, waren unsere Sitten einfach, aber natürlich.« — »Heute wagt Niemand mehr zu scheinen was er ist.« Und so ist Alles Lug und Trug und Ungewißheit. »Und welches Gefolge von Lastern begleitet nicht diese Ungewißheit! Es giebt keine wahre Freundschaft, kein begründetes Vertrauen mehr. Der Verdacht, die Angst, die Furcht, die Kälte, die Zurückhaltung, der Haß, der Verrath, verstecken sich beständig unter der feilen Uniform der Politesse.« — —

»Unsere Seelen wurden verdorben in demselben Grade, als unsere Wissenschaften sich vervollkommneten.« — —

Er sucht seine Muster im Alterthum. Sparta ist sein Vorbild. Und die Unwissenheit, die dort Gesetz war, ist für ihn die höchste Staatsweisheit. Er zeigt, wie auch Sokrates und Cato das Lob der Unwissenheit sprachen. Er hätte hinzusetzen können, daß Christ gelehrt: Selig sind die Armen an Geist! So kommt er im ersten Theil seiner Arbeit schließlich nicht zu der Behauptung, sondern zu der Frage: »Was, die Ehrlichkeit wäre eine Tochter der Unwissenheit? Die Wissenschaft und die Tugend seien unverträglich?«

Im zweiten Theile beantwortet er diese Frage keck mit: Ja! Alles Wissen ist vom Bösen und aus Bösem entstanden: »Die Astronomie ist aus dem Aberglauben, — die Beredtsamkeit aus der Ehrsucht, dem Hasse, der Schmeichelei, der Lüge, — die Geometrie aus dem Geize, — die Physik aus eitel Neugierde, — alle, und die Moral selbst, aus dem menschlichen Stolze hervorgegangen.«

Er gießt das Kind mit dem Bade und um des Bades willen aus. Er übersieht, daß Sokrates und Cato Weise

und doch einfältigen Gemüthes waren, und daß es unmöglich ist, einen Mann zum Kinde zu machen, wohl aber möglich einem Manne, sich ein kindlich Gemüth zu erhalten.

Er bekämpft den Unsinn seiner Zeit, und hier ist er im Rechte: »Sagt uns, was wir denken sollen von dieser Masse dunkler Scribler in ihrer müßigen Schreiberei, die ganz nutzlos das Wesen des Staats abzehrt. Was sage ich: müßig? Wollte Gott, sie wären es in der That. Die Sitten würden gesunder und die Gesellschaft friedlicher sein. Aber diese leeren und nutzlosen Wortfechter gehen nach allen Seiten hin, bewaffnet mit ihren unheilvollen Paradoxen, und untergraben die Wurzeln des Glaubens, und zernichten die Tugend. Sie lächeln mitleidig bei jenen alten Worten: »Vaterland und Religion«, und benutzen ihr Talent und ihre Philosophie dazu, Alles zu zerstören und herabzuwürdigen, was es unter den Menschen Heiliges giebt.«

Dann sieht er im Luxus eine Folge der Künste und Wissenschaften, und bekämpft auch jenen. Nach ihm handelt es sich nicht darum, daß die Existenz der Staaten glänzend und kurz, sondern tugendhaft und dauernd sei. Aus dem Luxus geht nach seiner Ansicht das Sittenverderbniß nothwendig hervor. Und dieser Gedanke führt ihn dann wieder zurück zum Lobe der Einfalt der Urzeiten.

Der Luxus und das Sittenverderbniß zernichten auch die Tapferkeit, und endlich jede Moral, die dann schon in den Kindern durch das Beispiel ihrer Eltern und Lehrer, durch die Lehren selbst erstickt wird. Er fragt sich: »Was sollen denn die Kinder lernen?« und antwortet:

»Sie sollen lernen, was sie als Männer zu thun haben, und nicht was sie als Männer wieder vergessen müssen.«

Die Tänzerinnen, die Sängerinnen, die »Virtuosen« herrschten damals in Frankreich, ungefähr wie heute in Deutschland. Rousseau bekämpft schonungslos die angenehmen Talente, die sich auf Kosten der nützlichen geltend machen: »Der Weise läuft dem Glücke nicht nach, aber er ist nicht verschlossen gegen den Ruhm. Und wenn er ihn so schlecht vertheilt sieht, so sinkt seine Tugend, die ein wenig Aufmunterung belebt und der Gesellschaft nützlich gemacht haben würde, in sich selbst zusammen, und erlöscht in Elend und Vergessenheit. Das muß überall auf die Dauer die Folge des Vorzugs der angenehmen Talente vor den nützlichen sein.

Im Schusse kommt er am Ende auch gar zur Verurtheilung der Buchdruckerkunst, und behauptet, daß der Paganismus in seiner größten Entartung Nichts geschaffen, was Manchem zu vergleichen, das unter dem Schutze des Evangeliums aus der Druckpresse hervorgegangen. »Die heillosen Schriften eines Leucippus und Diagoras sind mit ihnen untergegangen; man besaß noch die Kunst nicht, die Ausartungen des menschlichen Geistes zu verewigen. Aber Dank der Druckerei, die gefährlichen Träumereien eines Hobbes und Spinoza werden ewig leben!« Ja, er prophezeit ein wenig, daß die Herrscher Europa's sich am Ende eben so viel Mühe geben würden, diese furchtbare Kunst aus ihren Staaten zu verbannen, als sie sich einst gegeben sie einzuführen.

Und deswegen und so kommt er endlich zu dem praktischen Schlusse, »daß die Könige nicht versäumen sollten,

die Leute in ihren Rath aufzunehmen, die am geeignetsten seien ihnen recht zu rathen; daß sie auf das alte, vom Stolze der Großen erfundene Vorurtheil, als ob die Kunst die Völker zu führen schwerer sei als die sie zu belehren, als ob es leichter sei, die Menschen zu veranlassen, aus freiem Willen das Gute zu thun, als sie dazu zu zwingen, verzichten sollen; daß die Weisen ersten Ranges an ihren Höfen eine ehrbare Zuflucht finden, daß sie hier den einzigen ihrer würdigen Lohn erlangen mögen, den, durch ihren Einfluß zum Wohle der Völker, denen sie Weisheit gelehrt, beizutragen. Erst dann wird man sehen, was die Tugend, die Wissenschaft und die Autorität, belebt durch einen edlen Wettstreit und gemeinschaftlich zum Besten des menschlichen Geschlechts arbeitend, vermögen. Aber so lange die Macht allein auf der einen Seite und Aufklärung und Weisheit allein auf der andern stehen, können die Weisen selten Gutes, und werden die Fürsten noch seltener Großes thun, und die Völker fortfahren, knechtisch, verdorben und unglücklich zu sein.«

Es ist nicht nöthig, den Widerspruch näher anzudeuten, der darin liegt, daß er alles Wissen ohne Unterschied verdammt und dann am Ende doch wieder das Heil der Welt von den Weisen, von Tugend und Wissenschaft verbunden, hofft. Das Wahre in dieser Schrift liegt auf der Hand; er bekämpft die Unnatur eines Afterwissens ohne moralischen Boden, er bekämpft die vergoldete Sittenlosigkeit, das übertünchte Laster, die Seiltänzerei in Kunst und Wissenschaft.

Der Adler, der so lange unter den Hofthieren gelebt hatte, daß er seine eigene Natur gar nicht ahnete, ver-

suchte zum ersten Male seine Flügel. Es ist schon Adlerschwung in seinem Fluge, aber er sinkt dennoch sehr bald wieder zu Boden. Sein erster Aufflug aber zog ihm das Gespötte, das Geschnatter der übrigen Hofvögel zu. Die Abhandlung erhielt den Preis — aber wurde von allen Seiten angegriffen. Ein Geistlicher, ein Philosoph und ein König waren im Vordergrunde der Gegner Rousseaus, aber der Adler wurde sich mit jedem neuen Fluge, zu dem man ihn aufscheuchte, immer mehr seiner Natur bewußt, und brauchte dann auch seine Krallen so tapfer gegen seine zahmen Angreifer, daß diese meist sehr bald furchtbar zerzaust und gerupft den Kampfplatz verließen.

Erst in diesem Kampfe entwickelte sich das ganze Talent Rousseaus, zeigte sich, daß er ein göttliches Flammenschwert führte; und er zog aus ihm fast mehr Ruhm als aus seiner Preisschrift selbst. Er brachte alle seine Gegner zum Schweigen — und deswegen haßten Viele ihn nur um so lebendiger.

## 5.

Das war der erste Blitzfunke, den Rousseau auswarf. Er sollte bald auf einem andern Felde ebenfalls einen glänzenden Erfolg davontragen. Seine erste Bildung war die eines Musikers gewesen. Er hatte sich auch in ihr ein paarmal ohne Glück versucht. Jetzt schuf er im Geiste der Lehre seines ersten Werkes eine kleine Tondichtung, le Devin du Village; durch eine wunderbare Einfalt und eigenthümliche Natürlichkeit trat er in demselben dem Schnörkelgeschmacke der Zeit schroff entgegen. Die ganze

Pariser Lebewelt, bis zum Hofe hinauf, war entzückt über diese neue Auffassung der Musik und der Tondichtung. Rousseau wurde durch sie auf eine Weile der Löwe des Tages.

Aber diese Oper wurde dann auch der Ausgangspunkt zu allerlei Mißverständniß mit seinen Freunden, und ganz besonders zum ersten, für Beide höchst bezeichnenden Zwiste zwischen ihm und Diderot. Diderot hielt seinen Freund für schwach, glaubte für ihn sorgen und denken, besonders, so viel an ihm liege, seine Zukunft sichern helfen zu müssen. Der Erfolg seiner Oper hatte Rousseau bei Hofe beliebt gemacht. Es wurde ihm nahe gelegt, daß er nur darum zu bitten brauche, um eine Pension zu erhalten. Er aber wollte nicht darum bitten. Diderot war anderer Ansicht, suchte ihn zu bereden, und sah seinen ganzen Einfluß zusammenbrechen. »Er sprach mir«, sagt Rousseau, »von der Pension mit einem Feuer, wie ich es für einen ähnlichen Gegenstand von einem Philosophen nicht erwartet hätte. Er machte mir kein Verbrechen daraus, daß ich mich dem Könige nicht vorstellen lassen wollte; aber er machte mir ein schreckliches aus meiner Gleichgültigkeit gegen die Pension. Er sagte mir, daß wenn dies Benehmen für meine eigne Rechnung uneigennützig erscheinen könne, meine Verhältnisse mir nicht erlaubten, uneigennützig für die Frau Le Vasseur und ihre Tochter (seine »Gouvernante«) zu sein, daß ich es ihnen schuldig sei, kein mögliches und anständiges Mittel zu vernachlässigen, ihnen das tägliche Brot zu sichern. Und da man am Ende doch nicht sagen könne, daß ich die Pension ausgeschlagen, so bestand er darauf, daß, weil man geneigt schiene sie mir zuzugestehen, ich sie erbitten und auf

jede Weise zu erhalten suchen müsse. Obgleich sein Eifer mich rührte, so konnte ich dennoch keinen Geschmack an seinen Ansichten finden, und wir hatten über diesen Gegenstand einen sehr lebendigen Wortwechsel, den ersten, den ich je mit ihm gehabt habe. Und wir haben nie andere gehabt, als solche, in denen er mir vorschrieb, was er behauptete daß ich thun müsse, und ich mich dagegen sträubte, weil ich glaubte es nicht thun zu dürfen.«

Diderot mochte erstaunt sein, den armen, schwachen und eiteln Jean Jacques auf einmal hier so stark, so würdig, so stolz zu sehen. Er scheint diesen Widerspruch nie recht begriffen zu haben, und mag ihn daher einer Erkältung der früher so heißen und untergebenen Anhänglichkeit zugeschrieben haben. Diderot wurde von nun an schärfer, und Rousseau härter. Diderot glaubte, daß es pure Unklugheit sei, die Pension auszuschlagen, und dachte dann nur um so schlimmer von Rousseaus Fähigkeit eine Familie zu erhalten, einer Art Haushaltung vorzustehen. Das mögen für Diderot theilweise die Gründe gewesen sein, die ihn bestimmten, später Alles aufzubieten, Rousseau von seinen »Gouverneuses«, seiner Therese und ihrer Mutter, zu trennen. Andere Freunde, oder die sich für solche ausgaben, mögen andere Gründe gehabt haben. Rousseau aber hatte sich mit seinen Herzensfäden fest an die Gouvernante angesogen, sie paßte in ihrer schlichten Art, in ihrer plebejischen Einfachheit, vollkommen zu seinem ganzen Wesen und seiner Auffassungsweise. Und deswegen war auch hier alle Mühe Diderots vergebens. Jean Jacques sagt von diesen Bestrebungen seiner Freunde: »Sie mühten sich ab, in der Absicht mein Glück zu

sichern, — durch Mittel, die am allergeeignetsten waren, mich in der That elend zu machen.«

Rousseau glaubte zu bemerken, daß der Erfolg seiner Oper überhaupt die Stimmung seiner früheren Freunde geändert habe. »Seit der Zeit bemerkte ich weder bei Diderot, noch bei Grimm, noch bei den übrigen Schriftstellern, die ich kannte, dieselbe Herzlichkeit, dieselbe Offenheit, und dasselbe Vergnügen mit mir zusammen zu sein, das ich früher bei ihnen zu finden glaubte.«

Die Erfolge Rousseaus auf dem Felde der Musik mögen immerhin auf viele seiner Freunde den Eindruck gemacht haben, den Rousseau zu bemerken glaubte. Es ist das nur um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß ziemlich sicher die große Mehrzahl sich hoch über den »guten«, den armen, den schwachen Jean Jacques stellte, und alle Schriftsteller ohne Ausnahme, überdies sein »bischen« Musik, das ihm so rasch Ruhm und Geld brachte, für gar nicht des Redens werth halten mußten gegenüber — — ihren eigenen tiefen poetischen, literarischen und philosophischen Verdiensten. Es ist aber eben so wahrscheinlich, daß auch Rousseau, so reich an Ruhm, in ganz anderer Art unter seine Freunde trat. Und diese, ein wenig verletzt durch sein rasches Glück, waren gerade deswegen um so weniger in der Stimmung, ihm seine kleine und natürliche Schwäche zu verzeihen. Er war damals noch ein offener Mensch, und hoffte dieselbe Offenheit bei seinen Freunden zu finden. Das Herz hüpfte ihm in der Brust und drängte sich auf die Lippen, — und seine Freunde blieben stummer und theilnahmloser, als die frohe Ungeduld seines Innern es verlangte. Das mochte ihn sehr schmerzen, und wirkte dann sicher auf

sein Benehmen gegen Diderot, Grimm und Andere seiner Freunde zurück. So wurde der innere Riß alle Tage größer.

Gewiß ist, daß mit dem ersten Widerstande, den Rousseau seinem Freunde Diderot leistete, diese Freundschaft selbst gebrochen war. Diderot erkannte seinen Jean Jacques nicht wieder; und Rousseau sah seinen geliebten Freund alle Tage immer kälter werden. Es wäre ein Glück für Beide gewesen, wenn sie sich nach ihrem ersten Streite für immer getrennt hätten. Aber Männer wie sie, trennen sich nicht so leicht als sie sich finden. Es dauert lange, ehe ein Band, das sich oft so rasch schlingt, wieder ganz gelöst ist. — Aber von nun an fanden zwischen Rousseau und Diderot fast nur Reibungen statt. Rousseau war ein Gemüthsmensch, Diderot ein Verstandesmensch, jener ebenso warm hingebend als dieser meist kalt hinnehmend. Auch ihre Weltanschauung stellte sich, je klarer sich beide selbst wurden, nach und nach als eine vollkommen entgegengesetzte heraus. Diderot lehrte die Theorie des Genusses; Rousseau folgte dem Grundsatze der Pflicht. Diderot wurde zum Führer der Atheistenschule, Rousseau konnte sich nie von dem Gedanken eines höhern Wesens frei machen, blieb und wurde immer mehr ein Anbeter Gottes in seinem schönen Werke des Himmels und der Erde. Alles das machte den Bruch immer größer, und falsche Freunde wären kaum nöthig gewesen, um auch die letzten Reste der Bande, die sie einst umschlungen, zu zerreißen.

---

# III.

# Rede über die Ungleichheit der Lebensbedingungen unter den Menschen.

## 1.

Im Jahre 1753 erließ die Akademie von Dijon eine neue Preisfrage über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Der Stoff paßte zu sehr in Rousseau's Grübeln hinein, als daß es selbst des glücklichen Erfolges seiner ersten Preisschrift bedurft haben würde, um die Bearbeitung dieser zweiten Aufgabe zu übernehmen. Er selbst hat sich später über seine Absicht bei dieser Arbeit ausgesprochen. Er mag sie sich im Augenblicke, wo er an sie heranging, nicht so klar gedacht haben als sie später vor ihm stand; aber das verhindert wahrscheinlich nicht, daß diese Absicht ziemlich sicher schon damals in ihm lebte und wirkte. Deswegen mag sein eigenes Urtheil als Einleitung dienen. Er sagt: »Meine Absicht konnte nicht sein, die zahlreichen Völker und die großen Staaten zu ihrer ursprünglichen Einfalt zurückzuführen, sondern einfach wo möglich den Fortschritt zum Untergange bei Denen zu hem-

men, die ihre Unbedeutendheit und ihre Verhältnisse vor einer so raschen Vervollkommnung der Gesellschaft und Entartung der Menschen bewahren. Dieser Unterschied verdient gemacht zu werden, und ist nicht gemacht worden. Man hat nicht aufgehört mich anzuklagen, die Wissenschaften, die Künste, das Theater, die Akademien zerstören und die Welt in ihre ursprüngliche Barbarei zurückwerfen zu wollen; und ich habe stets im Gegentheile auf der Erhaltung der bestehenden Institutionen bestanden, und behauptet, daß ihre Zerstörung nur die »Palliatifs« wegnehmen und die Laster bestehen lassen, den Raub an die Stelle der Entartung setzen werde. Ich habe für mein Vaterland, für kleine Staaten, die wie jenes organisirt sind, gekämpft. Wenn meine Lehren Andern von irgend Nutzen sein konnten, so würde es nur dadurch möglich gewesen sein, daß ich den Gegenstand ihrer Achtung geändert, und so vielleicht ihren Untergang, den sie durch ihr getrübtes Urtheil förderten, gehemmt hätte. — — In meinen ersten Werken suchte ich den Zauber der Täuschung zu zerstören, der uns eine dumme Bewunderung für die Ursachen unseres Elends giebt, und die falsche Schätzung zu vernichten, die uns schädliche Talente verehren und nützliche Tugenden verachten lehrt.«

## 2.

Rousseau fühlte, daß Paris nicht der Ort war, das Werk, das in ihm keimte, zu Tage zu fördern, und zog deswegen nach St. Germain, oder besser in den Wald von St. Germain. Er nahm seine Therese und zwei ihrer Freundinnen, ebenso schlichter, »uncivilisirter« Art als diese

selbst, mit auf seine Wallfahrt in die Wälder. Rousseau sagt von dieser Reise, daß er sie zu der angenehmsten seines Lebens rechne. »Es war sehr schönes Wetter; diese guten Weiber übernahmen den Haushalt und die Anordnung. Therese vergnügte sich mit ihnen, — und ich, ohne mich um etwas zu kümmern, kam mich ohne Umstände bei den Mahlzeiten mit ihnen zu belustigen. Den ganzen Rest des Tages suchte und fand ich, im Walde vertieft, das Bild der Urzeiten, deren Geschichte ich keck schilderte. Ich enthüllte die kleinen Lügen der Menschen; ich wagte es, ihre Natur nackt zu entschleiern, dem Fortschritt der Zeit und der Sachen, der sie verschlechtert hat, zu folgen, und, indem ich den Menschen des Menschen mit dem Menschen der Natur verglich, ihm in seinen sogenannten Vervollkommnungen die wahre Quelle seines Elends zu zeigen. Meine Seele, gehoben durch diese überschwenglichen Betrachtungen, wagte es, sich neben die Gottheit zu stellen, und da ich von dort aus meine Mitmenschen in ihrer Blindheit die Bahn ihrer Vorurtheile und ihrer Irrthümer verfolgen sah, so rief ich ihnen mit einer schwachen Stimme, die sie nicht hören konnten, zu: »Unverständige, die Ihr Euch stets über die Natur beklagt, lernet, daß alle Eure Uebel von Euch selbst kommen.«

Du armes Menschenkind — neben der Gottheit!

Und so sah er: »die Einen durch Gewalt herrschen, und die Andern wimmernd durch ihre Lüste beherrscht.« Er sah die feinen Ketten der freiwilligen Dienstbarkeit, und sah die Künste und die Wissenschaften geschäftig sie überall zu stählen, mit Blumen und mit Gold zu überziehen. Und in seinem Zorne erklärte er ihnen den Krieg, sprach er das Verdammungsurtheil, von ihrer Wiege bis zu ihrem ent-

arteten Mannesalter, über sie aus. Er haßte die Herrschaft und die Herrscher, er war im Geist und in der Wahrheit »Bürger« einer Republik, die er im Herzen trug; und deswegen klagte er: »Das Bedürfniß erhob Throne, — die Wissenschaften und die Künste haben sie befestigt. Mächte der Erde, liebet die Talente, schützet die, die sie treiben. Verfeinerte Völker, gebt Euch ihnen hin; glückliche Sklaven, ihr dankt ihnen den feinen Geschmack, auf den ihr so stolz seid, diese Milde des Charakters, diese Zartheit der Sitten, die den Umgang mit Euch so anziehend und so leicht machen, — mit einem Worte, den Schein aller Tugenden, ohne Eine zu besitzen.«

Sein edleres Gefühl empörte sich gegen die Unnatur, die er rings um sich herum herrschen sah, und deswegen betete er inbrünstig: »Allmächtiger Gott, du, der du in deiner Hand die Geister hältst, befreie uns von der Aufklärung und von den schädlichen Künsten unserer Väter, und gieb uns die Unschuld zurück, die Unwissenheit und die Armuth, die einzigen Güter, die unser Glück machen können, und die vor dir werthvoll sind!«

Er sah die Unnatur und wollte zur Natur zurückkehren; er sah die Schuld und flüchtete sich in die Arme der Unschuld; er sah das Unheil des Reichseins und hoffte Rettung bei der Armuth; er sah den Mißbrauch der Wissenschaften und rief die Unwissenheit zu Hülfe.

Natur und Unschuld, — Armuth und Unwissenheit erschienen ihm als gesonderte Ausflüsse der menschlichen Geistesthätigkeit. Er beachtete nicht, daß Natur und Unschuld ewigwirkende Ursachen, Reichthum und Wissenschaft nur zeitlichgegebene Mittel sind. Es liegen verführerische Kräfte in diesen Mitteln, die wie-

der als Ursachen rückwirken; aber nur wenn sie im Stande sind so rückwirkend Natur und Unschuld zu vergiften, werden sie erst in diesen selbst wieder selbständige Ursachen. Es ist wahr, die Frucht von dem Baume der Erkenntniß wurde nur durch die Sünde errungen; aber das Erkennen selbst ist deswegen dennoch keineswegs die Sünde selbst, und erst durch das Erkennen des Guten und Bösen wurden die Geschöpfe des Paradieses zu Menschen.

Für Rousseau aber standen Natur und Unschuld, Armuth und Unwissenheit auf derselben Stufe. Er suchte sie und fand sie nur unter den Wilden, nur unter — den Bewohnern des Paradieses, was im Wesentlichen dasselbe ist, denn beide wurden durch die Frucht der Erkenntniß zum Unglück, das heißt: zum Menschenbewußtsein verdammt.

Im Walde zu St. Germain wurde Jean Jacques selbst wild. Er suchte die Unschuld und die Natur und fand sie hier. Er versenkte sich mit seinem Dichtergeiste so tief in sie hinein, daß er nie wieder recht herauskommen konnte. Er schüttelte den civilisirten Menschen ab und wurde ein Waldmensch; und es ist oft lustig zu sehen, wie wohl er sich in seiner Stelle gefällt. Er erzählt von seinem Vorbilde: »Ich sehe ihn unter einer Eiche sitzen, an einer Frucht seinen Hunger, an der nächsten Quelle seinen Durst stillen; er findet sein Bett unter demselben Baume, der ihm sein Mahl gab, und so sind alle seine Bedürfnisse befriedigt.« Jean Jacques läßt ihn natürlich auch von Zeit zu Zeit einem Weibchen begegnen. Aber das ist auch Alles. »Seine Wünsche steigen nicht über seine physischen Bedürfnisse hinaus; die einzigen Güter, die er auf Erden kennt, sind das Essen, ein Weibchen, und die Ruhe; die einzigen Uebel, die er fürchtet, sind der Schmerz und der Hunger.«

In diesem Zustande findet Jean Jacques Natur und Unschuld, Armuth und Unwissenheit vereinigt, und gesteht ihm daher den Preis zu. Der Wilde erscheint ihm glücklicher, reicher, stärker, gesunder — in jeder Beziehung bevorzugter — als der civilisirte Mensch, und Jean Jacques denkt sich in seinem Walde zu St. Germain so tief in dessen Glück und Art hinein, daß er am Ende ganz einfach in der ersten Person spricht und sagt: »Wenn man mich von einem Baume wegtreibt, so brauche ich mir nur einen andern zu suchen; wenn man mich an einem Orte quält, wer verhindert mich an einen andern zu gehen?« Und so hüpft er von Baum zu Baum; so eilt er von einer schönen Stelle zur andern. Was Wunder, daß er diesen Traum, der leider nur acht Tage dauerte, zu den glücklichsten seines Lebens rechnete?

Aber der arme Jean Jacques konnte nie wieder recht aus ihm heraus. Es begegnete ihm das Unglück des Zauberlehrlings; er hatte die neckischen Geister der Urwälder entfesselt, und wußte sie nicht wieder zu bannen.

Der Dichter, der Poet war in die Urwälder hineingedrungen; aber der Denker, der Philosoph konnte nicht wieder herausfinden. Je tiefer er sich in den Zauberwald der Wildheit hinein verirrte, desto unnatürlicher erschien ihm die Civilisation. Er kam ganz logisch zu dem Schlusse, daß, da Essen, Trinken, ein Weibchen und Ausruhen die einzigen natürlichen Bedürfnisse seien, das Denken sogar unnatürlich, und sagt endlich: »Ja, wenn die Natur uns bestimmt hat, gesund zu sein, so wage ich es fest zu behaupten, daß der Zustand des Nachdenkens ein der Natur entgegengesetzter ist, und daß der Mensch, der denkt, — ein entartetes Thier ist.«

Er will aber kein entartetes Thier sein — und somit giebt er das Denken auf, und sein Naturmensch wird einfach ein Thier. Bald aber entdeckt er doch wieder eine kleine Verschiedenheit zwischen dem Thiere und dem Naturmenschen. Körperlich sind sie ganz gleich, stehen sie im Wesentlichen auf derselben Stufe: aber selbst im wildesten Menschen lebt doch noch ein Fünkchen, das Jean Jacques mit dem besten Willen nicht übersehen konnte. Und so kehrt er denn um, und sagt: »Ich sehe im Thiere nur eine kunstvolle Maschine, der die Natur Sinne gegeben hat, um sich selbst aufzuziehen, und um sich bis zu einem gewissen Punkte gegen Alles zu verwahren, was sie zerstören könnte. Ich sehe vollkommen dieselbe Einrichtung in der menschlichen Maschine, mit dem Unterschiede, daß die Natur allein alles in den Operationen des Thiers thut, während der Mensch in den seinigen als freier Theilnehmer mitwirkt.... Die Natur befiehlt jedem Thiere, und das Thier gehorcht; der Mensch fühlt dieselben Eindrücke, aber er fühlt sich frei, zu gehorchen oder zu widerstehen.«

Bald entdeckt er einen weiteren unbedeutenden Unterschied, und zwar den der Gabe sich selbst zu verbessern. Die Freiheit wagt er nicht zu lästern, anzuklagen, zurückzuweisen; aber mit der Möglichkeit des Besserwerdens ist Jean Jacques schon weniger einverstanden. Natürlich, sie führt ihn aus dem Urwalde, aus seiner Feenwelt der Unschuld und Einfalt — aus dem Walde von St. Germain heraus, graden Weges nach Paris hin. Deswegen macht er wenig Umstände mit ihr, und sagt: »Ein Thier ist am Ende von ein paar Monaten Alles, was es in seinem ganzen Leben werden kann, und seine Gattung am Ende von Jahrtausenden das, was sie im ersten Jahre

dieser Tausende war. Weswegen ist der Mensch allein ausgesetzt, ein Dummkopf zu werden? — Es wäre traurig für uns, gezwungen zu sein, einzugestehen, daß diese uns auszeichnende und fast grenzenlose Gabe die Quelle alles Unglücks der Menschen ist.«

Der Mensch kann ein Dummkopf werden, weil er ein Mensch ist, und die Quelle alles Unglückes ist auch die Quelle alles Menschenglückes, ja das Unglück erst schafft die Möglichkeit des Glückes, und so ist das Menschen-Unglück selbst der Stempel der höhern Natur.

Rousseau übersieht diesen innern Zusammenhang. Und deswegen sucht er ein Glück ohne Unglück. Da ein solches der Natur widerspricht, da es dem Menschenwesen entgegen ist, so geräth er ganz naturgemäß auf den Abweg es in einem nie unglücklichen, stets satten und stets beruhigten Thiere zu finden. Sein Urmensch ist kein Mensch mehr, denn es fehlen ihm alle Menscheneigenschaften, die eben auch den Urmenschen von dem Thiere unterscheiden. Und das ist denn auch die Ursache, warum es ihm folgerecht unmöglich ist, den Uebergang von seinem Urmenschen, von seinem Thiere mit zwei Füßen und zwei Händen, zum wirklichen Menschen zu finden.

Seine Verlegenheit ist groß und er spricht sie in seiner wahren Art auf die einfältigste, ungezierteste Weise aus. »Je mehr man darüber nachdenkt, desto größer wird der Abstand zwischen den reinen Gefühlseindrücken und den einfachsten Kenntnissen. Und es ist unmöglich zu begreifen, wie ein Mensch durch seine eignen Kräfte allein, und ohne Hülfe der Mittheilung und ohne den Stachel der Nothwendigkeit einen so großen Abstand hat überschreiten können." Und diese Unmöglichkeit tritt ihm überall

entgegen, wo er auf die allernothwendigste, allereinfachste Menschenthätigkeit stößt. Das erste Bedürfniß des Menschen ist der Natur nachzuhelfen, um so seinen Hunger zu befriedigen, seine Glieder zu bekleiden. Er lernt sehr bald einsehen, daß er nicht alle Tage Früchte vom Baume abpflücken kann; er ist gezwungen, sie zu hegen und zu pflegen, dem »lieben Herrgott ein wenig zu helfen, Korn zu machen.« Aber Rousseaus Thiermensch würde dazu nie kommen, und Jean Jacques selbst steht dies so klar ein, daß er sich einfach fragt: »Mit einem Worte, wie könnte ihre Stellung die Menschen dazu führen, die Erde zu bebauen, so lange sie nicht unter sie getheilt, das heißt so lange der Naturzustand nicht zerstört ist?« Und er bleibt die Antwort schuldig, denn der Uebergang ist eben unmöglich.

In Bezug auf den Ursprung der Sprache stößt er ebenso naturgemäß und folgerecht ganz auf dieselbe Unmöglichkeit. »Der erste Zweifel, der uns entgegentritt,« sagt er in Bezug auf die Sprache, »ist, sich einzubilden, wie sie nur nothwendig werden konnte. Denn da die Menschen keine Art Verbindung unter sich haben, und ebenso kein Bedürfniß fühlen, solche zu haben, so begreift man die Nothwendigkeit, die Möglichkeit ihrer Erfindung nicht, wenn sie nicht unerläßlich war. Ich könnte immerhin, wie viele Andere, sagen, daß die Sprache aus den Wechselbeziehungen zwischen den Vätern, den Müttern und den Kindern hervorgegangen sei. Aber außer daß dies die Einwürfe nicht erledigt, so hieße das den Fehler derjenigen begehen, die, indem sie über die Urzustände sprechen, in sie die Ideen, die sie in der Gesellschaft eingesogen, übertragen. Sie sehen die Familie stets in derselben Wohnung vereinigt und

ihre Mitglieder unter sich in einer ebenso innigen und beständigen Verbindung wie bei uns, wo so viele gemeinsamen Interessen sie zusammenhalten; anstatt daß im Urzustande, in dem es weder Häuser, noch Hütten, noch irgend eine Art Eigenthum giebt, jeder sich dem Zufalle überläßt, und alle Nächte anderswo schläft; die Männchen und die Weibchen vereinigen sich nur vorübergehend, je nach dem zufälligen Zusammentreffen und den augenblicklichen Begierden, ohne daß die Sprache ein sonderlich nothwendiger Uebersetzer der Sachen wäre, die sie sich zu sagen haben. Sie trennen sich mit derselben Leichtigkeit. — — — Behaupten, daß die Mutter dem Kinde die Worte vorsage, deren es sich bedienen könne, um ihr dies oder jenes abzufordern, das zeigt wohl, wie man die bereits gebildeten Sprachen lehrt, aber das lehrt nicht, wie sie sich bilden.«

Er fühlt den endlosen Kreis, in den er hinein gerathen ist, sehr gut. Er gesteht: »Wenn die Menschen der Sprache bedurften um denken zu lernen, so bedurften sie des Denkens grade so sehr um die Kunst des Sprechens zu erfinden.« Und so kommt er zu dem unabweisbaren Schlusse, daß »die Sprache sehr nothwendig gewesen zu sein scheine, um den Gebrauch der Sprache einzuführen.«

## 3.

Rousseaus Ausgangspunkt mußte in diese Sackgasse hineinführen. Er wurde auf diese falsche Bahn übrigens durch die herrschenden Ansichten der Zeit geleitet. Die »Gelehrten« hatten sehr viel über den Ursprung der Sprachen nachgedacht, und höchst tiefsinnige Sachen darüber geschrieben. Sie hatten sich zu dem Ende ungefähr alle einen

Menschen ohne Sprache gemacht, und ihm dann geholfen, eine solche zu erfinden. Und das hatten sie alle so klug, so fein eingerichtet, daß der sprachlose Mensch zuletzt ganz natürlich dazu kam, sich eine Sprache zu schaffen, die nach und nach bis zur Vollkommenheit des achtzehnten Jahrhunderts hinaufstieg. Der Unsinn war groß; zu groß für den scharfen Blick Rousseaus. Wenn er sich noch durch die »Gelehrten« verleiten ließ, sich ebenfalls zu Anfang einen sprachlosen Menschen zu denken; so war er wenigstens folgerecht genug, sein bischen Witz am Ende ruhig gefangen zu geben, und einfach zu gestehen, daß er nicht im Stande sei, einen sprachlosen Menschen, ein Thier sprechen zu lehren [1].

Wenn der Mensch ein Thier ist, so ist er eben ein Gesellschaftsthier, ein Sprachthier. Der Gesellschaftstrieb, der Sprachtrieb ist ihm angeboren, gehört zu seiner Urnatur. Wie die Natur die Bienen schaart, so schaart sie die Menschen; wie sie den Vogel singen, den Hund bellen, den Löwen brüllen lehrt, so lehrt sie den Menschen sprechen. Ursprünglich und Urnaturgemäß sind diese beiden Triebe auf ein enges Feld beschränkt, und somit Gesellschaft und Sprache so wenig ausgebildet, als das Bedürfniß es erlaubt und verlangt. Die Familie ist die erste Stufe des menschlichen Gesellschaftstriebes, und wo der Mensch in ihrem engen Kreise vereinzelt lebt, da mag er nur eine sehr eng begränzte Bedürfnißsprache haben, wie dies sogar oft

[1] Es gab damals Leute und hochgelehrte, die sich viel Mühe gaben, Affen das Sprechen beizubringen. Aber die sind zu klug es zu lernen, sonst würde man sie zum Arbeiten zwingen — behaupten die Gelehrten und Philosophen unter den Negern, und das Beispiel von Bileams Esel zeigt, wie Recht sie haben.

bei dem Bauer des höchstcivilisirten Landes der Fall ist. Die Gesellschaftsstufe bedingt die Stufe der Sprache. Der Mensch ist aber nicht nur ein Gesellschafts-, ein Sprachthier; sondern es gehört auch zum Wesen dieses Thieres, das heißt zur Menschennatur ebenso unabweisbar, daß dieselbe sich stets höher hinauf ausbildet, daß sie stets im Fortschreiten begriffen ist. Dieser Fortschrittstrieb führte wenn nicht den Menschen — doch wenigstens die Menschheit — zu stets höherer Entwickelung, und in dieser selbst das Gesellschaftsleben und die Sprache ebenfalls zu stets höherer Ausbildung.

Rousseau aber hat Recht gegen alle Klugen und Gelehrten seiner Zeit, wenn er sagt, daß ein sprachloser Mensch, daß ein gewöhnliches Thier, nie und nimmer eine Menschensprache erfunden haben würde. Er würde eben hierdurch aus der Thiernatur herausgetreten sein. Und es zeigt, wie tief Rousseau trotz der Verirrung, in die er hineingerathen, den innern Zusammenhang zwischen der Menschennatur und der Bethätigung derselben ahnete, daß er zu dieser nicht mehr kommen konnte, nachdem er jene verkehrt aufgegriffen, gewissermaßen geleugnet hatte.

»Er gesteht einfach, daß er die Mittel nicht begreife (des moyens, que je ne connais pas), durch welche die neuen Sprachmeister angefangen, ihre Ideen auszubreiten, und ihre Worte zu generalisiren.« Er ist ebenso offen und ebenso bescheiden in Bezug auf die Bildung der ersten Gesellschaft unter den Menschen. »Was mich anbelangt,« sagt er, »erschreckt durch die Hindernisse, die sich häufen, und überzeugt von der fest bewiesenen Unmöglichkeit, daß die Sprachen durch rein menschliche Mittel entstehen und Wurzel fassen

konnten, überlasse ich es Jedem, der Lust dazu hat, die schwerere Frage zu entscheiden, was nothwendiger war, die Gesellschaft bereits gebunden durch die Institution der Sprachen, oder die vollendete Erfindung der Sprachen zur Herstellung der Gesellschaft.«

»In der That«, fährt er fort, »es ist unmöglich, sich einzubilden, warum in diesem Urzustande ein Mensch eher eines andern Menschen bedürfe als ein Affe oder ein Wolf seinesgleichen; oder, dieses Bedürfniß unterstellt, welcher Grund den Andern bewegen, dasselbe zu befriedigen, und wie sie sich in diesem Falle über die Bedingungen verständigen könnten.«

So weit ist Rousseau in der Wahrheit — aber auch in seinem Urwalde, ohne aus ihm herauszukönnen. Heraus aber mußte er doch am Ende, und so nimmt er auf einmal einen Ansatz, und thut einen Riesensprung, der den Siebenmeilenstiefeln seiner Phantasie alle Ehre macht, aber wozu eben Siebenmeilenstiefeln der Einbildung unumgänglich nothwendig waren.

Er schließt die Augen, um den Abgrund nicht zu sehen, den er überspringt; und dann sagt er uns, daß sein Urmensch »erst nach vielen Jahrhunderten das Bedürfniß habe fühlen können, seinen Naturzustand zu verlassen.« Er bleibt uns die Möglichkeit des Wie, die Ursache des Warum schuldig. Und das war sehr klug, nachdem er selbst zugestanden, daß es unmöglich sei, sich vorzustellen, wie dieser Uebergang »nach vielen Jahrhunderten« stattgefunden habe.

Er kann aber seinen Zauberwald nicht verlassen, ohne einen trauernden Abschiedsblick zurückzusenden, und deswegen sagt er beim Eintritt in die Menschenwelt noch einmal: »Ich möchte, daß man mir erklärte, welcher Art das Elend eines

freien Wesens, dessen Herz in Frieden und dessen Leib in Gesundheit lebt, sein kann. Ich frage, welche von beiden, die civilisirte oder die naturgemäße Lebensart muß denen, die sich ihrer freuen, am leichtesten unerträglich werden? Wir sehen rings um uns herum nur Leute, die sich über ihre Existenz beklagen, viele selbst, die sich derselben berauben, so weit sie dazu im Stande sind. Und das Zusammenwirken der göttlichen und menschlichen Gesetze genügt kaum, der Unordnung zu steuern. Ich frage, ob man je gehört, daß ein Wilder in Freiheit auch nur daran gedacht hat, sich über das Leben zu beklagen und sich selbst zu tödten? [1]) So urtheile man mit weniger Stolz, auf welcher Seite das Elend ist.«

## 4.

Auf der Schwelle der civilisirten Welt angekommen, betrachtet Rousseau diese mit scheuen Augen, und begrüßt sie mit Mißtrauen. In seinem schönen Herzen sucht und findet er den Keim der Möglichkeit einer Gesellschaft im Mitleiden, das ein Geschöpf mit dem andern hat. Aus diesem fließen alle gesellschaftlichen Tugenden. Aber es scheint Jean Jacques unzweifelhaft, daß dieses Gefühl viel stärker im Naturzustande als im Zustande des Denkens gewesen. »Die Philosophie vereinzelt, sie lehrt den Menschen, der einen andern leiden sieht, sagen: Stirb, wenn du willst, ich bin in Sicherheit.« Er sah die »Philosophie«, wie sie ihm unter seinen Pariser Gleichzeitlern entgegentrat,

---

[1]) Neuere Beobachtungen beantworten diese Frage für viele wilden Stämme mit Ja.

und so auch jede andere Tugend, die trotz ihres Namens zum Laster ausgeartet war. Selbst die Liebe, die so hell in seinem Herzen glühte, blieb nicht verschont. Von ihr sprechend, sagt er: »Es ist leicht zu erkennen, daß die Moral der Liebe ein unnatürliches Gefühl ist, erfunden zum Gebrauche der Gesellschaft, und gehegt durch die Frauen mit sehr vieler Klugheit und Umsicht, um die Herrschaft eines Geschlechts, das gehorchen sollte, zu sichern.«

Nachdem Rousseau so in die Menschenwelt eingetreten, begleitet ihn der Nachklang seines Waldtraumes auf Schritt und Tritt, und wird in ihm zum Maßstabe, den er an die Ausflüsse der Civilisation überall anlegen zu dürfen glaubt. Er sieht rings um sich Unnatur und Eigensucht, und denkt an Einfalt und Unschuld, und dann bricht er im Namen dieser den Stab über jene. Er würde stets und doppelt Recht haben, wenn ihn sein Traum nicht mitunter, ja fast immer mehr oder weniger blendete.

Da er keinen natürlichen Uebergang aus dem Urzustande in den der menschlichen Gesellschaftwelt gefunden, so sucht er »die Zufälle, die den Menschenverstand zum Nachtheile der Gattung verbessern, ein Wesen böse machen konnten, indem sie es gesellschaftlich machten.«

Den einflußreichsten dieser »Zufälle« sieht er im Eigenthume. Er sagt: »Der Erste, der ein Grundstück abschloß und sich herausnahm zu sagen: Das ist mein! und der Leute, einfältig genug ihm zu glauben, fand, ist der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft.«

Das ist gewiß eine unumstößliche Wahrheit; aber dieser erste, der sich herausnahm von dem Lande, auf dem er stand, zu sagen: Das ist mein! war eben der erste

Mensch. Von der besonderen Ordnung der Eigenthumsverhältnisse hängt das Glück und Unglück der Menschen ebenso sehr ab als von der besondern Ordnung der gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustände im Allgemeinen. Der Mensch ist nicht nur ein Sprach- und Gesellschaftsthier, sondern auch gewissermaßen ein Eigenthumsthier. Der Eigenthumstrieb ist ihm so ursprünglich angeboren wie der Trieb der Sprache und der Gesellschaft. Es giebt Thiere, die diesen Trieb ebenfalls haben, wenn auch nicht in demselben Bewußtsein und in demselben Umfange wie der Mensch. Der Vogel baut sich sein Nest, und vertheidigt es mit Heldenmuth gegen jeden Angriff. Die Ameisen haben ihre Städte, die Bienen ihre Staaten, und wo sich Fremdlinge zu ihnen eindrängen, da beginnt ein Kampf auf Leben und Tod. Die Ameisenvölker führen Kriege um den Raum, den sie ausbeuten. Die Biber bauten Häuser, ganze Dörfer, und jeder von ihnen sagte: Das ist mein! Der Löwe hat sein festes Revier, und selten kommt ein zweiter in sein Bereich. Fast alle Thiere haben den Eigenthumstrieb im Umfange ihrer Bedürfnisse. Der Mensch hat ihn aber in um so größerem, je größer seine Bedürfnisse sind. Und der erste Mensch, der seine Scham mit Laub bedeckte, der seinen Hunger unter einem Baume stillte, sagte: Dies Laub, diese Frucht sind mein! Als er eine Gegend gefunden, die zu seinen Bedürfnissen paßte, wiederholte er: Dieses Thal ist mein! Als er eine Hütte in ihr gebaut hatte, und er that es am ersten Abende, legte er sich in ihr zur Ruhe, und sein Abend- und Morgengedanke waren: Diese Hütte ist mein! Und wäre Einer gekommen, der es versucht hätte sie ihm streitig zu machen, er würde sie mit Leib und Blut

bis auf den Tod vertheidigt haben. Denn Rousseau täuscht sich sehr, wenn er sich einbildet, daß weil die Hütte so leicht zu bauen, der Erbauer sich bald dazu verstanden haben würde, sie leicht wieder zu verlassen. »Jagt man mich von einem Baume weg, so ziehe ich ruhig zu einem andern« ist, wie wild es klingen mag, ein Gedanke, der der höchsten, der mildesten Civilisation angehört, und der, je tiefer von ihr herab die Stufe ist, auf der der Mensch steht, immer mehr unmöglich wird. Der arme rohe Bauer des achtzehnten Jahrhunderts denkt an ein Stück Landeigenthum als an die höchste Aufgabe seines Lebens; — während die höchste Culturstufe Europas, die der englischen Geldaristokratie eine ganze Klasse von Leuten geschaffen hat, die keinen Löffel Eigenthum besitzen, und die mit Rousseau sagen: »Jagt man mich von einem Baume weg, so gehe ich ruhig zu einem andern.«

Das Eigenthum aber ist wie die Sprache, wie die Gesellschaft, wie der Mensch in seinem ganzen Wesen, auf den Fortschritt angewiesen. Ein anderes Bedürfniß beherrscht den Menschen auf der Stufe der Uncultur, ein anderes auf jeder höheren Stufe der Fortbildung, und mit ihm muß der Begriff, die Grundlage, der Umfang, die Ordnung des Eigenthums ändern. Das Bedürfniß zu erkennen und die Ordnung ihm anzumessen, ist die Aufgabe des Gesetzgebers, die Aufgabe der denkenden Gesellschaft. Wo dies nicht geschieht, wo das Eigenthum und seine Organisation dem Bedürfnisse der Culturstufe, auf dem die Menschen stehen, nicht mehr angemessen ist, da tritt Unbehagen, Unnatur, Noth und Elend für die Gesellschaft ein.

Die verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicke-

lung sind Jagd, Viehzucht, Ackerbau und Industrie. Jede dieser Stufen hat ihre gesonderten Epochen in dem Leben der Völker, aber ihre Gränzen sind nicht scharf geschieden. Sie gehen Eine unbeobachtet in die Andere über und bestehen oft theilweise neben einander fort. Jede derselben aber hat ihre besondere Grundlage für den Eigenthumsbegriff. Die Jägervölker kennen kaum eine andere Gränze für das Eigenthum als das Bereich ihres Pfeils. Auf ihren Pfeilen steht: Das ist mein! und das Nachbarvolk, das wagen sollte, in diesem Bereiche zu jagen, würde in Gefahr gerathen, sich die Gränzmarken des Eigenthums dieser Epoche durchs Herz schießen zu sehen. Die Hirtenvölker fesseln den Begriff des Eigenthums an ihre Heerden und an die Weiden, so weit sie ihre Heerden treiben können. Und kommen andere Hirten in ihr Gehege, so gilt es abermals Kampf auf Leben und Tod, denn auch hier heißt es: Das ist mein! Bei den Ackerbauvölkern wird der Begriff des Eigenthums, an Grund und Boden gefesselt, enger begränzt und tiefer begründet, leichter erkennbar und somit leichter geschützt. Bei den Industrievölkern aber wird er endlich wieder lockerer und geht von Grund und Boden auf die Arbeit und ihr Ergebniß über.

In jede dieser Epochen greift der Begriff der vorhergehenden mehr oder weniger mit ein. Das „Jagdrecht" ist ein Rest der Zeiten, wo es vorherrschend Jagdeigenthum und kaum ein anderes gab. Aus der Nomadenepoche der Viehzucht gingen Weidevorrechte, die sich die Mächtigen erworben hatten, die die Gemeinden zu erhalten wußten, in die mittelalterliche Epoche des Ackerbaues über. Der strenge Begriff eines an Grund und Boden gefesselten Eigenthums

entspricht heute nicht mehr dem Bedürfnisse einer neuen Epoche, in der die Industrie einen vorherrschenden Einfluß erlangt hat, und in der das Arbeiteigenthum mit dem Grundeigenthum in Kampf getreten zu sein scheint.

Dies Uebergehen des Eigenthumsbegriffes einer Epoche in die andere ist stets eine Ursache von Mißbehagen und Verletzung der natürlichen Zustände des Volkes. Das Jagdrecht schreit heute überall um Rache, die alten Weidegerechtigkeiten der Großen und der Gemeinden sind nutzlose Beschränkungen des natürlichen Eigenthumsumschwunges geworden. Das überall bevorzugte Grundeigenthum, seine politischen Vorrechte vor Allem bringen heute die Arbeit in eine Lage, die jeden, Hoch und Niedrig, drückt, und die die natürliche Ursache ist, daß Millionen sich unbehaglich fühlen und alle denkenden Menschen, die es gut mit der Gesellschaft und den Menschen meinen, sich den Kopf zerbrechen um Abhülfe zu finden.

Rousseau war einer der ersten, die die eingetretenen Mißverhältnisse erkannten. Ja, er fühlte voraus, er prophezeite Zustände und Ansichten, die erst später reifen sollten, aber deren Keime bereits damals aus dem Boden hervorsproßten. Und daher erschien ihm die Vorherrschaft des Grundeigenthums als ein Unrecht, aber er verwechselte den ganzen Eigenthumsbegriff mit einer zeitlichen Anwendung und durch seine Unzulänglichkeit begründeten Ausartung desselben. Er ruft: »Wie viel Verbrechen, Kriege, Mordthaten, Schreckensscenen würde nicht derjenige dem Menschengeschlechte erspart haben, der die Hecke, die der erste Eigenthümer um sein Land aufrichtete, ausgerissen und seinen Gleichen zugerufen hätte: Hütet Euch, auf diesen Betrüger zu horchen; Ihr seid verloren, wenn

Ihr vergeßt, daß die Früchte Allen, die Erde aber Niemanden gehört.« — Dieser kluge Rathgeber würde einfach verhindert haben, daß das Jagd-, das Weideeigenthum in den höheren Begriff des Grundeigenthums übergegangen wäre, und würde der Menschheit gerade so sehr im Wege gestanden haben als heute diejenigen, die glauben und behaupten, daß nur Grundeigenthum höhere Rechte zu geben berufen sei, ihr im Wege stehen.

Der Irrthum Jean Jacques ist übrigens nur zu natürlich für ihn, denn in seinen Zauberwald der höchsten übercivilisirten Phantasie paßt Grundeigenthum nun einmal nicht hinein. Dagegen läßt er sich halbwegs die Angel und die Fischgerte gefallen, und bald auch den Pfeil und den Bogen, zuletzt gar eine Art Mantel aus Thierfellen. Die alle erfindet nach und nach sein Wildmensch — durch Zufall. Natürlich; denn Jean Jacques ist nicht im Stande den folgerechten Uebergang, der nach ihm nicht nöthig, nicht möglich, und nicht naturgemäß war, sich nur vorzustellen. Durch diese »Zufälle« auf eine bessere Bahn geleitet, kommt dann aber sein halbwegs entwilderter Mensch nun eben so natürlich und ohne weitern Anstoß zufällig nach und nach in den Schuß des Civilisirtwerdens hinein. Nun fängt er auch an Beobachtungen zu machen. Er sieht, daß die Menschen sich unter gewissen Umständen alle auf dieselbe Weise benehmen, und »schließt daraus, daß ihre Art zu fühlen und zu denken vollkommen mit seiner eigenen übereinstimmt.« Der Schluß ist etwas keck, aber wir dürfen es mit unserm »jungen Dialektiker« nicht gar zu genau nehmen, um nicht in Gefahr zu gerathen, ihn wieder in die Urwälder, aus denen er mit so viel Noth herausgekommen, zurückzutreiben.

Diese erste Beobachtung aber giebt ihm grade keine sonderliche Idee von seinen Mitmenschen, denn sie belehrt ihn einfach, daß die Selbstsucht in der Regel, das Gemeinwohl nur selten sie leitet. Wie er zu dem Gedanken des Gemeinwohls nur kommt, wissen die Götter, Jean Jacques aber verräth es nicht.

Trotz dieser abschreckenden Erfahrung aber faßt sich der junge Beobachter ein Herz, und spricht seinen Nachbarn an. Natürlich hat er ihm nicht viel zu sagen, und braucht dazu kaum einer »viel raffinirteren Sprache, als etwa die Krähen und die Affen haben mögen, die sich in ähnlicher Weise wie die Menschen schaaren.« Dennoch fühlt Jean Jacques abermals, daß hier der erste Schritt, das erste Wort die Hauptsache ist, und ist noch einmal offenherzig genug zu wiederholen, »daß es nicht gar zu leicht ist« die Erfindung dieses ersten Wortes zu erklären. Doch ist es nicht möglich, der Sprache länger zu entbehren, und so wird denn auch diese Schwierigkeit, so gut es geht, übersprungen.

Jetzt macht sich der Mensch auch Axt und Schaufel, gräbt die Erde um, baut sich eine Hütte aus Reisig und Laub, die er nach gerade mit Lehm bewirft. Sobald diese Hütte fertig ist, denkt er dann ganz natürlich daran sie auch zu »möbliren«. Das unerläßlichste Möbel in einem Hause aber ist — die Hausfrau.

Jean Jacques belehrt uns: »Die ersten Regungen des Herzens waren die Folge einer neuen Lage, die in einer gemeinsamen Wohnung die Gatten und die Weiber, die Eltern und die Kinder vereinigte. Die Gewohnheit« — wie gesagt Jean Jacques und sein halb entwilderter Mensch, in den Schuß gerathen, sind schwer aufzuhalten —

»die Gewohnheit zusammen zu leben zeugte die sanftesten Gefühle, die die Menschen kennen, die ehliche und die Elternliebe. — — Die Anhänglichkeit und die Freiheit waren die einzigen Bande. — — Die Frauen wurden häuslicher und gewöhnten sich die Hütte und die Kinder zu hüten, während der Mann die Nahrung suchen ging.«

Aber das erste Weib, das an die Waldwildheit gewohnt war, wird sich schwer an die häusliche Zucht gewöhnt haben. Es ist ebenso leicht das erste Wort zu finden, als das erste Weib, das die Gewohnheit des Herumziehens mit der Gewohnheit des häuslichen Lebens vertauscht hätte. Ja diese zweite Gewohnheit ist nicht möglich, so lange die erste besteht, und so lange diese besteht, kann jene gar nicht Wurzel fassen.

Aber wozu die Widersprüche noch weiter hervorheben, die in einem System Schritt für Schritt sich zeigen müssen, dessen Grundlage so offenbar der Natur widerspricht.

Nachdem Rousseau noch gezeigt, wie nach und nach die Menschen ihre überflüssige Zeit dazu verwendet, sich überflüssige Bedürfnisse zu schaffen, und sich so »das erste Joch selbst auflegten und die Quelle alles Unheils, das über ihre Nachkommen kam, öffneten," macht er wieder einen Halt, und wirft einen selbstzufriedenen Vaterblick zurück auf seine vollbrachte Schöpfung. Jetzt sagt er: »Man sieht nun ein wenig klarer, wie der Gebrauch der Sprache sich ausbreitete in Mitten jeder Familie, und man kann ebenso sich jetzt denken, wie verschiedene besondere Ursachen die Sprache entwickeln und den Fortschritt befördern konnten, indem sie ihn nöthig machten.« Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Nachdem man so zur Familie, zur Sprache, gekommen

war, mußte man natürlich sehr bald auch weiter gelangen. Man besuchte sich, und sprach, und spielte und tanzte miteinander. »Der, der am besten sang und tanzte, der Schönste, der Stärkste, der Klügste, der Beredtsamste wurde der Angesehenste, — und das war der erste Schritt zur Ungleichheit und zugleich zum Laster.«

Das war wieder der erste Schritt — zur »Geburt der Gesellschaft«, zur Herstellung eines Staates. Jean Jacques, der nur mit Schmerzen seinen Wald verlassen hatte, würde sich noch halbwegs zufrieden stellen, wenn man ihn nur in Ermangelung eines Bessern wenigstens bei den in Gesellschaften und Staaten verbundenen Wilden Amerikas lassen wollte. Er glaubt, nachdem er sich in seiner Art in ihre Lage hineingedacht, daß ihr Zustand vielleicht noch dem des Urwaldes vorzuziehen sein könnte. »Diese Epoche muß die glücklichste und die längstwährende der Geschichte des Menschen gewesen sein. Je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr findet man, daß dieser Zustand am wenigsten Revolutionen unterworfen, der beste für den Menschen gewesen sein muß, und daß er ihn nur in Folge eines unglücklichen Zufalls (!), der zum Besten der Gesamtheit nie hätte eintreten sollen, verlassen hat.«

Also wieder ein Zufall. Jean Jacques hält diesen Zustand der Wilden — der uns eher als die letzte Entartung einer verwilderten Civilisation vorkommt — für den der Jugend der Menschheit, und alle spätern Fortschritte waren für ihn »ebenso viele Schritte zur scheinbaren Verbesserung des Individuums und zur wirklichen Verschlechterung der Gattung.«

Ein Hauptschritt aber war die Erfindung des Geldes. Auf ihm lastet der Fluch. Er sieht diesen Fluch schon über

ihm schweben, wenn es noch im Schooße der Erde ruht. »Erzminen giebt es nur in unfruchtbaren und von Bäumen und Pflanzen entblößten Gegenden [1]); so daß man sagen könnte, daß die Natur ihre Vorsichtsmaßregeln genommen, uns ihr unheilvolles Geheimniß zu verstecken.«

Erst wenn das Geld erfunden, giebt es bald Reiche und Arme, und natürlich suchen jene zu herrschen, lassen sich diese endlich beherrschen. »Kaum aber hatten die Reichen das Vergnügen zu herrschen einmal gekostet, als sie bald alle andern Vergnügungen verachten lernten; gleich jenen heißhungrigen Wölfen, die nachdem sie einmal Menschenfleisch gekostet, jede andere Nahrung verschmähen und nur noch Menschen zerreißen wollen.«

Diese Unterdrückungen führten Kämpfe herbei, und die Kämpfe endlich zur Herstellung eines Staates und eines Staatsoberhauptes. »Anstatt unsere Kräfte gegen uns selbst zu richten, laßt sie uns in einer obersten Gewalt vereinigen, die uns nach weisen Gesetzen regiere, die alle Mitglieder der Verbindung schütze und vertheidige, den gemeinsamen Feind zurücktreibe, und uns in einem ewigen Einverständnisse erhalte.«

Durch diese Vorspiegelungen ließen sich die Menschen »verführen«, und so gaben sie ihre Freiheit auf, »wie ein Verwundeter sich einen Arm abnehmen läßt, um den Rest seines Leibes zu retten.«

»Das war der Ursprung der Gesellschaft und der Gesetze; — — — man machte aus einer klugen Anmaßung ein unwiderrufliches Recht.« — —

---

1) Wo es Minen und Hämmer giebt, wird das Holz bald ausgehauen. Jean Jacques nahm auch hier die Folge für die Ursache.

## 5.

Rousseau ist auf der Bahn, die er in seinem Urwalde eingeschlagen, stets auf dem Irrwege, auf dem »Holzwege«. Die Sprache, die Familie, die Gesellschaft, das Eigenthum, die Gesetze sind für ihn etwas Aeußerliches, was der Mensch durch irgend einen Zufall gewinnt, und was er ohne diesen Zufall nicht gefunden haben würde und auch nicht bedurft hätte. Er sieht nicht, daß alle diese Bethätigungen der Menschennatur ihr ursprünglich eigen sind; daß sie ihr Wesen bilden, und sich nur auf den verschiedenen Stufen der Entwickelung des Menschen und zugleich in Folge der Freiheit der Wahl anders gestalten. Das war die Ursache aller Mißgriffe, die er machte, und denen wir eine Zeitlang Schritt für Schritt gefolgt sind.

Wir kommen jetzt zu einem neuen Uebergange. Nachdem Jean Jacques seinen ersten Staat unter den Halbwilden Amerikas eingerichtet, nimmt er noch einmal die Siebenmeilenstiefel seiner Phantasie zur Hand, und macht von neuem einen Satz, der ihn aus der Halbwildheit in die Uebercultur und die Unnatur der Ver- und Entwickelungen der französischen Zustände seiner Zeit hineinversetzt. Er beobachtet hier einen Kranken, den er vor sich hat; und beginnt dann eine meisterhafte Schilderung seines Zustandes und eine Andeutung der Heilmittel, die bekunden, daß die Götter den Rathgeber, wie meist die Orakel Griechenlands ihre Seherinnen, mit ihrem Lichte erleuchteten.

Sein erster Schritt auf diesem neuen Felde ist eine Verwahrung gegen Unrecht und Willkür, und klug knüpft er dieselbe an ein Edict Ludwigs XIV (vom Jahre 1669) ».

an, in dem dieser sagt: »Wie viel »legitimer« ist es mit dem weisen Plato zu sagen, die vollkommene Glückseligkeit eines Königreichs besteht darin, daß der Fürst bei seinen Unterthanen Gehorsam finde, der Fürst selbst dem Gesetz gehorche, und das Gesetz stets gerecht und auf das Gesamtwohl gerichtet sei.«

Aber er mochte Gründe haben, diesem schönen Grundsatze, den Ludwig XIV Plato abgeliehen, in Frankreich nicht sonderlich zu trauen, und so sucht er einen andern Bürgen für das Gesamtwohl, indem er die Herstellung eines politischen Staates als »einen wahren Contract betrachtete, durch den die beiden Parteien sich verpflichten, den Gesetzen, die festgestellt werden und das gemeinsame Band der Vereinigung bilden, zu gehorchen.«

Aber wie diesen Vertrag aufrecht erhalten? Wie die Freiheit der Schwachen sichern gegen die Uebergriffe der Starken? Wie der Willkür widerstehen, und nur dem Gesetze gehorchen?

Er antwortet:

»Es ist schwer, Jemanden zum blinden Gehorsam zu zwingen, der nicht gebieten will, und der allerfeinste Politiker würde nicht ausreichen, Männer zu unterjochen, die nur frei sein wollen. Aber die Ungleichheit breitet sich ohne Mühe unter den ehrgeizigen und feigen Seelen aus, die stets bereit sind dem Glücke nachzujagen, bereit fast ohne Unterschied entweder zu gebieten oder zu gehorchen, je nachdem das Glück ihnen hold oder unhold ist. So mußte eine Zeit kommen, wo die Augen des Volkes so verblendet waren, daß seine Führer ihm nur zu sagen brauchten: Sei groß,

du und dein ganzes Geschlecht! und alsbald erschien er groß vor der ganzen Welt und in seinen eignen Augen, und seine Nachfolger erhoben sich noch in demselben Maße, als sie sich von ihm entfernten.« —

Wo liegt die Ursache dieses Unsinnes?

»In der Sucht, von sich sprechen zu machen, in dieser Wuth, sich auszuzeichnen, die uns fast beständig in Aufregung erhält, und der wir das Beste und das Schlechteste unter den Menschen verdanken, unsere Tugenden und unsere Laster, unsere Wissenschaften und unsere Irrthümer, unsere Eroberer und unsere Philosophen, das heißt eine Menge schlechter und eine kleine Zahl guter Sachen.«

Dann geht Rousseau zur Schilderung der Gesellschaft über, wie er sie um sich herum beobachtete. »Die Menge ist unterdrückt im Innern durch eine Folge von Vorsichtsmaßregeln, die sie gegen den Feind genommen, der sie von Außen bedrohte. Die Unterdrükkung wächst stets ohne daß die Unterdrückten je wissen können, welches Ende sie haben werde, noch welche rechtlichen Mittel ihnen bleiben sie aufzuhalten. Die Rechte der Bürger und die nationalen Freiheiten verschwinden nach und nach, und die Klagen der Schwachen werden wie Aufruhrgeschrei behandelt. Die Politik überträgt einem verkäuflichen Theile des Volkes die Ehre das Gesamtwohl zu vertheidigen; daraus geht die Nothwendigkeit der Abgaben hervor. Der entmuthigte Ackerbauer verläßt seinen Pflug, selbst während des Friedens, um das Schwert zu nehmen. Es entstehen unheilvolle und wunderliche Regeln des Ehrgefühls. Die Vertheidiger des Vaterlandes werden seine Feinde, und halten beständig den Dolch erhoben gegen seine Bürger, und man hört den Unterdrücker des Landes sagen:

Pectore si fratris gladium juguloque parentis
Condere me jubeas, gravidaeque in vescera partu
Conjugis, invita peragam tamen omnia dextra. [1])

»Aus der Ungleichheit der Lebensbedingungen und des Vermögens, aus der Verschiedenheit der Leidenschaften und der Talente, der nutzlosen, der schädlichen Künste, der leeren Wissenschaften gehen eine Menge Vorurtheile hervor, die der Vernunft, dem Glücke und der Tugend gleich entgegen sind. Die Chefs wühlen Alles auf, was die vereinigten Menschen uneinig machen, Alles was der Gesellschaft den Schein der Eintracht geben kann, während sie überall den Samen der wahren Zwietracht auswerfen, Alles was den verschiedenen Klassen gegenseitiges Mißtrauen und Haß durch den Widerspruch ihrer Rechte und ihrer Interessen zu geben und so die Macht, die Alle niederhält, zu vermehren im Stande ist.«

»Aus dem Busen dieser Unordnung und Revolutionen erhebt der Despotismus nach und nach sein scheußliches Haupt, und verzehrt Alles was er Gutes und Gesundes in den verschiedenen Theilen des Staates sieht, und gelangt so dazu alle Gesetze und das Volk unter seine Füße zu treten und sich auf den Ruinen der Republik zu erheben. — — Alles wird am Ende verschlungen von diesem Scheusal, und die Völker haben weder Führer noch Gesetze, sondern nur Tyrannen. Von dem Augenblick an ist nicht mehr die Rede von Sitten und Tugenden, denn überall, wo der Despotismus herrscht, cui ex honesto nulla est spes, leidet er keinen andern Herrscher neben sich. Sobald er spricht, wird weder die Ehrbarkeit noch die Pflicht gefragt,

---

[1]) Lucan. Phars. I, 376.

und der blindeste Gehorsam ist die einzige Tugend, die den Sklaven übrig bleibt.

Das ist die letzte Gränze der Ungleichheit, und der äußerste Punkt, der den Kreis schließt, und an den Punkt rührt, von dem wir ausgingen. Hier werden alle Privatleute gleich, weil sie Nichts sind, und weil die Unterthanen kein anderes Gesetz mehr haben als den Willen des Meisters, und der Meister keine andere Grundregeln als die seiner Leidenschaften. Der Begriff des Guten und der Grundsatz der Gerechtigkeit verschwindet. Alles kehrt jetzt zurück zum Gesetze der Stärke, und somit zu einem neuen Zustande der Natur, verschieden von dem, durch den wir angefangen haben, indem der eine der Zustand der Natur in ihrer Reinheit war, und dieser die Frucht des Uebermaßes, des Verderbens ist. Es besteht übrigens ein so geringer Unterschied zwischen diesen beiden Zuständen, und der Vertrag der Regierung ist so vollkommen durch den Despotismus aufgelöst, daß der Despot nur so lange der Meister ist, als er der Stärkste; und daß sobald man ihn wegjagen kann, er keineswegs gegen die Gewalt zu klagen berechtigt ist. Die Emeute, die damit endigt, daß sie einen Sultan erwürgt oder entthront, ist ein ebenso rechtskräftiger Akt als alle die, durch die er am Tage vorher über das Leben und die Güter seiner Unterthanen verfügte. Die Stärke allein erhielt ihn, die Stärke allein hat ihn gestürzt. Alles das ist der natürlichen Ordnung gemäß. Und welchen Erfolg diese kurzen und oft wiederkehrenden Revolutionen haben mögen, keiner darf sich über die Ungerechtigkeit des Andern beklagen, sondern höchstens über seine eigne Unklugheit oder sein Unglück.«

Das war die Stimme des Propheten am Vorabende der großen Revolution, die bereits in der Luft über Frankreich schwebte, und deren Heranrücken Rousseau ahnete und verkündete.

Er schildert auch den geistigen Zustand der Franzosen seiner Zeit. Er denkt an ihn im Gegensatze zu dem Leben des Menschen im Zustande der Natur. Und sagt: »Der Naturmensch seufzt nur nach Ruhe und Freiheit .... Im Gegentheile ist der Bürger stets thätig, schwitzend, bewegt und quält sich unablässig, um noch mühsamere Beschäftigungen zu suchen. Er arbeitet bis zum Tode, er sucht ihn auf, um sich in Stand zu setzen zu leben, ja er giebt das Leben auf, um die Unsterblichkeit zu gewinnen. Er macht den Großen, die er haßt, und den Reichen, die er verachtet, seinen Hof, er vernachlässigt Nichts, um die Ehre zu erlangen, ihnen zu dienen; er rühmt sich mit Hochmuth seiner Schmach und ihres Schutzes; und stolz auf seine Sclaverei, spricht er mit Verachtung von denen, die nicht die Ehre haben sie zu theilen!«

Das Alles führt Rousseau dann endlich zum Schlusse seiner Ansicht und seines Systems, und dieser Schluß heißt: »Die moralische Ungleichheit, allein durch das positive Recht begründet, ist dem Naturrechte überall entgegen, wo sie nicht in demselben Grade auf physischer Ungleichheit ruht; ein Unterschied, der hinlänglich zeigt, was man in dieser Beziehung von der Art Ungleichheit denken soll, die unter den civilisirten Völkern herrscht, da es offenbar gegen das Gesetz der Natur, auf welche Weise man es auch auffassen will, ist, daß ein Kind einem Greise befehle, daß ein Dummkopf einen weisen Mann führe, und daß eine Handvoll Leute im Ueberfluß

schwelge, während die hungernde Menge am Nothwendigsten Mangel leidet.«

## 6.

Diese Abhandlung erhielt den Preis der Akademie zu Dijon nicht. Aber sie vermehrte den Ruf Rousseaus. Grimm sagt von ihr, daß »sie in einem zugleich einfachen und edlen Style mit Kraft und Wärme geschrieben sei, daß eine männliche und rührende Beredsamkeit ihr große Berühmtheit zugezogen, daß man viel Aufklärung und Scharfsinn in ihr finde, daß Rousseaus Ansichten groß, fein, neu und philosophisch seien, aber nicht stets logisch und exact.« — — Das war das Urtheil der Philosophen und Gelehrten seiner Zeit. Grimm schrieb nur die Ansichten auf, die er in der Elite der pariser Gesellschaft heraushorchte. Sie lobte den Styl, die Beredsamkeit, die Schärfe, die Neuheit der Ansichten Rousseaus; aber das war auch Alles. Sie ahnete nichts von ihrer inneren, von ihrer göttlichen, ihrer prophetischen, ihrer Offenbarungs-Bedeutung. Die ganze Gesellschaft war mit Blindheit und Taubheit geschlagen, sie sah nicht die Zeichen, die sich mehrten, sie hörte nicht die Stimmen, die den kommenden Sturm verkündeten.

Rousseaus ganzes Wesen und ganze Bedeutung enthüllt sich in dieser Strafpredigt gegen die Gesellschaft und die bürgerliche Unordnung seiner Zeit. Er warf über das Ziel hinaus, wenn er an die Waldmenschen und die Halbwilden dachte. Aber sein Losungswort: Rückkehr zur Natur! ist dennoch die Lehre, die allein retten kann. Nur ist es ein Irrthum, zu glauben, daß Natur und

Civilisation sich auflösende, widersprechende Zustände sind. Die Civilisation ist ebenso gut ein Naturzustand als das Leben des Wilden in seinem Walde oder in seiner Hütte; nur ist die Natur, das Naturmäßige im civilisirten Zustande etwas anderes, als im Zustande der vollkommenen oder Halbwildheit. Rousseau warf über das Ziel hinaus, aber er deutete es an, und es heißt, wie er es nennt: Rückkehr zur Natur — aber zur Natur im Zustande der Civilisation.

Und die Natur im Zustande der Civilisation ist wie im Zustande der Wildheit gerechte Anerkennung der natürlichen Bedürfnisse und Kampf gegen die unnatürlichen. Es ist schwer, hier einen besondern Maßstab zu geben, wenn man darunter eben ein Maß, so lang und so breit, versteht. Es ist leicht, ihn zu finden, wer ihn in einem Grundsatze für die Wechselverhältnisse der Menschen sucht. Im Naturzustande ist unrecht, unnatürlich, was die gerechten natürlichen Bestrebungen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, beschränkt, was den Einen auf Kosten des Andern verletzt. Wo ein solcher Fall im Zustande der Wildheit eintritt, entsteht Kampf auf Leben und Tod, und der Stärkere siegt. Im Zustande der Civilisation besteht dasselbe Bestreben, seine Bedürfnisse zu befriedigen, und dies Streben ist gerecht und naturgemäß, so lange diese Befriedigung nicht auf Kosten Anderer stattfindet. Wo dies der Fall, entsteht ein Kampf, ebenso gut wie unter den Wilden, nur mit dem Unterschiede, daß nicht immer die Stärke, oft die List und die Macht siegen, — aber dann stets zum Krebsschaden an der ganzen Gesellschaft werden.

Wenn aber Jean Jacques rückwärts das Ziel überschritt, so traf er für die Gegenwart und Zukunft ins Schwarze. Er schilderte die Unnatur und das Unrecht der ausgearteten Zustände seiner Zeit mit so lebendigen Farben, so schlagend, so sprechend, daß Niemand sie mehr in Schutz zu nehmen wagen durfte. Die Einen und die Andern, die Unterdrücker und die Unterdrückten erkannten sich selbst in dem Bilde, und jene fuhren gescheucht aus ihrer Ruhe auf, und diese ahneten eine Hoffnung der Rettung. Und Jean Jacques zeigt allen das Ziel, als er ihnen *sagte*: »Ein Knabe soll nicht über Männer gebieten, ein Dummkopf nicht über Gescheidte herrschen, und Einzelne nicht im Ueberflusse schwelgen, während die Menge am Unentbehrlichsten Noth leidet.«

---

## IV.

## Rousseau in der Eremitage. (Grimm. Mad. d'Epinay. Diderot. Mad. d'Houdetot.)

### 1.

Durch die ganze Epoche im Leben Rousseaus, in der er seine ersten Lorbeern errang, zieht sich neben seiner Verbindung mit Diderot auch sein Verhältniß zu Grimm durch. Doch entwickelte sich letzteres in ganz anderer Art als jene.

Rousseau lernte Grimm durch Zufall bei dem Prinzen von Sachsen Gotha kennen, bei dem dieser Vorleser war. Sie waren beide jung und beide Verehrer der italienischen Musik. Rousseau sang italienische Lieder und Barcarolen. Grimm begleitete ihn auf dem Clavecin. Bald waren sie unzertrennlich. Rousseau ließ sich gleich von vorne herein von Grimm leiten. Er hatte einen Freiplatz im italienischen Theater, Grimm aber zog die comédie française vor, weil er französisch lernen wollte, und Rousseau folgte dem Wunsche seines neuen Freundes, obgleich er dabei doppelt verlor, seinen Geschmack und seine Börse zum Opfer brachte.

Das mag der erste Schritt auf einer Bahn gewesen sein, die beide nicht wieder verließen, und die zum Bruche

führen mußte. Rousseau zeigte von Anfang an seine nachgebende Schwäche, seine Bereitwilligkeit, sich lenken zu lassen; und Grimm nahm ohne Umstände die Zügel ruhig in die Hand, ließ sich das Opfer, das Rousseau ihm brachte, gefallen, und gewöhnte sich bald daran, in seinem Freunde den untergeordneten Willen und das fügsame Nachgeben als einen naturgemäßen und sich von selbst verstehenden Tribut zu fordern.

Aber gleich in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft bekundete dann Grimm auch sein inneres Wesen. Ein anderer Deutscher und Höfling des Prinzen von Sachsen Gotha, ein protestantischer Prediger, Klupffel, war der dritte im Bunde. Dieser hatte eine Maitresse, die zugleich für Andere feil war, und zwar mit Zustimmung des Herrn Predigers. Eines Abends speisten Rousseau und Grimm mit Klupffel zusammen bei dieser Lorette. Sie tranken des süßen Weines zu viel, und auf die Einladung Klupffels gingen seine Freunde und er selbst, einer nach dem andern, mit der Dame ins Schlafzimmer. — Grimm aber behauptete am andern Tage, daß er sie nicht berührt habe. Rousseau bezweifelt die Wahrheit dieser Behauptung, aber ohne für diesen Zweifel andere Gründe als seine Vermuthung anzuführen. Das kältere Blut und die vorhaltigere Scham des Deutschen mögen immerhin Grimms Angabe rechtfertigen.

Aber diese Scene wurde die Veranlassung zu einer andern. Rousseau sagt: »Ich verließ dies Haus so gedemüthigt und beschämt, wie St. Preux[1]) dasjenige, in dem man ihn berauscht hatte; und ich entsann mich mei-

[1]) In seiner Nouvelle Héloise.

ner Geschichte als ich die seinige schrieb. Therese merkte an irgend einem Zeichen und insbesondere an meiner Verlegenheit, daß ich mir Vorwürfe zu machen habe. Ich erleichterte mein Gewissen durch ein offenes und unumholenes Geständniß. Ich that klug daran; denn am andern Tage kam Grimm im Triumph, ihr meine Missethat zu erzählen und sie zu vergrößern; und von der Zeit an hat er nie verfehlt, ihr in tückisch-neckischer Weise das Andenken zu erneuern. — — Therese selbst war mehr erstaunt über Grimms Benehmen, als verletzt durch meine Untreue.«

Rousseau selbst aber sah darin nur eine Art taktloser Neckerei, die nicht verhinderte, daß Grimm bald neben Diderot der geliebteste Freund Rousseaus, (les deux seuls amis du choix) wurde. Er führte ihn überall hin, wohin er selbst kommen durfte, er machte ihn zum Freunde aller seiner Freunde, und sagt selbst: »Ich konnte mich so wenig von ihm trennen, daß ich nicht länger in eine Gesellschaft gegangen wäre, in der er keinen Zutritt gehabt hätte.«

Wir haben bereits gesehen, wie Diderot glaubte, Rousseau durch die Erinnerung an seine Therese und ihre Mutter veranlassen zu können, eine Hofpension anzunehmen, und wie er in diesem Versuche auf den offensten und entschiedendsten Widerstand stieß. Von da an mochte Grimm glauben, daß der unpractische Jean Jacques nie im Stande sein werde, sich und seine »Gouverneuses« zu ernähren. Ueberdies paßten die beiden Weiber sicher nur schlecht zu Rousseau. Diderot und Grimm, daran gewöhnt, Rousseaus Angelegenheiten in ihre Hand zu nehmen, entschieden, daß er sich von ihnen trennen müsse. Sie stießen abermals bei Rousseau, der an die Liebe und Anhänglichkeit seiner Therese glaubte, auf den entschiedensten Wider-

stand; und dieser scheint dann auf Grimm noch mehr als auf Diderot unangenehm gewirkt zu haben. Er sah, daß die Herrschaft, — die er sich gewöhnt haben mochte, für unbeschränkt zu halten, — dennoch ihre Grenze hatte. Es mochte ihm unangenehm sein, daß diese Grenze sich gerade in einer Person bekundete, die natürlich Grimm mit sich selbst keinesfalls auf gleiche Stufe stellte. Seine Selbstliebe fühlte sich verletzt; deutsche Ausdauer gab dann den einmal gefaßten Plan nicht wieder auf, und so entstanden Reibungen, die Rousseau lange nur wehe thaten, die aber Grimms Zuneigung zu Rousseau, wenn er ihn je geliebt hatte, ja, wenn er der Liebe je fähig gewesen, im Keime erstickten.

Der Wendepunkt für Rousseau tritt auch hier mit dem Glücke seiner Oper ein. Er glaubt auch bei Grimm zu bemerken, daß dieser den Erfolg nicht ohne Neid mit habe ansehen können. Bald aber steigt eine viel schlimmere Anklage gegen Grimm in Rousseaus Gemüthe auf. Von einem Freunde Grimms, dem Baron von Holbach, dazu veranlaßt, hatte Rousseau ein Lied aus einer Musiksammlung Holbachs in seine Oper hineinverflochten. Eines Tages kommt Jean Jacques zu Grimm, findet diesen, von ihren gemeinsamen Freunden umgeben, am Clavecin, und vor ihm die Musiksammlung Holbachs, das geliehene Stück aufgeschlagen. Später sieht er dasselbe Heft bei Mad. d'Epinay. Niemand sprach zu Rousseau von diesem geliehenen Liede, aber es verbreitete sich das Gerücht, daß der Devin du Village gestohlene Waare sei. — Das Bewußtsein, daß er wirklich ein fremdes Stück in sein Werk eingeflickt, mag ihn gedrückt haben. Nichts beweist, daß die Anklage Rousseaus hier unbedingt wahr ist. Nach und

nach aber gestalteten sich die Verhältnisse klarer, die Freunde wurden Feinde, und eine mit aller Muße ausgearbeitete Vertheidigung gegen die offene Anklage Rousseaus erlaubt uns, zu urtheilen, nachdem wir beide Parteien gehört haben.

Eine gemeinschaftliche Freundin wurde die Veranlassung zum offenen Bruche. Grimm selbst sagt in seiner Correspondenz: »Wenn etwas klar ist in dem Ursprunge dieses schrecklichen Streites zwischen Rousseau und den Encyclopädisten, so ist es, daß alle Köpfe unserer Philosophen, und besonders der seinige, sonderbar verrückt wurden, durch die Coqueterie der Mad. d'Epinay und ihrer Schwägerin, der Mad. d'Houdetot.« —

Grimm sprach seine Ansicht über diese beiden Damen und ihren Einfluß auf die Köpfe der Philosophen zu einer Zeit aus, wo sein eigner Kopf — denn wir werden sehen, daß auch er mit in den Kreisel hineingezogen wurde — wieder zur Ruhe gekommen war. Er klagt die beiden Damen der Coqueterie an und behauptet, daß ihr Einfluß an dem Zwiste der Philosophen Schuld gewesen. Rousseau in seinen Confessionen spricht ungefähr dasselbe Urtheil wenigstens über Mad. d'Epinay aus, und belegt es mit harten Thatsachen. Grimm und alle Gegner Rousseaus haben nie aufgehört, darin den schwärzesten Undank zu sehen. Ich habe nicht Lust, ihn zu rechtfertigen; ich glaube, er hatte unrecht, als er das Leben und Treiben dieser Dame preisgab; aber Grimm, der die Ansicht Rousseaus theilte, und sie am Ende ebenso gut veröffentlichte, ist sicher der letzte, der hier gegen Rousseau auftreten darf.

Mad. d'Epinay[1]), Gattin und Mutter, war die Maitresse Francueils, der Rousseaus Freund war, und diesen bei seiner Geliebten einführte. Sie machte ein großes Haus, war geistreich, glänzend und den Schriftstellern zugeneigt. Rousseau gewann sich bald ihre Freundschaft. Sie selbst schreibt an ihren Geliebten Francueil: »Sie ahnen nicht, welche Wohlthat es mir ist, mit ihm zu plaudern. Er liebt Sie und hat Ihre Achtung. Seine Gegenwart wird mir helfen, Ihre Abwesenheit zu ertragen.«

Kaum war Rousseau mit Grimm bekannt geworden, so führte er ihn auch bei seiner Freundin ein, und diese bemerkt in ihrem Tagebuch: »Rousseau hatte mir von ihm mit einem Enthusiasmus gesprochen, der Ursache ist, daß ich ihn mit Aufmerksamkeit betrachtet habe, wie mir dies sonst in Gesellschaft selten begegnet. Ich habe ihn aufgefordert, uns zu besuchen, wenn Rousseau und Francueil bei uns in Epinay sind.«

Grimm ging lange ab und zu in dem Hause der Mad. d'Epinay, aber Francueil blieb ihr Geliebter, und Rousseau durch diesen der nächste Freund der Dame. Ein zufälliges Ereigniß änderte diese ganze Stellung.

---

[1]) Ihre »Mémoires et Correspondences« kamen nach ihrem Tode in Grimms Hände und wurden erst nach dem Tode des Letzteren veröffentlicht. Sie sind die Gegenschrift gegen Rousseaus Confessionen; sie sind absichtlich bearbeitet, um diese Confessionen zu bekämpfen. Wo sie also über Mad. d'Epinay und Grimm sprechen, können wir ihnen das unbedingteste Vertrauen schenken. Das Leben dieser Dame und ihr wahres Verhältniß zu Grimm und Rousseau ist die Grundlage des ganzen Buches; aber die Nebensachen sind bearbeitet, geordnet, zugestutzt und eingerichtet, um Mad. d'Epinay und Herrn Grimm ins schönste Licht zu stellen und Rousseau niederzuschmettern. Grimm selbst nannte das Buch einen »Roman.«

Böse Zungen hatten leichtes Spiel bei so leichter Waare, wie die Dame, die Grimm selbst der Coqueterie anklagt. Bei dem Tode einer Freundin der Mad. d'Epinay verbrannte diese in aller Eile die geheimen Papiere der Sterbenden. Zufällig fand man dann aber auch andere Papiere nicht, die eine Schuld des Herrn d'Epinay gegen den Mann der Verstorbenen bekundeten. Man klagte Mad. d'Epinay an, diese mit verbrannt zu haben. Es gab Leute, die es glaubten und öffentlich nacherzählten. Grimm nahm bei einer solchen Gelegenheit sich der Ehre der Mad. d'Epinay an, und zwar so, daß es zu einem Duell kam, in dem ihr Vertheidiger leicht verwundet wurde [1]).

Von da an änderte sich das Verhältniß zwischen Grimm und Mad. d'Epinay. Er wurde jetzt ihr »Rathgeber.« Er bekundete ihr »eine so weise, so reine, so uneigennützige Theilnahme,« daß er nach und nach immer mehr Raum gewann. Sie schreibt ihm: »Sehe ich Sie morgen nicht? Ich habe eine kleine Berathung mit Ihnen zu halten — über meine Kinder.« — »Er studirt auf das Aufmerksamste mit mir« — sagt sie an einer andern Stelle, »den Charakter meiner Kinder; wir theilen uns unsere Beobachtungen mit, und nach unsern Berathungen, vor allem nach seiner Ansicht, entscheide ich, welche Bahn ich mit ihnen einzuschlagen habe.« — Und so sagt sie: »Es ist gewiß, daß man nicht lange in Verbindung mit Herrn Grimm leben kann, ohne die Liebe zur Tugend in sich vermehrt zu sehen.«

Grimm seinerseits schreibt ihr eben so tugendhafte Briefe.

---

[1]) Ich kenne dies Ereigniß nur aus dem »Roman.« Ob es wahr ist oder zur Dichtung gehört, lasse ich daher unentschieden.

Als er später gezwungen wird, sich eine Zeit lang von Paris zu entfernen, hinterläßt er ihr eine Art Testament, nach dem sie sich zu richten habe: »Leiden Sie nicht, daß Ihr Mann gegen Ihre Kinder oder Ihre Dienstboten je eine Ungerechtigkeit begehe; — unterwerfen Sie sich lieber denen, die er gegen Sie selbst begehen könnte, wenn sie nicht zu bedeutende Folgen haben, und wenn sie Ihnen Ruhe schaffen können. Das ist im wesentlichen — die Rolle, die Ihnen zu spielen zukommt.« — Der Styl ist der Mensch.

Er selbst spielte seine eigne Rolle auf das Beste. Nachdem er die Erziehung der Kinder mit ihrer Mutter berathen und geordnet, sprach er von ihren Freunden. Auch in jenem Abschiedtestamente ist von ihnen die Rede. Und so sagt er ihr: »Meine zarte Freundin muß nicht vergessen, daß man nicht allen Freunden ein unbegränztes Vertrauen schuldig ist. Ein wenig Klugheit in dieser Beziehung darf man immerhin einer so graden offenen Seele empfehlen, ohne sie zu verletzen. Sie können den besten Nutzen (un très — bon parti) von Herrn Margeney ziehen, er ist liebenswürdig und unterhaltend.«

Ein anderer Freund der Dame, Duclos, sah den Einfluß, den Grimm gewonnen hatte, nicht ohne Eifersucht; er arbeitete ihm entgegen, aber reizte dadurch die Dame selbst nur immer mehr. Eines Tages kommt es hierüber zu einer Erklärung zwischen Grimm und Mad. d'Epinay, und Grimm sagt bei der Gelegenheit: »Wissen Sie, daß Duclos sich rühmt, Ihre Gunst gehabt zu haben, und sie noch alle Tage haben zu können, so oft er will.« — »Er? [1])

---

[1]) Dieses: Lui? ist bezeichnend genug.

Der Infame! O, der scheußliche Mensch. Nichts ist, ich schwöre es, falscher als diese Behauptung!« — »Ich glaube es und zweifle nicht!« — »Und sie wollen nicht, daß ich ihm meine Thüre schließen soll?« — »Nein, nicht in diesem Augenblicke, es ist zu spät und zu früh, das würde nicht klug sein!« Cela ne serait pas sage, — — diese Sagesse verlangt, daß eine Frau einen schmachvollen Verleumder vor wie nach in ihrer Gesellschaft dulden soll. Aber Mad. d'Epinay hatte ein anderes Herz, wärmer und offener, und so jagte sie, trotz des guten und so klugen Rathes ihres Freundes, den Verleumder bei der nächsten Gelegenheit aus ihrem Hause.

Kurze Zeit, nachdem Grimm als »Sauveur« im Hause der Madame d'Epinay zu größerem Ansehen gekommen war, wurde Francueil, ihr Geliebter, auf einen andern Fuß gestellt. Er erhielt seinen Abschied als Amant und wurde auf halben Sold als Ami gesetzt. Das ging nicht ohne Sturm ab, aber am Ende schickte sich Francueil. Es scheint aber, als ob er Grimm im Verdacht gehabt, Ursache an der veränderten Sinnesart seiner Dame zu sein. Er bat es sich daher als eine Gnade aus, nicht mit ihm zusammen zu Mad. d'Epinay geladen zu werden. Aber Grimm erlangte bald das Recht, zu jeder Stunde zu kommen, und so stieß er dann auch eines Tages mit Francueil zusammen. Mad. d'Epinay fühlte ihre falsche Stellung und erklärte dann Herrn Francueil, daß er sich zu fügen habe, da sie nicht Lust, sich länger an diese Klausel ihres Freundschafts- und Friedensvertrages zu binden. Francueil versuchte abermals, sich zu schicken, aber bei der nächsten Gelegenheit, wo die beiden Bewerber sich im Landhause der Madame d'Epinay begegneten, glaubte sich

Francueil durch das Auftreten von Grimm verletzt, so daß es zu einer Stellung zwischen ihnen kam, die Mad. d'Epinay fürchten machte, ein Duell sei unausbleiblich.

Um es zu vermeiden, schwebt sie in Todesangst um Francueil und sagt ihm: »de quel droit, osez vous troubler mon repos?« fordert ihn auf, ihr Haus auf der Stelle zu verlassen, wenn er länger ihr »Freund« bleiben wolle. — Als sie den Brief ihrem ehemaligen Amant mit Vorsicht zustellt, sieht sein Nachfolger dies, glaubt sich betrogen oder thut wenigstens so, behandelt Mad. d'Epinay *mit stolzer Kälte*, will gleich ihr Haus verlassen, und wird daran nur verhindert, weil er, wie er sagt, »keine Gelegenheit nach Paris findet.« Am andern Morgen hat Francueil seiner ehemaligen Geliebten für immer Lebewohl gesagt, worauf es dann zu der folgenden Unterhaltung zwischen Mad. d'Epinay und Grimm kommt. — — »Mein Freund, ich finde Sie nicht, wie ich Sie glaubte, Sie sind hart und tyrannisch; es scheint mir, als ob Sie in der Rolle des Freundes die Grenzen, die die Milde und Nachsicht vorschreiben, überschritten hätten.«

»Ich habe es vorhergesehen, Madame, daß ein so fester, so scharfer Charakter, wie der meinige, schlecht zu der Schwäche des Ihrigen passe. Ich kann meinen Freunden nur nützlich sein in der Art wie ich bin.« (qu'avec ma façon d'être.)

»O! es ist nicht zweifelhaft, mein Herr, daß die Wohlthaten, die Sie Andern erweisen, diesen sehr theuer zu stehen kommen.« (leur coûte prodigieusement.)

»Ich fühle es, aber ich habe es Ihnen zum Voraus gesagt. Sie haben meinen Rath verlangt, und Sie wissen, wie wenig ich mich eilte, ihn zu geben. Aber es steht

mir nicht an, daß man ihn verlangt, um ihn zu verachten. Ich wiederhole Ihnen, Madame, vielleicht hängen Sie an Ihren alten Verbindungen mehr, als Sie selbst glauben.«...

»Sehen Sie,« sagte ich ihm, indem ich ihn unterbrach und ihm den Brief Francueils (mit dem dieser Abschied nahm) zeigte, — »wie ungerecht Sie in ihrem Verdachte und wie grausam in Ihrem Benehmen sind.« — Er las den Brief ohne ein Wort zu sagen. Unterdeß muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, wenn meine Lage ihn rührte, als ich ihm den unbedachten Schritt gestand, den ich um seinetwillen und ohne sein Wissen gethan, er noch mehr durch die Härte gerührt wurde, die er mir bezeigt hatte. Ich gestehe, daß er sich über mein Benehmen hatte täuschen können; aber es wurde mir deswegen nicht weniger schwer, seine Härte, trotz aller Reue, die er mir bezeigte, und aller Mühe, die er sich gab, sie wieder gut zu machen, zu vergessen. Dies Ereigniß hat so tiefe Spuren der Hoffnungslosigkeit in meine Seele geworfen, daß ich sie mein ganzes Leben fühlen werde, und obgleich ich gegenwärtig beruhigt bin, so lebt in mir eine Schwermuth fort, die zu besiegen mir unmöglich ist.«

So handelte er seiner Geliebten gegenüber. Gegen seine Freunde benahm er sich nicht anders; hart, kalt, klug und weise — herzlos.

Rousseau gegenüber aber ging er noch viel weiter. Wir haben gesehen, wie er Mad. d'Epinay vor Margeney warnt, wie er Duclos aus ihrem Hause und Francueil zugleich aus ihrem Herzen zu vertreiben wußte. Rousseau behauptet von Grimm, daß er ihm nie einen seiner Freunde gegeben habe. Im Gegentheile: »Meine eignen Freunde, die ich zu den seinigen machte, und die mir alle aufs

Innigste zugethan waren, bevor sie ihn kannten, änderten nach und nach alle, nachdem sie ihn kennen gelernt hatten.«

Man behauptet von Rousseau oft, daß er eine mißtrauische Natur gewesen. Er wurde es nach und nach, und Grimm ist daran mehr Schuld, als irgend ein Mensch und irgend ein Verhältniß, die Rousseau berührten. Der Verdacht Rousseaus gegen Grimm ruhte lange nur in seinem Gefühle. Aber das Gefühl täuscht nur selten Jemanden, der liebt. Man ahnet dann, daß der geliebte Freund geändert hat, schon ehe dieser selbst sich Rechenschaft darüber giebt. Rousseau fühlt es heraus, daß Mad. d'Epinay gegen ihn nicht mehr dieselbe war, als diese selbst es noch nicht wußte. Und diese Gefühlsfeinheit seines Herzens sagte ihm auch, daß Grimm die Ursache dieser Aenderung sei.

Grimm selbst und mit ihm und durch ihn Diderot und viele Andere, klagen deswegen Rousseau der schwarzen Galle, der unbegründetsten Verdächtigung an.

Mad. d'Epinay selbst schildert Grimm in seinem Benehmen gegen Rousseau und in seiner Art, diesem bei ihrer gemeinsamen Freundin zu dienen.

Rousseau wußte sein Talent nicht zu Geld zu machen, wollte es nicht zu Geld machen und war daher stets in Noth. Mad. d'Epinay war ihm vor wie nach gewogen, hatte einen Funken Liebe für ihn in ihrem Herzen, den Rousseau, wenn er gewollt und wenn er ein anderer Mensch gewesen, leicht zur Flamme hätte anblasen können. Deswegen dachte sie an seine Lage mit aller Vorsicht der thätigen Freundschaft. Eines Tages kam ihr der edle Gedanke, ihm nahe bei ihrem Landgute ein abgelegenes Häus-

chen einzurichten und anzubieten, um dort für seinen Unterhalt sorgen zu können. Der Umstand, daß gerade damals Rousseau einen Ruf als Bibliothekar nach Genf erhalten hatte, war gewiß mit im Spiele, da Mad. d'Epinay ihren alten Freund lieber in ihrer Nähe als in der Schweiz sehen mochte.

Rousseau fühlte sich zugleich gerührt, erschreckt und voller Dankbarkeit; und so schreibt er seiner Wohlthäterin: »Sie haben in der Einrichtung, die Sie mir vorschlagen, mehr Ihr Herz als Ihr Vermögen und meine Stimmung (humeur) zu Rathe gezogen. Dieser Vorschlag hat meine Seele erschreckt. Sie kennen Ihr Interesse schlecht, indem Sie einen Knecht aus einem Freunde machen wollen; und Sie durchschauen mich ebenso wenig, wenn Sie glauben, daß ähnliche Beweggründe mich zum Entschlusse bringen. Ich gräme mich nicht, wie ich lebe und wie ich sterben werde. Der einzige Zweifel, der mich quält, ist die Art, wie ich mir für den Rest meines Lebens die vollkommenste Unabhängigkeit sichern kann. Nachdem ich Alles für sie aufgeboten, habe ich sie nicht in Paris gefunden. Ich suche sie mit mehr Eifer als je ... die größere Wahrscheinlichkeit ist, daß ich sie in der Schweiz finden würde, aber ich gestehe Ihnen, daß sie mir wohler thun würde in Ihrer Nähe. Die Verlegenheit, in der ich bin, kann nicht lange dauern; in acht Tagen muß ich zur Entscheidung kommen. Aber seien Sie überzeugt, daß keine Interessenrücksichten mich leiten werden, denn ich habe nie gefürchtet, daß das Brod mir je fehlen werde, und im höchsten Falle der Noth weiß ich — zu hungern.« —

»Ich weigere mich unterdeß nicht, Ihre Vorschläge anzuhören, vorausgesetzt, Sie erinnern sich stets, daß ich

nicht käuflich bin, und daß meine Gefühle, — gegenwärtig hoch über jedem Preise, den man bieten könnte, — sehr bald unter dem stehen würden, den man für sie bezahlt hätte. Vergessen wir also, daß selbst von diesem Artikel (dem Gelde zu seiner Haushaltung) nur die Rede gewesen ist.«

Ein Brief der Mad. d'Epinay, in dem sie ihn zu beruhigen sucht und sich beklagt, daß Rousseau sie in Verdacht ziehen könne, sich Creaturen schaffen zu wollen, veranlaßt diesen zu einer weitern Antwort. Er sagt: »Ich werde willig Ihre Vorschläge anhören, aber seien Sie zum Voraus auf eine abschlägige Antwort gefaßt. Denn entweder sind sie ohne oder mit Bedingungen gegeben, und ich will weder das Eine noch das Andere. Ich werde nie irgend einen Theil meiner Freiheit aufgeben, weder für meine eignen Bedürfnisse, noch für die Anderer. Ich will arbeiten, aber nach meinem Gutdünken, und selbst nichts thun, wenns mir beliebt, ohne daß irgend Jemand außer meinem Magen dagegen etwas zu sagen hat.«

Madame d'Epinay erzählt dann in ihrem Tagebuch den Fortgang dieser Verhandlungen. »Ich habe gesucht, Rousseau zu bereden, daß diese Grundsätze, die sehr achtbar, wenn er ganz frei wäre, sehr strafbar in seiner Lage seien, da er nicht erlauben dürfe, daß die beiden Frauen, die ihm Alles geopfert[1]), dem Elende ausgesetzt würden. Diese Rücksicht, sagte ich ihm, muß Sie nachgiebiger machen u. s. w.«

---

[1]) Therese und ihre Mutter, die Rousseau aus ihrer untergeordneten Stellung zu sich hinaufgezogen, und mit denen er Alles, was er war und hatte, theilte! —

Und diese Gründe machten den gewünschten Eindruck. Rousseau sagte endlich: »Ich weiß noch nicht, was ich thun werde; aber wenn ich die Wohnung der Eremitage annehme, so schlage ich um so sicherer die Fonds aus, die Sie mir leihen wollen. Ich habe nichts nöthig, um zu leben; eine Kuh, ein Schwein, ein Gemüse- und Obstgarten werden zu meiner Nahrung hinreichen.«

In diesem Gespräche beklagt sich Rousseau in unbestimmter Weise über seine Freunde. Mad. d'Epinay sagte ihm: »Sie legen zu großes Gewicht auf Kleinigkeiten.« (vos misères). Rousseau antwortet: »Was, mordieu! Sie nennen das Kleinigkeiten — Ungerechtigkeiten, täglicher Undank, die hämische Tadelsucht (causticité) meiner sogenannten Freunde?« — Madame d'Epinay antwortete durch ein Scherzsprüchwort: »On rit avec toi et tu te fâches!« —

Rousseau spielte hierdurch auf seinen Freund Grimm an. Das ist eine von den verdächtigenden Anklagen, die man ihm zur Last legt.

Aber Mad. d'Epinay erzählte dann Grimm ihre Absicht und ihre Verhandlungen mit Jean Jacques, und fährt in ihrem Tagebuche fort und sagt: »Ich war sehr erstaunt, zu sehen, daß Herr Grimm den Dienst, den ich Rousseau leistete, mißbilligte, und ihn in einer Weise tadelte, die mir Anfangs sehr hart erschienen ist. Ich wollte seine Ansicht bekämpfen, ich zeigte ihm die Briefe, die wir uns geschrieben hatten.« »Ich sehe darin«, sagte er, »von Seiten Rousseaus nichts als überall versteckten Stolz. Sie erzeigen ihm einen sehr schlechten Dienst, indem Sie ihm die Eremitage abtreten; aber sie erzeigen sich selbst einen noch viel schlimmern. Die Einsamkeit wird seine Einbil-

dung noch verdunkeln; er wird alle seine Freunde für ungerecht, undankbar halten, und Sie vor allem und zuerst, wenn Sie sich ein einziges Mal weigern, seine Befehle zu vollziehen. Er wird Sie anklagen, daß Sie ihn gebeten haben, in Ihrer Nähe zu wohnen, daß Sie ihn verhindert, dem Rufe seines Vaterlandes zu folgen. Ich sehe den Keim dieser Anklagen schon in den Wendungen seiner Briefe.« — —

Man merkt es dieser Rede leicht an, daß sie gemacht worden, nachdem Rousseaus »Gesamtbeichte« erschienen war. Aber es ist kaum zweifelhaft, daß der Stoff auch hier wahr ist, und daß Grimm, als er die großmüthige Handlung der Mad. d'Epinay erfuhr, seinen Freund Rousseau in einem Lichte schilderte, das Mad. d'Epinay jedenfalls für ihn nicht besser stimmen konnte. Wer war hier derjenige, der den Andern verdächtigte und zukünftiger Schlechtigkeiten zum Voraus anklagte? Nach Duclos, nach Francueil war die Reihe an Rousseau gekommen.

In Folge des Gesprächs läßt Mad. d'Epinay Grimm von Rousseau weiter sagen: »Es ist mir klar, daß dieser Mensch (cet homme) überall unglücklich sein wird, durch die Gewohnheit, die er hat, verzogen zu werden.« Mad. d'Epinay antwortet: »Bei mir wird er nur Nachsicht finden, wir werden es uns alle zur Pflicht machen, ihm das Leben zu verschönern.« — »Wunderbar«, sagte mir Grimm noch, »aber es thut uns stets leid, dem Unsinne (déraison) nachzugeben. Dieser Mensch — ist voll von Unsinn, und je mehr man ihm nachsieht, desto größer wird er.« Grimm unterwies dann Mad. d'Epinay, wie sie sich in Zukunft gegen Rousseau zu benehmen habe: »Kümmern Sie sich wenig um ihn, aber haben Sie das Ansehen, als ob Sie



318101

sich viel um ihn kümmerten. Sprechen Sie von ihm stets bei Andern, selbst in seiner Gegenwart, und lassen Sie sich nicht irren durch den Mißmuth, den er Ihnen zeigen wird.« — Mad. d'Epinay bemerkt hier: »Ich konnte nicht umhin, ein wenig verwundert zu sein, zu hören, wie er seinen unglücklichen Freund mit Satyre verfolgte. Das war das erstemal, daß ich ihn ungerecht sah. Er setzte hinzu: »Uebrigens rathe ich Ihnen sehr, von Weiten — (de loin) darauf hinzuarbeiten, daß er den nächsten Winter in der Eremitage nicht zubringe. Ich versichere Sie, er wird dort verrückt werden. Aber selbst ohne diesen Grund, der immerhin nicht unbedeutend ist, würde es barbarisch sein, die alte Levasseur sechs Monate ohne Hülfe an einem bei schlechtem Wetter ganz unzugänglichen Orte, ohne Gesellschaft, ohne Unterhaltung, ohne Mittel zu lassen.« —

Grimm kam zu spät um zu verhindern, daß Mad. d'Epinay Rousseau die Eremitage antrug. Aber er wollte von weitem — darauf hinarbeiten, daß er so bald als möglich wieder aus ihr ausgetrieben werde; und das weniger deswegen, weil sein »Freund« Rousseau hier verrückt werden könne — »ein immerhin nicht unbedeutender Grund« — als weil — die alte Levasseur in der Eremitage ohne Gesellschaft, Unterhaltung und Hülfe sei, — während sie dort mit ihrer Tochter und dem Broterwerber der Familie zusammenlebte. Bezeichnend ist es dann noch für die folgenden Ereignisse, daß diese Levasseur erst vorgeschoben wurde, um Rousseau moralisch zu zwingen die Eremitage zu beziehen, und kaum dort eingewohnt, wieder dazu dienen sollte ihn aus ihr auszutreiben.

Grimm befolgte übrigens die Anweisung, die er Mad.

d'Epinay zu ihrem Verhalten gegen Rousseau gab, nur halb. Rousseau selbst gegenüber benahm er sich auf die rücksichtsloseste Weise. Dieser erzählt: »Er drängte sich überall vor, nahm überall den ersten Platz ein, ohne je auf mich im geringsten Acht zu geben. — — Er behandelte mich nicht gerade als seinen Untergeordneten; aber er sah mich für null an. — — Es ist wahr, daß, mit etwas mehr oder weniger, er gegen alle Welt anmaßend war, aber gegen Niemand auf eine so unverschämte Weise als gegen mich.« — In Gegenwart der Leute aber, die Rousseau achteten und seinem Herzen und seinem Geiste Gerechtigkeit widerfahren ließen, war Grimms Benehmen ein anderes, und Rousseau selbst war über den Widerspruch erstaunt: »Ich konnte sein stolzes Schweigen, seinen verletzenden Hochmuth mir gegenüber um so weniger reimen mit der herzlichen Freundschaft, die er sich rühmte für mich zu haben, allen denen gegenüber, von denen er wußte, daß sie wirklich welche für mich hatten.«

Mad. d'Epinay fühlte sehr oft, wie tief Grimm Rousseau auf jede Weise verletzte. Grimm sagt in seiner Correspondenz, daß er sich »über die Vorurtheile Rousseaus oft lustig gemacht und diesen damit aufgezogen.« Er selbst belegt seine Art und Weise durch ein Beispiel. So erzählt er (ebenfalls in seiner Correspondenz): »Eine der Narrheiten Rousseaus war, daß er Böses vom Schriftstellerhandwerk sagte und dennoch kein anderes hatte. Ich rieth ihm in dieser Zeit, Kaffeewirth zu werden und eine Boutique auf dem place royal aufzuschlagen. Er könne dadurch reich werden, denn bei seinem Namen könnten ihm die Gäste nicht fehlen.« Grimm setzt hinzu: »Aber dieser Vorschlag war zu verständig für den Bürger von Genf.«

Wir wissen, daß Rousseau ein anderes »métier« suchte und fand. Er schrieb Noten ab. Mad. d'Epinay theilt eine andere Anekdote mit, die mit jener, die Grimm selbst aufbewahrt hat, Hand in Hand geht.

»Es erhob sich gestern«, erzählt Mad. d'Epinay, »auf einem Spaziergange ein Streit zwischen Grimm und Rousseau, der im wesentlichen nur eine Neckerei war. Rousseau gab sich auch Mühe, ihn als eine solche hinzunehmen; aber er litt im Herzen oder ich müßte mich sehr getäuscht haben. Er hatte Herrn d'Epinay die Noten gebracht, die er für diesen abgeschrieben hatte. Dieser fragte ihn, ob er sich getraue, ihm ebenso viel in vierzehn Tagen zu liefern. Er antwortete: »Vielleicht und vielleicht nicht, nach meiner Stimmung, meiner Laune, meiner Gesundheit. — In dem Falle, sagte Herr d'Epinay, gebe ich Ihnen nur sechs zu machen, denn ich muß Gewißheit haben sie zu erhalten. — Wohlan, sagte Rousseau, so werden Sie das Vergnügen haben, sechs zu haben, die nicht zu den andern passen, denn ich wette, daß die, die Sie machen lassen, der Pünktlichkeit der meinigen nicht nahekommen. — »Sehen Sie,« fiel Grimm lachend ein, »der Stolz des Copisten steckt ihn schon an. Wenn Sie sagten, daß kein Pünktchen in Ihren Schriften fehlt, so würde alle Welt einverstanden sein. Aber ich wette, daß in Ihren Copien versetzte Noten sind. — Rousseau lachte und wettete, was ihn nicht verhinderte zu erröthen, und immer mehr, als sich bei der Nachsicht fand, daß Grimm Recht hatte. Er blieb den ganzen Abend nachdenkend und kehrte heute Morgen zur Eremitage zurück ohne Abschied zu nehmen.«

Mad. d'Epinay, die ein Frauenherz hat, fühlte, wie tief Grimm hier Rousseau verletzte. Aber sie mildert na-

türlich den Vorfall, so gut sie kann, was nicht verhindert, daß Grimm aus dem Spaße Ernst machte, und die Neckerei bis zum Beweise trieb. Rousseau selbst sagt in Bezug auf diesen Vorfall: »Er (Grimm) verstopfte mir, so viel an ihm lag, die Quelle des Erwerbes, den ich mir gewählt hatte, indem er mich als einen schlechten Abschreiber verschrie. Ich gestehe, er sagte hierin die Wahrheit, aber es war nicht an ihm, sie zu sagen. Er bewies, daß dies kein Spaß war, dadurch, daß er selbst sich eines andern Copisten bediente und mir keine der Kundschaften ließ, die er mir abwendig machen konnte.«

Es war dem armen Jean Jacques, wie mit Allem was er sagte und that, auch mit seinem Copistenhandwerke bluternst; er hält daher dies Unrecht Grimms für eines der größten, die er an ihm begangen, und setzt ungefähr unmittelbar hinzu: Son amitié, je la décidai fausse! Sein Urtheil war schlußreif geworden.

Er sah, daß Grimm immer mehr Grund bei Madame d'Epinay gewann. Es mochte das ebenfalls sein Gefühl verletzen. Aber er war nicht im Stande, sein Benehmen gegen Mad. d'Epinay zu ändern. Er nahm ihre kleinen Wohlthaten mit derselben Hingebung an. »Ich weiß,« schrieb er ihr, »was Sie für mich thun ohne mir etwas davon zu sagen; und ich lasse es geschehen, denn ich liebe Sie, und es kostet mich nichts, Ihnen schuldig zu sein was ich nicht selbst erringen kann.«

Er ließ sie selbst freilich nicht in Zweifel über die Art seiner Liebe, denn ein paar Tage vorher schrieb er ihr, ungehalten darüber, daß er sie so lange nicht gesehen, im Scherze: »Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie gar gerne in die Bastille sperren lassen würde, vorausgesetzt, daß ich

sechs Monate mit Ihnen dort zusammen (tête à tête) zubringen könnte. Ich bin überzeugt, wir würden sie beide tugendhafter und glücklicher verlassen.« Mad. d'Epinay würde sich dies Compliment von jedem andern verbeten haben; »ihr Bär« Rousseau hatte das Vorrecht, seine Ansicht sagen zu dürfen, ohne sie zu verletzen.

Wie beide von einander dachten, bekundet am besten eine andere Anekdote, die ebenfalls Mad. d'Epinay selbst erzählt. Ich erinnere nur zur Einleitung daran, wie Rousseau sich verletzt fühlte, daß Grimm ihm die Kundschaft des Herrn d'Epinay fürs Notenabschreiben zu entziehen drohte.

Mad. d'Epinay hatte ihre Amants, Herr d'Epinay seine Maitressen, zwei Schwestern, les Roses genannt. Alle Welt fand das natürlich, sogar Mad. d'Epinay selbst. Sie erzählt uns in ihrem Tagebuche:

»Ist es Unklugheit, Dummheit oder Leichtsinn, die Herrn d'Epinay veranlaßten, uns die Grobheit zu erzählen, die Rousseau ihm und seinen Maitressen gemacht hat?« — »Das ist unerhört! Ich ging bei der Eremitage spazieren,« sagte er uns; — »nichts ist mit der Narrheit Ihres Eremiten zu vergleichen, das geht bis zur Unverschämtheit! Bedenken Sie, daß ich ihm zwei Damen zuführte, für die ich ihn arbeiten ließ. Sie waren neugierig, diesen wunderlichen Menschen zu sehen. Er erging sich vor seiner Thüre; er sieht mich zuerst, kommt zu mir die Mütze in der Hand; er sieht die Damen, grüßt uns, setzt seine Mütze wieder auf, dreht sich herum, geht fort und läuft noch. Giebt es etwas verrückteres?« — Weswegen, antwortete de Jully, es giebt so viele Leute, die die »Rosen« fürchten, er gehört vielleicht zu diesen.«

»Ah — ich verstehe,« — setzte Mad. d'Epinay hinzu, »wenn er verrückt ist, so ist sein Wahnsinn der — eines Ehrenmannes!« — — —

## 2.

Unterdeß rückte der Winter immer näher, und dann begann die Mine zu springen, die Grimm »von weitem« angelegt hatte. Mad. d'Epinay erzählt in ihrem Tagebuch aus dem November: »Seit zwei Tagen ist Rousseau hier, wir haben nicht aufgehört, ihm abzurathen, den Winter in der Eremitage zu bleiben. Er hat anfangs darüber gescherzt; bald aber wurde er aufgebracht. Gestern hat er uns stillschweigend zugehört und damit geendigt, daß er uns sagte, er werde uns heute seine Antwort geben. Diese Antwort heißt: »Ich fange damit an, zu erklären, daß ich fest und unwiderruflich beschlossen habe (résolu, déterminé), was auch daraus folgen werde, den Winter in der Eremitage zuzubringen. Daß nichts mich diesen Entschluß ändern machen wird, und daß Sie selbst nicht das Recht haben es zu fordern, denn das waren unsere Bedingungen, als ich hieher kam. Sprechen wir also davon nicht mehr, als um Ihnen in zwei Worten meine Gründe zu sagen.«

»Ich muß nothwendig Ruhe, Muße und alle meine Bequemlichkeiten haben, um diesen Winter zu arbeiten. Es steht dabei Alles für mich auf dem Spiele. Seit fünf Monaten arbeite ich, um Alles herbeizuschaffen, damit keine Sorge mich später störe. Ich habe mich mit Holz versehen, meine Vorräthe gemacht, ich habe meine Papiere und Bücher gesammelt und geordnet, um sie bequem zur

Hand zu haben. Ich habe selbst für den Fall der Krankheit gesorgt. Ich werde nur Muße finden, wenn ich meinen Plan befolge; im Gegentheile würde die Zeit, die ich wieder zur Einrichtung nöthig hätte, meiner Arbeit entzogen werden.« Er wiederholt, welche Zeit, Geld und Unordnung das Umziehen kosten werde, und daß er sogar für seine Sicherheit gesorgt, Pistolen angeschafft habe, und einen Bauern bitten werde, in seinem Hause zu schlafen.

Zu gleicher Zeit hatte auch Diderot, ziemlich sicher ebenso durch Grimm veranlaßt, eine ganz ähnliche Mine gegen Rousseau springen lassen. Auch er wollte Rousseau bereden, die Eremitage zu verlassen, und auch er führte Mad. Levasseur als Hauptgrund vor. Aber all sein Mühen war ebenso vergebens und führte stets nur neue Reibungen herbei. In einem Augenblicke der Mißstimmung schrieb endlich Diderot in seinem fils naturel ein paar Stellen gegen die Einsamkeit und die Einsiedler, in denen er zuletzt den Gedanken aussprach: »nur böse Menschen können als Einsiedler leben.« (Il n'y a que le méchant qui soit seul.) Rousseau fühlte sich durch diesen Ausspruch aufs tiefste verletzt. Er war ein guter Mensch und wollte auch für einen solchen gelten.

»Ich liebte Diderot innigst,« sagt Rousseau bei dieser Gelegenheit, »ich achtete ihn hoch und ich zählte mit dem vollkommensten Vertrauen auf dieselben Gefühle von seiner Seite. Aber ermüdet durch seine unablässige Hartnäckigkeit, mich stets in meinem Geschmacke, in meinen Neigungen, in meiner Art zu leben, in Allem was mich allein anging, zu durchkreuzen, empört zu sehen, daß ein Mann, jünger als ich selbst, mit aller Gewalt und gegen meinen Willen mich wie ein Kind

lenken wollte — — hatte ich schon das Herz voll von seinem oft wiederholten Unrechte gegen mich. Dies letzte schien mir schwer und thut meinem Herzen weher. Ich schrieb ihm, um mich zu beklagen, aber mit einer Sanftmuth und einer Gerührtheit, die mich mein Papier mit meinen Thränen tränken machte; und mein Brief war rührend genug, daß er ihm welche hätte auspressen sollen. Man würde es nie errathen, welche Antwort er auf diesen letzten Artikel gab. Hier ist sie, Wort für Wort:

»Ich bin froh, daß mein Werk Ihnen gefallen, daß es Sie gerührt hat. Sie sind nicht meiner Ansicht in Bezug auf die Einsiedler; sagen Sie so viel Gutes von ihnen als Sie wollen; Sie werden der einzige auf dieser Welt sein, von dem ich Gutes denken werde. Und dennoch wäre auch hierüber manches zu sagen, wenn man mit Ihnen sprechen könnte, ohne Sie zu verletzen. — Eine Frau von achtzig Jahren!«

Die Frau von achtzig Jahren, auf die Diderot anspielt, war abermals die Mutter der Therese.

Ein paar Tage, nachdem er Diderots Brief erhalten hatte, schrieb Rousseau an Mad. d'Epinay und sagte: »Diderot hat mir einen Brief geschrieben, der mir die Seele durchschnitten hat. Er läßt durchschauen, daß es nur eine Gnade ist, wenn er mich nicht für einen Bösewicht (scélérat) hält, »et qu'il y aurait bien à dire là-dessus«, das sind seine Ausdrücke. Und wissen Sie weswegen? Weil Mad. Levasseur bei mir ist. Aber du mein guter Gott, was würde er sagen, wenn sie nicht bei mir wäre? Ich habe sie von der Straße zu mir genommen, sie und ihren Mann, in einem Alter, in dem sie nicht mehr im Stande waren ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie

hat mir nicht mehr als drei Monate Dienst geleistet. Seit zehn Jahren entziehe ich mir für sie das Brot von meinem Munde; ich führe sie an einen Ort, wo gute Luft ist und nichts ihr fehlt; ich entsage um ihretwillen dem Aufenthalte in meinem Vaterlande; sie ist vollkommen ihre eigne Herrin, kommt und geht, wie sie will; ich sorge für sie wie für meine eigne Mutter. Und alles das ist nichts, und ich bin nichts als ein Bösewicht, wenn ich ihr nicht auch noch mein Glück und mein Leben opfere, und wenn ich nicht nach Paris gehe, in Verzweiflung zu sterben, um ihr eine Unterhaltung zu sichern. Leider, die arme Frau wünscht es nicht einmal; sie klagt nicht, sie ist sehr zufrieden. Aber ich sehe, wie die Sache zusammenhängt. Herr Grimm wird nicht zufrieden sein, bis er mich aller Freunde beraubt hat, die ich ihm gegeben habe. Philosophen der Städte, wenn das Eure Tugenden sind, so tröste ich mich gerne, ein Bösewicht zu sein! Ich war glücklich in meiner Zurückgezogenheit; die Einsamkeit drückt mich nicht; ich fürchte die Noth wenig; das Vergessen der Welt ist mir gleichgültig; ich trage meine Leiden mit Geduld; aber lieben — und nur undankbare Herzen finden, o, das ist das einzige, was ich nicht überwinden kann. Verzeihung, theure Freundin, ich habe das Herz übervoll von Kummer und die Augen gefüllt von Thränen, die nicht fließen wollen. Wenn ich Sie einen Augenblick sehen und weinen könnte, es würde mir leichter sein. Aber in meinem Leben gehe ich nicht wieder nach Paris. In der That: Ich schwöre es!«

Rousseau »verdächtigt« hier abermals Herrn Grimm, daß er die Triebfeder dieser Intrigue sei. Wir »verdächtigen« ihn dessen nicht, klagen ihn dessen nicht an, sondern

urtheilen und sprechen ruhig das Schuldig! aus. Und zwar von Rechtswegen und auf das Zeugniß seiner besten Freundin und seines eignen Geständnisses hin. Er hatte diese Geschichte »von weitem« eingeleitet und bearbeitet. Rousseau dachte meist nur mit seinem Herzen; aber dies Herz hatte so sanfte, so feine Fühlfäden, daß sie die Lieblosigkeit schon aus weiter Ferne ahneten und sich selten täuschten. — Daß sein Gefühl in Bezug auf Grimm vollkommen richtig war, ist für uns auch nicht dem leisesten Zweifel mehr unterworfen.

Er klagt ihn an, auch Diderot bearbeitet zu haben, — und wir glauben es, sind überzeugt, daß dem wirklich so; denn wir dürfen von dem, was wir wissen, auf das, was sich von selbst versteht, ohne Umstände schließen. Grimm spielte sicher bei Diderot dieselbe »Rolle«, die ihm bei Mad. d'Epinay nothwendig schien und so gut gelang. Auch die weitern Anklagen, daß Grimm die Frau Levasseur selbst bearbeitet habe, scheint uns nur zu natürlich und bedarf für uns ebenfalls keiner andern Beweise, als sein Plan, »von weitem« dafür zu sorgen, daß Rousseau die Eremitage wieder verlasse.

Mad. d'Epinay suchte Rousseau wenigstens über seine Freunde zu beruhigen; und er antwortete nicht mit Gründen, sondern, wie fast immer, mit Gefühlen. Er sagt von Diderot: »Es gab eine Zeit, wo wir beide arm und unbekannt waren, und wir waren Freunde. Ich kann dasselbe von Grimm sagen. Sie sind beide sehr bedeutende Leute geworden, während ich geblieben bin was ich war, und deswegen passen wir nicht mehr zu einander. Uebrigens bin ich gerne geneigt zuzugeben, daß ich Grimm

unrecht gethan habe, und daß dies nicht das erste Mal ist... Aber alle diese Leute sind so hochmüthig, so gezwungen, so trocken gegen mich; — wie kann ich da wagen sie noch zu lieben? Nein, meine theure Freundin, meine Zeit ist vorüber! und ich muß leider um ihretwillen wünschen, daß wir nie wieder Freunde werden.«

Mad. d'Epinay antwortet von Neuem, seine Freunde vertheidigend. Sie sagt ihm: »Ihr Kopf gährt; die Einsamkeit tödtet Sie, und ich fange an, es zu beklagen, Ihnen die Mittel gegeben zu haben, sich in sie zurückzuziehen. — — Sie glauben sich heute über Diderot beklagen zu dürfen, — — — wer steht mir dafür, daß ich nächstens nicht an die Reihe komme?« — Grimm hatte schon vor sechs Monaten dasselbe gesagt, und wahrscheinlich von da an so oft wiederholt, daß Mad. d'Epinay es nun auswendig wußte. Sie verlangt eine Aussöhnung. Rousseau hatte, bevor er die Eremitage bezog, seine Bedingungen gestellt, er glaubte für einen etwaigen neuen Friedensschluß sich noch klarer aussprechen zu müssen. Und so antwortet er: »Ich habe Lust, da wir einmal davon sprechen, Ihnen zu erklären, was ich von der Freundschaft verlange und bereit bin ihr zuzugestehen. Tadeln Sie an meiner Ansicht, was Ihnen nicht behagt, aber seien Sie darauf gefaßt, daß ich von ihr so leicht nicht abweichen werde, denn sie ist Folge meines Charakters, den ich nicht ändern kann.«

»Zuerst verlange ich, daß meine Freunde meine Freunde seien und nicht meine Gebieter; daß sie mir rathen, ohne zu verlangen, mich zu leiten; daß sie allerlei Rechte auf mein Herz, keines auf meine Freiheit haben. Ich finde

es verkehrt, daß die Leute, unter dem Namen der Freundschaft sich stets in meine Angelegenheiten mischen, ohne mir in die ihrigen Einsicht zu geben.«

»Sie mögen stets offen und unumwunden zu mir sprechen, sie können mir Alles sagen, — außer Verachtung sei ihnen Alles erlaubt. Die Verachtung eines Gleichgültigen ist mir gleichgültig; aber wenn ich sie einem Freunde erlaubte, so hätte ich sie verdient. Wenn er das Unglück hat, mich zu verachten, so braucht er mirs nicht zu sagen; er verlasse mich, das ist seine Pflicht gegen sich selbst. Bis auf das mag er, wenn er mir Vorstellungen macht, sich jedes Tones bedienen, das ist sein Recht. Wenn aber, nachdem ich ihn angehört, ich meinen Willen thue, so bin ich ebenso in meinem Rechte, und ich finde es verkehrt, wenn man stets abgemachte Sachen wiederkaut.«

»Ihre große Zudringlichkeit, mir tausend Dienste zu leisten, ist mir lästig; ich finde darin einen gewissen Ton der Ueberlegenheit, der mir unangenehm ist. Jeder kann übrigens ganz dasselbe thun. Ich ziehe es vor, daß sie mich lieben und sich lieben lassen. Das können nur Freunde thun. Es empört mich vor Allem, wenn der erste Beste ihnen Ersatz für mich ist, während ich selbst nur sie in dieser Welt ausstehen kann. Nur ihre Liebesbezeugungen können mir ihre Wohlthaten erträglich machen; aber wenn ich das Meinige gethan habe, welche von ihnen anzunehmen, so verlange ich, daß sie meinen und nicht ihren Geschmack zu Rathe ziehen.« — — —

»Wenn ein Zwist eintritt — — so muß der, der ihn angefangen hat, ihn endigen. Wenn ich seinen Tadel verkehrt aufnehme, mich ohne Ursache erzürne, so darf er

meinem Beispiele nicht folgen, oder er liebt mich nicht. Im Gegentheil, ich will, daß er mich liebkose, daß er mich küsse. Hören Sie es, Madame? Mit einem Worte, daß er damit anfange, mich zu beschwichtigen, was sicher nicht schwer sein wird; denn es giebt nie ein Feuer in meinem Herzen, das eine Thräne nicht zu löschen vermöchte. Wenn ich dann gerührt, ruhig, beschämt, verwirrt bin, dann mag er mich tadeln, mir mein Theil geben, und er kann darauf bauen, er wird mit mir zufrieden sein. — — — Das ist es, was ich will daß mein Freund für mich thue, wie ich stets bereit bin, in gleichem Falle gegen ihn zu handeln.«

Er erzählt dann einen kleinen Zwist mit Mad. d'Epinay selbst, der ein paar Tage vorher stattgefunden, durch einen Ausdruck eines seiner Briefe veranlaßt, Mad. d'Epinay zu einer etwas harten Antwort bewogen hatte. Er schrieb eine Erwiderung, — und als sie fertig war warf er sie ins Feuer. »Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Beruhigung in mein Herz herabstieg, als ich meine Beredtsamkeit verbrennen sah. Ich habe Ihnen nicht mehr davon gesprochen, und ich glaube die Ehre gewonnen zu haben, geschlagen worden zu sein.»

Mad. d'Epinay antwortete auf diesen Brief und stellte Rousseau gegenüber auch ihre Ansichten über die Freundschaft auf. Sie sagt: »Ich würde nicht verlangen, daß mein Freund mich mit Feuer, mit Zartheit, mit Bedacht oder mit Herzensergießungen liebe, sondern nur, daß er mich liebe, so gut er kann, wie seine Art zu sein es ihm erlaubt; denn all mein Wünschen würde ihn nicht ändern, wenn er zurückhaltend, oder leichtsinnig, oder ernst oder lustig wäre. — — Man muß seine Freunde lieben, wie die wahren Liebhaber ihre Bilder; ihre Augen hängen stets

gefesselt an den schönen Stellen, während sie die andern nicht sehen.«

Wir hörten Rousseau sagen: »Ich verlange nichts von meinen Freunden, als daß sie mich lieben und ich es weiß. Ich brauche sie nicht zu sehen noch zu hören, — dies Bewußtsein genügt mir.« Wer nicht fühlt, was Liebe, was Freundschaft ist — und es giebt Viele, die es nicht wissen, nie ahneten, — werden diese Denk- und Fühlart für reinen Unsinn oder, wenn sie gnädig urtheilen, für poetische Fiction ausgeben. Man hat oft und viel über die Freundschaft geschrieben und gesprochen; aber sie beschreibt sich *nicht*, sie läßt sich nicht in Worten fesseln; wer sie im Herzen trägt, der fühlt sie. Sie ist ein Geheimniß wie die Macht des Feuers und das Licht der Sonne. Und in dessen Herzen das Feuer der Liebe glüht, und das Licht der Freundschaft strahlt, der sucht und sucht oft sein Leben lang vergebens nach der verwandten Seele, in der seine eigne Gluth zündet, in der sein eignes Licht wiederstrahlt. Beschreibt sie, ihr Klugen, plaudert über sie, ihr Weisen — und bleibt kalt wie der Stein, und tappt im Dunkeln herum wie der Blinde. Wo der heilige Funke in warmen edeln Herzen glüht, da ist Freundschaft, da ist Liebe; und wer sie in sich selbst fühlt, der sucht sie wieder in allen Herzen bis er sie gefunden hat, — viel öfter gefunden zu haben glaubt.

Die Klugen, die Weisen sprechen von der Freundschaft so klug und so weise, daß sie schon dadurch bekunden, wie sie keine Ahnung davon haben, was sie bedeute. Sie wissen es, daß zur Freundschaft Verwandtschaft der Charaktere, Gemeinschaft der Ansichten, Gleichheit oder Gegensätze der Gefühlsweise, und was sonst noch Alles gehöre.

Und diese sind nicht einmal die »Klügsten«. Denn die sagen einfach: Die Freundschaft ist eine Art Handel, man verdingt sich, der Eine dem Andern, zum Freundschaftdienste, und wenn sie sich wechselseitig gleich ergebene Dienste leisten, so ist am Ende keiner gegen den andern im Vor- oder Nachtheile.

Das sind die Schacherer im Tempel.

Liebe, Freundschaft — ist der belebende Gedanke, der Geistesfunke alles Schönen und Guten, ist der Gott des Himmels, der in unser irdisches Herz hinabsteigt, und hier auf Augenblicke seinen Gnadenthron aufschlägt. Und so lieben wir in Gnaden und schenken unsere Gunst denen, die wir gerne haben. Und freuen uns, wenn sie glücklich sind; und weinen mit ihnen, wenn sie weinen; und sind glücklich, wenn wir für sie leiden können; und sind stolz, wenn wir ihnen geholfen haben. Und verlangen nichts, als das Bewußtsein, den Glauben, die Täuschung, daß unsere Liebe nicht auf einen kalten Stein gefallen, der, sobald unsere eigne Gluth ihn nicht mehr erwärmt, in seine todte Ruhe zurücksinkt.

Freundschaftdienste ist ein dummes Wort; es giebt keine Dienste zwischen Freunden; wohl Opfer, Brandopfer, in dem Herzen des Einen für den Gott in dem Herzen des Andern.

Rousseau liebte in dieser Art, und suchte, und bettelte Gegenliebe, so lange er lebte. Deswegen ist der Brief, den er der Mad. d'Epinay schrieb, nicht gerade das Beste, was er über die Freundschaft selbst nach und nach laut gefühlt hat, aber er bezeugt nicht weniger, daß in ihm der wahre Funke Gottes glühte.

Mad. d'Epinay ist schon klüger, sie treibt das Ding

wie eine Gemäldeliebhaberei; aber selbst das ist nicht wahr in Bezug auf Rousseau, denn sie sieht seine Fehler, und sieht sie mit dem kalten Auge ihres Geliebten Grimm. Nachdem sie in dem angeführten Briefe gesagt, daß sie nur die guten Seiten in ihren Freunden sehe, fährt sie fort: — — »In der Freundschaft kenne ich nur Ein Unrecht — den Verdacht!« — Der arme Jean Jacques »verdächtigte« den tugendhaften Grimm! Das konnte ihm Mad. d'Epinay nicht verzeihen, und Rousseau mußte es so oft als möglich hören, wie schlecht es sei, ungerechten Verdacht gegen seine besten, ergebensten Freunde zu hegen.

Während Mad. d'Epinay für Grimm kämpfte, trat ihre Schwester, Mad. d'Houdetot, für Diderot in die Schranken. Sie hatte leichteres Spiel und war überdies bei Rousseau eine viel mächtigere Fürsprecherin. Rousseau selbst sagt: »Der Beweggrund, dessen sie sich siegreich gegen mein Herz bediente, war, daß Diderot in diesem Augenblick unglücklich sei. Außer dem Sturme, der gegen die Encyclopädie losgebrochen war, hatte er damals einen sehr heftigen gegen sein Werk — le fils naturel, in dem er Rousseau und die Einsiedler angriff, — zu ertragen, da man ihn anklagte, daß er es vollkommen Goldoni abgeschrieben habe. Diderot, der noch empfindlicher gegen die Kritik war als selbst Voltaire, war ganz niedergeschlagen. Mad. de Grafigny war selbst boshaft genug, das Gerücht zu verbreiten, daß ich gerade deswegen mich mit ihm überworfen habe. Ich fand, daß es gerecht und großmüthig sei, öffentlich das Gegentheil zu beweisen, und so ging ich nicht nur zwei Tage mit ihm zubringen, sondern zu ihm wohnen.«

Diderot empfing seinen alten Freund natürlich ganz gut, und Rousseau ruft aus: »Welch Unrecht vermag die

Umarmung eines Freundes nicht zu verwischen! Kann nach einer solchen noch ein Rest von Mißstimmung im Herzen zurückbleiben?«

Er mochte in allem Ernste glauben, daß die alte Freundschaft für immer wieder hergestellt sei; aber es war natürlich nur Flickwerk, das bei dem nächsten Anstoße von neuem und dann für immer brach.

## 3.

So schloß dieser Sturm. Rousseau blieb fest auf seinem Plane bestehen, setzte seine Absicht durch und brachte den Winter in der Eremitage zu. Und es ging alles ganz gut. Er war zufrieden und fühlte sich glücklich. Er glaubte halbwegs wieder an Diderots Freundschaft, und suchte auch Grimms Benehmen gegen ihn zu vergessen. So trat ein Ruhepunkt ein, in dem er Mad. d'Epinay, wenn auch selten, doch wieder sehr schlichte, sehr einfältige, sehr warme Freundschaftsbriefchen schrieb. »Ich danke Ihnen — meine gute Freundin — ich weiß nicht mehr wofür. Ja, für den Truthahn, für den ich Ihnen übrigens nicht danke, weil er nicht für mich war, aber von dem ich gegessen habe oder essen werde, als wenn ich Ihnen dafür danken müßte. — — Ich empfehle Ihnen Ihre Gesundheit, Ihren Frohsinn und Ihre Comödien. Ich bitte Sie, meinen Hof der »Vollkommenen« (Mad. d'Houdetot) zu machen; für mich Ihre Familie zu küssen, und selbst die Bären[1]), die küssenswerth sind; ich bilde mir ein, sie

[1]) Rousseau war ihr Bär, und nach ihm hießen noch andere »ihre Bären.«

sind es Alle, — außer mir. Ich versichere insbesondere Se. Tyrannei (Grimms Spottname) meines Respects.« — Das war die Stimmung, in der er den Winter zubrachte.

Unterdeß starb Grimms Wohlthäter, der Baron Friese, bei dem jener Secretairstelle vertrat. Grimm bezeigte ein Leid, das in ganz Paris Aufsehen erregte. Rousseau glaubt nicht an den Ernst desselben. Wir wollen das dahingestellt sein lassen, da auch wir hier nur glauben könnten. Grimm aber fand seine Rechnung dabei, machte dadurch unter andern die Bekanntschaft des Herzogs von Orleans, der ihm dann bald zu einer Anstellung bei dem Heere (das damals 1757 in Deutschland gegen Deutsche focht) und zwar als Secretair des commandirenden Generals d'Estrées verhalf.

In Folge dieser Anstellung verließ Grimm Paris auf eine Zeit lang. Seine Abwesenheit führte natürlich zu einem Briefwechsel zwischen ihm und Mad. d'Epinay, in dem beide sich ihr Herz ergossen.

Der erste Brief war das »Testament« mit den Verhaltungsregeln, von denen bereits die Rede war. In einem der nächsten sagt Grimm in Bezug auf Rousseau: »Seit langem ist, wie mir scheint, sein Benehmen gegen Sie nicht mehr klar. Er wagt es nicht, Böses von Ihnen zu sagen; aber er erlaubt, daß man nicht gut von Ihnen in seiner Gegenwart spricht, ja, er ist weit entfernt, Sie zu vertheidigen. Das mißfällt mir.«

Es ist stets dieselbe »Methode« in der Art des tugendhaften Herrn Grimm. Wir haben bis jetzt gesehen, daß sie nicht vollkommen im Stande war, das wärmere Herz der Madame d'Epinay für Rousseau gänzlich erkalten zu machen. Aber in der Antwort, die Mad. d'Epinay auf diesen letz-

ten Brief Grimm schickt, erscheint auf einmal ein Bundesgenosse gegen Rousseau, der dann seinem »Freunde« Grimm bald den vollkommensten Sieg verschaffen half.

Rousseau dichtete damals seine Nouvelle Héloise. Lieblos, wie er in seiner Umgebung stand, suchte er ein Ideal für seine Gefühle. Er schuf sich selbst eine Geliebte, wie sein Herz sie sich dachte. Seine Begeisterung nahm bald den höchsten Schwung. Er schrieb fast planlos die glühendsten Briefe an die Geliebte seiner Seele. Sein ganzes Wesen wurde von seiner eignen Schöpfung durchdrungen.

In dieser Stimmung besuchte ihn eines Tages die Gräfin d'Houdetot. Sie war nicht schön, aber geistreich und coquet. Sie kam zu Pferde, allein, in Mannskleidern zu dem Einsiedler und fiel, ein reizendes Weib von Fleisch und Bein, in die Feenwelt, die Rousseau um sich herum geschaffen hatte. Er sagt:

»Sie kam, ich sah sie. Ich war berauscht von Liebe ohne Gegenstand. Dieser Rausch blendete meine Augen; dieser Gegenstand fesselte sich an sie; ich sah meine Julie in Mad. d'Houdetot, und bald sah ich nur Mad. d'Houdetot selbst, aber geschmückt mit allen Vorzügen, mit denen ich so eben das Ideal meines Herzens geziert hatte. Um mich vollkommen zu besiegen, sprach sie mir von St. Lambert mit glühender Liebe. Ansteckende Macht der Liebe! Indem ich ihr zuhörte, wurde ich von einem neuen, aber kostbaren Schauer ergriffen, den ich bis jetzt noch bei Niemanden gefühlt hatte. Sie sprach und ich fühlte mich erschüttert; ich glaubte nichts zu thun als Theil zu nehmen an ihren Gefühlen, während ich ähnliche aufnahm. Ich trank in tiefen Zügen aus der vergifteten Schaale,

ohne noch etwas anderes als ihre Süßigkeit zu kosten. Endlich, ohne daß ich es merkte und ohne daß sie es wahrnahm, flößte sie mir für sie Alles ein, was sie für ihren Geliebten empfand. Wehe, das heißt sehr spät und sehr schmerzlich in einer Leidenschaft so lebendig als unglücklich für ein Weib erglühen, dessen Herz voll von der Liebe zu einem Andern war.«

Rousseau hatte bei seiner Héloise ein Moralziel. Er bekämpfte mittelbar aber deswegen nicht weniger durchgreifend in ihr die Ausschweifungen der verheiratheten Frauen. Mad. d'Houdetot war verheirathet und hatte überdies einen Geliebten, und Rousseaus Leidenschaft zu ihr erscheint also im doppelten Widerspruche zu seiner Moralauffassung. Er rettete diese durch eine Selbsttäuschung, die die Schwäche, aber auch den Edelmuth seines Herzens so offen als möglich bekunden.

»Wer würde glauben,« fährt er in seinen Geständnissen über diese Liebe fort, »daß der Gedanke (an ihren Geliebten), der die Last aller andern Rücksichten hätte vergrößern sollen, sie alle beseitigte. Welchen Scrupel, dachte ich, brauche ich mir über eine Verrücktheit zu machen, die nur mir schaden kann? Bin ich denn ein junger Cavalier, den Mad. d'Houdetot sehr zu fürchten hat? Sollte man bei meinen eiteln Selbstvorwürfen nicht sagen, daß mein Aeußeres, meine Galanterie, mein Blick sie verführen werden? Oh, armer Jean Jacques, liebe, wie dir dein Herz gebietet, mit aller Gewissensruhe, und fürchte nicht, daß deine Seufzer St. Lambert schaden werden.« — —

— Das war das Geheimniß, hinter das Mad. d'Epinay gekommen war. Sie schreibt an Grimm: »Mademoiselle Levasseur hat mich besucht und hat mir erzählt, — —

daß Rousseaus Stimmung alle Tage schlimmer wird, — — daß er seit seiner letzten Anwesenheit bei uns Tag und Nacht weint; sie und ihre Mutter können die Ursache nicht errathen; er spricht allein in der Nacht; 2c. 2c. — Aber was ganz unglaublich erscheint, ist, daß Mademoiselle Le Vasseur behauptet, die Gräfin d'Houdetot besuche den Einsiedler fast alle Tage, und daß sie diesen Frauen verboten habe, mir es zu sagen. Sie läßt ihre Leute im Walde, kommt allein und geht allein wieder fort. Die kleine Le Vasseur ist eifersüchtig; ich, — ich glaube, sie lügt, oder daß es ihnen Allen wirre im Kopfe ist.«

Grimm antwortete auf diese Nachricht: »Was Sie mir von Rousseau schreiben, scheint mir sehr merkwürdig .... Er ist ein armer Teufel, der sich selbst quält, aber nicht wagt, die wahre Ursache seiner Leiden zu gestehen, denn diese liegt in seinem verfluchten Kopfe und seinem Stolze. So schafft er sich eingebildete Ursachen, um das Vergnügen zu haben, sich über das ganze Menschengeschlecht zu beklagen. — — Ich zweifle nicht, daß ich für Etwas in dieser Geschichte bin, aber es hieße Sie mißkennen, wenn ich Ihnen meine Interessen dabei empfehlen wollte. Deswegen, zarte Freundin, spreche ich nicht davon.«

»Man behauptet«, — heißt es in einem der nächsten Briefe der Dame, »daß Rousseau und die Gräfin ihre geheimnißvollen Stelldichein im Walde fortsetzen. Vor drei Tagen ließ er mir durch den Gärtner sagen, daß er mich nicht besuche, weil er unwohl (incommodé) sei. An demselben Abend schickte ich zur Gräfin; er war bei ihr, tête à tête, und ist zwei Tage bei ihr geblieben. Das erscheint mir so bizarr und so lustig, daß ich zu träumen glaube.«

In dem vorher bezogenen Briefe heißt es noch: »Rousseau sagt, er werde mich besuchen, und vierzehn Tage hier bleiben; daß er mir eine Menge Sachen anzuvertrauen habe und mein Rath ihm stets nützlich gewesen.« Jetzt schreibt sie Grimm: »Er war gestern den Tag über hier; er schien mir verlegen; aber ich habe gethan, als ob ich von nichts wisse und nichts bemerkte. Er behauptet immer noch, daß er auf einige Tage hieher kommen werde. Wie er will.«

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich unterstelle, daß Rousseau sein Herz in das seiner Freundin auszugießen das größte Bedürfniß fühlte, und es nicht über sich vermochte, weil sie selbst »so that, als ob sie nichts merkte.« Rousseaus Gegner sagen von ihm, er sei fein und klug (fin bezeichnet's besser) gewesen. Er war ein Bär, so oft er überlegte, aber eine Rühr-mich-nicht-an-Blume, so oft sein Herz im Spiele war. Es ahnete die Stimmung aller Herzen um sich, und schloß sich, sobald es auf Lieblosigkeit stieß. Er hatte schon oft Gelegenheit, bei Madame d'Epinay seinen Glauben an ihre Freundschaft in Gefahr zu sehen. Die Entdeckung seiner Liebe zu der Gräfin d'Houdetot hatte in dem Herzen der Madame d'Epinay den letzten Funken erstickt, und Rousseau fühlte es abermals, ehe Madame d'Epinay sich es selbst gestand. Und deswegen schwieg er, war verlegen und wich zurück. —

Noch in demselben Briefe aber kommt sie halbwegs zum Bewußtsein und spricht es auch aus. »Was Sie mir von diesem Menschen (de cet homme) gesagt haben,« schreibt sie Grimm weiter, »hat mich veranlaßt, ihn näher zu beobachten. Ich weiß nicht, ob es Vorein-

genommenheit ist, oder ob ich jetzt besser sehe, als ich früher sah; aber dieser Mensch ist nicht wahrhaftig.« — — Grimms Sieg war vollkommen! »Wenn er den Mund öffnet, und es fließt aus demselben ein Gedanke, über dessen Unwahrhaftigkeit ich mich nicht täuschen kann, so verbreitet sich in mir eine gewisse Kälte, die ich nicht beschreiben kann, aber die mir die Sprache so fesselt, daß man mich eher in Stücke zerschneiden würde, ehe ich ihm zwei Worte sagen könnte.« Das war die Stimmung, die Rousseau fühlte und die ihm den Mund verschloß. — »Es giebt sicher eine fremde Ursache (!) seines Benehmens, die ich nicht kenne und die ihm in meinen Augen diesen falschen Schein giebt, während er es vielleicht nicht ist. Wenn (!) er es wäre und ich dessen sicher, dann würde die Verachtung in mir die Ueberhand nehmen und ich mich leichter fühlen.« Das ist die unverkennbare Sprache der Eifersucht, der verletzten Selbstliebe, der blinden Leidenschaft. Sie schwankt in ihrem Urtheile, aber dennoch spricht sie das Schuldig ohne Umstände aus. Im nächsten Augenblicke herrscht der Zweifel von neuem, was alles aber nicht verhindert, daß sie ein für allemal mit Grimm entscheidet: »cet homme n'est pas vrai.«

Der arme Rousseau litt wie nie. Seine Freundin verurtheilte ihn, seine Geliebte, eine Coquette, verstand ihn nicht, reizte ihn und stieß ihn zugleich zurück. Ihr Geliebter war sein Freund, und alle seine Grundsätze standen in Gefahr. Er focht einen Riesenkampf — gegen sich selbst und siegte und unterlag zugleich, denn solche Siege über sich selbst, besiegen ja stets uns selbst; und je härter der Kampf, je größer der Sieg — desto zernichtender auch die Niederlage.

Er war unglücklich, krank an Leib und Seele. Madame d'Epinay selbst bemerkt es. »Ich sehe Jemanden, der offenbar in einem großen Schmerz lebt; ich würde Mitleid mit ihm haben, wenn ein Gefühl, das nicht ehrbar, nicht vernünftig ist, solches erregen könnte.« — Sie hatte kein Herz mehr für ihn; er liebte eine Andere, und die Sache hatte gar nicht das Ansehen, als ob er sechs Monate mit seiner neuen Geliebten in der Bastille eingesperrt sein könne, ohne seine Tugend ein wenig in Gefahr gesehen zu haben. Das erklärt den Umschwung leider nur zu natürlich, und so ist es ganz einfach, wenn sie jetzt sagt: »Rousseau ist in meinen Augen nichts mehr als ein moralischer Zwerg, der auf Stelzen geht.« Sie setzt hinzu: »Ich sagte ihm unter andern, daß, indem er sich abmühe, die »Rolle« des Sonderlings zu spielen, die ihm nicht sein Herz, sondern ich weiß nicht welches System der Eitelkeit und Selbstliebe einflöße, er am Ende aus Gewohnheit unwahrhaftig werden würde. Er brach in Thränen aus, wie ein Kind, indem er mir sagte, daß er wohl sähe, wie ich ihn nicht mehr liebte.« — Sie selbst fühlte, daß sie zu weit gegangen, und kommt dann in der Erzählung dieser Scene zu folgendem Gespräche: »Mein Freund, Ihr Unrecht ist nur ein Irrthum des Geistes, an dem Ihr Herz keinen Theil hat.« . . . »Où Diable avez-vous pris cela« erwiederte er in großem Eifer. »Wissen Sie, Madame, ein für allemal, ich bin lasterhaft, und — daß ich so geboren bin, und daß ... und daß Sie nicht glauben würden, Mordieu! welche Noth ich habe, Recht zu thun, und wie wenig das Schlechte mich kostet.«

Diese Aeußerung schrieb Grimm sich tief ins Gedächtniß. Cet homme est vicieux! konnte er von da an mit Rousseaus eignen Worten belegen. Aber in dieser Aeußerung tritt die innere Wahrhaftigkeit Rousseaus wie selten an den Tag. Er kämpfte in seiner Liebe zur Gräfin d'Houdetot gegen sich selbst. Das Fleisch war schwach, und der Geist stark in ihm. Er sah sich zum Betruge gegen seinen Freund, zum entehrenden Genusse in der Liebe hingezogen, und nannte sich selbst lasterhaft; er fühlte, wie schwach er war, und sagte von sich selbst, daß es ihn wenig kosten würde, schlecht zu handeln. Aber er handelte nicht schlecht, und es kostete ihn seine zukünftige Ruhe, daß er nicht schlecht zu handeln vermochte. Dafür allein aber würde ihm ein Grab im Pantheon gebühren!

Grimm aber fuhr in seiner Art fort. In einem folgenden Briefe erzählt er Mad. d'Epinay, wie Rousseau einmal zu Diderot gekommen, ihm zwei Tage lang sein Manuscript vorgelesen, und dann, als er fertig gewesen, sich geweigert habe, Diderot zu einem seiner Werke hülfreiche Hand zu leisten.« Dabei führt Grimm die Frau Diderots mit an: »Diese Frau ist nur »une bonne femme«, aber sie hat einen sichern Takt.« Sie wunderte sich, daß Diderot sich über Rousseau beklagte. »Sie sind erstaunt darüber? Sie kennen ihn also nicht? Er ist von Eifersucht zerfressen, es empört ihn, wenn etwas Schönes erscheint, das nicht von ihm ist. Man wird ihn eines Tages ein großes Verbrechen begehen sehen, um nicht in Vergessenheit zu gerathen. Sehen Sie, ich schwöre nicht darauf, daß er sich nicht auf die Seite der Jesuiten schlägt und ihr Lob predigt.« Grimm setzt hinzu: »Diderots Frau hatte

sehr richtig gefühlt; aber das ist es nicht, was Rousseau thun wird, sondern gegen die Philosophen wird er sich erklären; er wird devot werden und gegen seine Freunde schreiben, und er wird enden wie Demahis aus Schwachheit und ohne daß irgend Jemand sich drein mischt. Denken Sie daran, was ich Ihnen sage!«

## 4.

Während dieser Briefwechsel über Rousseau geführt wurde, kam es zwischen Mad. d'Epinay und Rousseau selbst zu einer Crisis. Als Rousseau eines Tages Madame d'Houdetot besuchte, fand er diese traurig, und auf sein Befragen sagte dieselbe: »O, ich fürchte, daß Ihre folies mich die Ruhe meiner Tage kosten werden. St. Lambert — ihr Geliebter en titre — ist unterrichtet, falsch unterrichtet. Er läßt mir Gerechtigkeit zukommen; aber er ist verstimmt, und was schlimmer ist, er verschweigt mir's zum Theile. Glücklicher Weise habe ich ihm nichts über unsere Verbindung, die sich unter seiner Aufsicht einleitete, geheim gehalten. Meine Briefe waren voll von Ihnen, wie mein Herz; ich habe ihm nichts verschwiegen, als Ihre unkluge Liebe, wovon ich Sie zu heilen hoffte, und woraus er mir, ohne mir davon zu sprechen, ein Verbrechen macht. Man hat Ihnen einen schlechten Dienst bei ihm geleistet; man hat mir geschadet; aber was liegt daran. Brechen wir vollkommen — oder seien Sie so, wie Sie sein sollten. (Soyez tel que vous devez être.) Ich mag nichts mehr meinem Geliebten zu verschweigen haben!«

Rousseau zeigte sich, wie er war, »nicht wie er sein sollte.« — Er fühlte zum erstenmale die Schmach, sich

durch das Bewußtsein seines Fehlers gedemüthigt zu sehen, und setzt hinzu: »gedemüthigt, von einer jungen Frau, deren Lehrer (mentor) ich hätte sein sollen. Die Empörung, die ich gegen mich selbst fühlte, würde vielleicht hingereicht haben, meine Schwäche zu überwinden, wenn das zarte Mitleiden, das mir die Geopferte einflößte, nicht mein Herz noch erweicht hätte. Leider war das nicht der Augenblick, es erstarken zu können, als es von Thränen überschwemmt war, die von allen Seiten auf es eindrangen.«

Bald aber nahm der Aerger gegen die Verleumder seiner Reingeliebten überhand. Wer kann St. Lambert unterrichtet haben? war seine erste Frage. Grimm beantwortet sie irgendwo andeutend dahin, daß Rousseau selbst an St. Lambert geschrieben, um das Band zwischen ihm und Mad. d'Houdetot zu brechen! Das war so Rousseaus Art — in Grimms Ansicht über ihn.

Rousseau selbst »verdächtigt« Grimm. Er sagt: »Grimm hat bei Mad. d'Houdetot Versuche gemacht, die ihm nicht gelungen sind. Grimm, verletzt, besuchte sie nicht wieder. Man beurtheile hiernach das Kaltblut, mit dem er, bescheiden wie er war, die Nachricht aufnahm, daß sie einen Mann, älter wie er, und von dem er, seit er mit den Großen Umgang hatte, nur wie von seinem Protegirten sprach, vorgezogen habe.« Rousseau beurtheilt sicher das Gefühl Grimms ganz wahr; aber deswegen ist nicht bewiesen, daß er St. Lambert unterrichtet, und zwar absichtlich falsch unterrichtet habe.

Es kann uns einerlei sein, wer, ob Grimm, Madame d'Epinay oder Therese an St. Lambert geschrieben hatten. Es ist nicht einmal nöthig, daß überhaupt irgend Einer

von diesen dreien direkt sich an St. Lambert gerichtet. Madame d'Houdetot konnte selbst ihre Coquetterie nicht verschweigen, und Mad. d'Epinay lachte mit ihren Freunden über die Verliebtheit Rousseaus. Sie schreibt Grimm: »Der Marquis de Crosmure hat mir eine sehr lustige Erzählung über die Herzensergießungen der Gräfin gemacht.« Es war nur zu natürlich, daß St. Lambert sehr bald ganz gut, oder besser: halb gut, das heißt, so falsch als zweischneidige Zungen dazu im Stande sind, unterrichtet sein mußte.

Rousseau aber grübelte, wer der Verräther sein könne. In dieser Stimmung kam er zu Hause an, und hier hörte er dann Manches, was seinem Grübeln eine feste Richtung gab.

Mad. d'Epinay sagt in einem ihrer Briefe, daß die Le Vasseurs ihr allerlei über Rousseau hätten sagen wollen, daß sie aber verweigert habe sie anzuhören. Wir wissen aus den Briefen an Grimm, wie sie Rousseaus Liebe zur Gräfin d'Houdetot gerade von diesen Frauen erfahren hatte. Rousseau ahnete gleich, daß sie unterrichtet sei, und fühlte auch heraus durch wen. Er erzählt in seinen Confessionen: »Mein Verdacht gegen Mad. d'Epinay wurde zur Gewißheit, als ich erfuhr, was sich in meinem Hause zugetragen. Wenn ich in Chevrette — dem Landgute der Madame d'Epinay — war, kam Therese oft hin — — um mir Briefe zu bringen. Mad. d'Epinay hatte sie gefragt, ob wir uns nicht schrieben, Madame d'Houdetot und ich. Auf ihre Bejahung drang sie in Therese, ihr die Briefe der Mad. d'Houdetot zu geben, indem sie sie versicherte, daß sie dieselben so gut wieder zusiegeln werde, als ob sie nie geöffnet gewesen. — Therese — — versteckte die Briefe

nur desto besser, was um so glücklicher war, als Madame d'Epinay auf sie wartete und ein paarmal so weit ging, ihre Tasche zu untersuchen. Sie that mehr; eines Tages hatte sie sich zu uns mit Herrn de Margeney eingeladen, das erstemal seit ich in der Eremitage wohnte. Während ich mit Margenay eine Promenade machte, drang sie in mein Arbeitzimmer und forderte Mutter und Tochter auf, ihr die Briefe der Mad. d'Houdetot zu zeigen. Wenn die Mutter gewußt hätte, wo sie waren, so würde sie sie erhalten haben; aber glücklicher Weise wußte nur die Tochter es und diese sagte, daß ich sie alle zerrissen hätte .... Mad. d'Epinay, als sie sah, daß sie sie nicht verführen konnte, gab sich alle Mühe ihre Eifersucht zu erregen und warf ihr ihren Leichtsinn und ihre Blindheit vor .... Wenn, nach all dem was ihr seht, ihr noch anderer Beweise bedürft, so thut was nöthig ist um sie zu haben. Sammelt die Papierfetzen, gebt sie mir, und ich will sie zusammenordnen ....

»Therese war besonnen genug, mir diese Versuche lange zu verschweigen. Aber als sie meine Verwirrung sah, glaubte sie sich verpflichtet, mir Alles zu sagen, damit ich wisse, mit wem ich zu thun habe, und meine Maßregeln nehmen könne. Meine Entrüstung, meine Wuth war unbeschreiblich!«

Rousseau berichtet hier, was ihm seine Therese gesagt hatte. Man kann davon manches auf Kosten der Erzähzählerin bringen. Aber im Wesentlichen wird dennoch das Benehmen der Mad. d'Epinay ziemlich dieser Schilderung gemäß gewesen sein. Die Stimmung, die sich in den Briefen an Grimm ausspricht, erklärt diese Verfahrungsweise ganz von selbst. Mad. d'Epinay wollte sich das Ansehen

geben, als hätten die Levasseurs ihr das Geheimniß aufgedrungen, während diese so thaten als hätte Mad. d'Epinay es ihnen abgezwungen. Die Wahrheit liegt sicher in der Mitte; von ähnlichen Gefühlen — Eifersucht und weiblicher Neugierde — getrieben, begegneten sie sich auf halbem Wege.

In dem Augenblicke, in dem Rousseau diese Entdeckung gemacht hatte, erhielt er von Mad. d'Epinay einen Brief. Sie schrieb ihm: »Weswegen sehe ich Sie denn nicht, mein theurer Freund? Ich bin beunruhigt über Sie. Sie hatten mir so sehr versprochen, Nichts zu thun als zwischen der Eremitage und unserm Hause hin und her zu gehen. Ich habe Ihnen das zugestanden. Und nun habe ich Sie seit acht Tagen nicht gesehen. Wenn man mir nicht gesagt, daß Sie sich wohl befinden, würde ich Sie krank glauben. Ich habe Sie vorgestern erwartet, und ich sehe Sie nicht ankommen. Mein Gott, was haben Sie denn? Sie haben keine Geschäfte; sie haben auch keinen Kummer, denn ich schmeichle mir, daß Sie auf der Stelle gekommen wären, ihn mir mitzutheilen. So sind Sie also krank! Reißen Sie mich sehr bald aus dieser Unruhe, ich bitte Sie. Adieu, mein theurer Freund; — möge dies Adieu mir von Ihnen einen guten Tag einbringen.« [1])

So schrieb diese Frau dem »Menschen« — à cet homme — der für sie Nichts mehr — als ein »moralischer Zwerg

---

[1]) In ihren Memoiren klingt der Brief anders, aber nicht weniger zart, freundlich, liebevoll und theilnehmend, wenn auch etwas weniger gesucht in den Wendungen. »Ich bin in Unruhe über Sie, mein Bär. Sie hatten mir vor fünf Tagen versprochen, mich zu besuchen; Sie sind nicht gekommen, und haben mir nichts sagen lassen. Sie haben nicht die Gewohnheit, mir nicht Wort zu halten. Sie haben sicher keine Geschäfte; wenn Sie Kummer hätten, so würde meine Freundschaft sich beleidigt fühlen, daß Sie mir ein Geheimniß daraus machten.

auf Stelzen« war, den sie für »falsch und lügenhaft« erklärt hatte!

Und dieser Mensch — fühlte sein Innerstes empört, ob der Lügenhaftigkeit dieses Weibes. Er sagt: »Anstatt zu heucheln, nach ihrem Beispiele, anstatt List gegen List zu gebrauchen, überließ ich mich ohne Maß dem Sturme meiner Natur, und mit meiner gewöhnlichen Unklugheit brach ich offen los.« — Er schrieb ihr als Antwort auf ihren Brief: »Ich kann Ihnen noch Nichts sagen. Ich erwarte besser unterrichtet zu sein; und ich werde es früh oder spät sein. Unterdessen seien Sie sicher, daß die angeklagte Unschuld einen hinlänglich eifrigen Vertheidiger finden wird, um den Verläumdern, wer sie auch sein mögen, Reue abzunöthigen.«

Mad. d'Epinay antwortete: »Wissen Sie, daß Ihr Brief mich erschreckt? Was will er sagen? Ich habe ihn fünfundzwanzigmal gelesen. In Wahrheit, ich begreife nicht, was Sie wollen. Ich sehe nur, daß Sie beunruhigt und gequält sind, und daß Sie warten, bis Sie es noch mehr sind, um nur davon zu sprechen. Mein theurer Freund, ist das die Art, wie wir sie verabredet hatten? Was ist aus der Freundschaft, dem Vertrauen geworden? Und wie habe ich sie verloren? Sind Sie gegen oder für mich aufgebracht? Wie dem auch sei, kommen Sie heute Abend,

---

So sind Sie krank. Ziehen Sie mich aus dieser Unruhe, mein guter Freund, denn sie steht im Verhältniß zu den Gefühlen, die Sie wissen daß ich für Sie hege.« Rousseau besaß das Original jenes Briefes. Es ist wahrscheinlich, daß Mad. d'Epinay den, den sie hier mittheilt, aus dem Gedächtniß nachschrieb — wenn sie nicht absichtlich die Freundschaftsbezeigungen ein wenig gemäßigt hat. Wir haben die Wahl. Doch kommt darauf wenig an, da im Wesentlichen beide Briefe denselben Charakter tragen.

ich beschwöre Sie. Entsinnen Sie sich, daß Sie mir erst vor acht Tagen versprachen, Nichts auf dem Herzen zu halten, und mir's auf der Stelle zu sagen. Mein theurer Freund, ich lebe in diesem Vertrauen ... Sehen Sie, ich habe Ihren Brief noch einmal gelesen; aber ich begreife ihn nicht besser, aber er macht mich zittern. Es scheint mir, daß Sie grausam aufgeregt sind. Ich möchte Sie beruhigen, aber da ich den Gegenstand Ihrer Unruhe nicht kenne, so weiß ich Ihnen Nichts zu sagen, als daß ich bis daß ich Sie gesehen habe, ganz so unglücklich bin wie Sie. Wenn Sie heute Abend um sechs Uhr nicht hier sind, so breche ich morgen zur Eremitage auf, wie das Wetter auch sein und in welchem Zustande ich mich auch befinden mag. Denn ich kann diese Unruhe nicht länger ertragen. Guten Tag, mein theurer Freund. Auf jeden Fall wage ich Ihnen zu rathen, ohne zu wissen ob Sie es bedürfen oder nicht, Acht zu geben, und die Fortschritte zu hemmen, die die Unruhe in der Einsamkeit macht. Eine Fliege wird zu einem Ungethüm, ich habe das oft erfahren.« [1])

Man kann nicht leugnen, daß dieser Brief ganz gut auf Rousseau, seine Lage und Stimmung berechnet war. Mad. d'Epinay wollte erfahren, wessen er sie anklagte, und deswegen schrieb sie ihm warm und freundvoll. Aber für Herrn Grimm war dieser Brief sicher zu milde. Sie kannte sie Beide. Dennoch war ihr erster Brief — nämlich der, wie sie ihn in ihren Memoiren und in ihrem Berichte an Grimm mittheilt — diesem nicht ganz recht. Er sagte ihr in dieser Beziehung: »Ich bin sehr böse über den Brief,

---

[1]) Rousseau bewahrte auch von diesem Briefe das Original.

9*

den Sie Rousseau geschrieben haben .... Weswegen fragen Sie ihn ob er Kummer habe? Sie hatten keine Ursache es zu unterstellen, und diese Frage hat ihn überraschen und ihm verdächtig erscheinen müssen.« — Vielleicht erklärt diese Sinnesart Grimms, die Madame d'Epinay nur zu gut kannte, ganz einfach, daß auch der zweite Brief, der in den Memoiren ebenfalls in ihrem Berichte an Grimm steht, ganz anders ausfällt. Er ist hier stolz und kurz, und heißt: »Ich habe Auskunft über Ihr Befinden (de vos nouvelles) gewünscht. Ihr Billet sagt Nichts davon. Es ist ein Räthsel für mich, von dem ich Nichts verstehe. Ich erwarte vom Vertrauen und von der Freundschaft eine klarere Sprache und übereinstimmender mit den Gefühlen, die ich für Sie hege. Sie wissen, ob Sie über mich verfügen können. Auf das erste Wort, stehe ich Ihnen zu Diensten.«

Rousseau aber antwortete auf den Brief, den er erhalten hatte: »Ich kann nicht zu Ihnen kommen, noch Ihren Besuch annehmen, so lange die Ungewißheit dauert, in der ich lebe. Das Vertrauen, von dem Sie sprechen, besteht nicht mehr, und es wird Ihnen nicht leicht sein, es wieder herzustellen. Ich sehe gegenwärtig in Ihrer Dienstbeflissenheit (empressement) Nichts als den Wunsch, aus den Geständnissen Anderer Vortheile zu ziehen, die Ihren Absichten nutzen können; und mein Herz, so bereit sich in jedem Herzen, das sich ihm öffnet, zu ergießen, schließt sich gegen List und Feinheit. Ich erkenne Ihre gewöhnliche Klugheit in der Schwierigkeit, die Sie finden, meinen Brief zu verstehen. Glauben Sie mich einfältig genug, zu denken, daß Sie mein Billet nicht verstehen?

Nein, aber ich werde Ihre Ausflüchte durch meine Offenheit besiegen. Ich will mich klarer aussprechen, damit Sie mich noch weniger verstehen.«

»Zwei Liebende, innig verbunden und würdig sich zu lieben, sind mir theuer. Ich erwarte, daß Sie nicht wissen, wen ich damit meine, so lange ich sie nicht nenne. Ich unterstelle, daß man versucht hat sie zu trennen, und daß man sich meiner bedient hat, um den Einen von ihnen eifersüchtig zu machen. Diese Wahl ist nicht gerade sehr klug, aber sie hat der Bosheit bequem geschienen; und dieser Bosheit (méchanceté) verdächtige ich Sie. Ich hoffe, daß dies klarer wird.«

»Somit hätte die Frau, die ich auf dieser Welt am höchsten achte, die Infamie ihr Herz und ihre Person zwischen zwei Liebhabern zu theilen, und ich die, Einer dieser Elenden zu sein. Wenn ich wüßte, daß Sie einen einzigen Augenblick das von ihr und mir hätten denken können, so würde ich Sie bis in den Tod hassen. Ich verstehe nicht in diesem Falle, wem von den Dreien Sie haben schaden wollen; aber wenn Sie den Frieden lieben, fürchten Sie das Unglück zu haben, hier Ihr Ziel zu erreichen. Ich habe weder Ihnen noch ihr alles Schlechte, was ich von gewissen Verbindungen halte, verborgen; aber ich will, daß sie durch ein eben so ehrbares Mittel wie ihre Ursache endige, und daß eine unberechtigte Liebe in eine ewige Freundschaft übergehe. Ich, der ich nie Jemanden Böses that, soll ich unschuldiger Weise dazu dienen, welches meinen Freunden zu thun? Nein, ich werde Ihnen nie verzeihen, ich werde zu Ihrem unversöhnlichen Feinde werden. Ihre Geheimnisse allein werde ich stets achten, denn ich werde nie ein Mensch ohne Treu und Glauben sein.«

»Ich denke, die Verlegenheit, in der ich bin, wird nicht lange dauern. Es wird nicht lange währen, bis ich weiß, ob ich mich getäuscht habe. Dann werde ich vielleicht großes Unrecht wieder gut zu machen haben; und ich würde Nichts in meinem Leben lieber gethan haben. Aber wissen Sie, wie ich meinen Fehler während der kurzen Zeit, die ich noch mit Ihnen zu leben habe, wieder gut machen würde? Indem ich thun würde, was Niemand anders zu thun wagt, indem ich Ihnen offen sagen würde, was man in der Welt von Ihnen denkt, und welche Scharten Sie aus Ihrem Rufe auszuwetzen haben. Trotz allen guten Freunden, die Sie umgeben, können Sie der Wahrheit Lebewohl sagen, wenn Sie mich weggehen gesehen haben. Sie werden Niemand mehr finden, der sie Ihnen sagt.«

Er hatte den Kopf verloren. Dieser Brief ist an mehrere Stellen und besonders gegen das Ende so einfältig als möglich. Mad. d'Epinay aber wußte jetzt, woran sie war, und konnte nun anders auftreten. Sie antwortete: »Ich verstand Ihren Brief von diesem Morgen nicht; ich habe es Ihnen gesagt, weil dem so war. Ich verstehe den von diesem Abend. Haben Sie keine Furcht, daß ich ihn je beantworten werde. Ich habe zu große Eile, ihn zu vergessen, und obgleich Sie mein Mitleiden erregen, so habe ich mich dennoch der Bitterkeit nicht erwehren können, mit der er meine Seele erfüllt. Ich, ich soll List und Feinheit gegen Sie üben! Ich, angeklagt der schwärzesten Infamie! Adieu, ich bedaure, daß Sie haben die .... Adieu, ich weiß nicht, was ich sage .... Adieu: Ich werde sehr bereit sein, Ihnen zu vergeben. Sie kommen, wann Sie wollen; Sie werden besser empfangen werden, als Ihr Verdacht es verdient hätte. Nur ersparen Sie sich die

Mühe, sich um meinen Ruf zu kümmern. Mein Benehmen ist gut, und das genügt mir. Uebrigens wußte ich gar Nichts von dem, was den beiden Personen widerfahren, die mir eben so theuer sind als Ihnen.«

Auch von diesem Briefe besaß Rousseau das Original; aber auch er klingt in den Memoiren und dem Berichte an Grimm ganz anders: »Ohne Zweifel«, heißt er hier, »haben Sie unabweisliche Beweise, wenn Sie wagen mir so zu schreiben; denn Verdacht genügt nicht zehnjährige Freunde anzuklagen. Sie erregen mein Mitleid, Rousseau! Wenn ich Sie nicht für verrückt hielte, oder auf dem Punkte es zu werden, so schwöre ich Ihnen, würde ich mir nicht die Mühe geben, Ihnen zu antworten; und ich würde Sie in meinem Leben nicht wiedersehen.«

»Sie sehen, daß Ihr Brief mich nicht beleidigen kann; er steht mir nicht an, er berührt mich nicht. Sie brauchen keine großen Anstrengungen, um sich zu gestehen, daß Sie kein Wort von all diesen Infamien glauben. Ich bin übrigens bien aise, Ihnen zu sagen, daß diese extravagance Ihnen bei mir nicht gelingen wird. Wenn Sie in einer Stimmung sind, den Ton zu ändern, und die Beleidigungen gegen mich wieder gut zu machen, so können Sie unter dieser Bedingung kommen; aber nur mit dieser werde ich Sie empfangen. Hüten Sie sich, mir von meiner sogenannten réputation zu sprechen. Weit entfernt mir dadurch einen Beweis Ihrer Freundschaft zu geben, geben Sie mir den Respect und die Achtung, die Sie mir schuldig sind, und sagen Sie mir nur, was ich erlauben kann zu hören. Wissen Sie übrigens, daß mir wenig darauf ankommt, welchen Ruf man mir giebt. Mein Benehmen ist gut, und das genügt mir. Ich entbinde Sie, wann es

Ihnen beliebt, von meinen Geheimnissen, wenn es Sie im geringsten drückt sie zu wahren. Sie wissen besser als irgend Jemand, daß ich keine habe, die zu verschweigen mir Ehre machten.«

Hätte Mad. d'Epinay an Rousseau geschrieben wie sie an Herrn Grimm berichtet, so würde Rousseau sich des letzten Restes seiner Würde begeben haben, wenn er dann zuerst wieder zu ihr gegangen wäre. Der Brief, den er von ihr erhielt, war ganz darauf berechnet, diese Folge zu haben. Rousseau war zu weit gegangen. So lange er Mad. d'Epinay vage anklagte, fühlte diese sich getroffen; sobald er ihr vorwarf, daß sie ihn an St. Lambert verrathen, war er im Unrecht. Aber Mad. d'Epinay hatte Gründe genug vorerst Gnade für Recht ergehen zu lassen. Rousseau selbst sagt in dieser Beziehung: »Ich durfte natürlich von ihr eine Antwort, so stolz, so demüthigend, so verachtend erwarten, daß ich, ohne die unwürdigste Feigheit, nicht umhin hätte gekonnt, das Haus augenblicklich zu verlassen. Glücklicherweise vermied sie, klüger als ich selbst aufgebracht war, durch die Wendung ihres Briefes, mich in diese Nothwendigkeit zu versetzen. Aber ich mußte entweder die Eremitage verlassen, oder sie auf der Stelle besuchen. Es gab kein Mittelweg. Ich entschloß mich zu Letzterm, höchst verlegen, wie mich benehmen in der Erklärung, die ich vorhersah.«

Er ging hin. »Ich hatte den Sturm nicht zu überstehen, den ich vorhersah, und entkam mit der Furcht. Bei meinem Eintreten fiel mir Mad. d'Epinay um den Hals und brach in Thränen aus. Dieser unvorhergesehene Empfang von Seiten einer alten Freundin erschütterte mich tief, und ich weinte ebenfalls sehr. Ich sagte ihr ein paar

Worte, die nicht viel Sinn hatten; sie sagte mir ein paar, die noch weniger bedeuteten, und Alles war zu Ende.« — Eine Thräne hatte den Brand in seinem Herzen gelöscht!

Mad. d'Epinay erzählt auch dies Wiedersehen in ihrem Briefe an Grimm nicht ganz auf dieselbe Weise. Sie sagt: »Er hat sich vor mir auf die Knie geworfen, mit allen Zeichen der wildesten Verzweiflung; er stand nicht an, sein Unrecht zuzugeben. Sein ganzes Leben, hat er mir geschworen, werde nicht ausreichen, um es wieder gut zu machen.« — — »Er hat versucht mir die Apologie seines Benehmens mit der Gräfin zu machen; aber ich habe nichts über diese Angelegenheit hören wollen. Ich liebe nicht, habe ich ihm gesagt, mich ohne Noth von den Angelegenheiten Anderer zu unterhalten, und ich bedarf ihres Zeugnisses nicht, um sie für ehrbar zu halten; es würde mich zu viel kosten, sie anders zu sehen, um den Verdacht gegen sie in mein Herz einzulassen.«

Wir haben die Wahl, wen wir für glaubhafter halten, die wahrhaftige Dame oder cet homme faux! —

Aber diese Crisis hatte das Innere Rousseaus aufs Tiefste erschüttert. Seine Freundin, sein Freund, seine Geliebte — Alle stürmten auf sein Herz los. Und er klagte zuletzt nur sich an. Mad. d'Epinay schreibt an Grimm: »Therese behauptet, daß er sich viele Mea culpa gebe über sein Benehmen gegen mich.« Wir brauchen für diese Mea culpa des Zeugnisses der Therese nicht, denn Rousseau sagt von sich selbst: »Hier beginnt die große und edle Aufgabe, die ich würdig vollbracht habe, meine Fehler und meine versteckten Schwächen zu büßen, indem ich mich selbst belaste und den Tadel größerer Fehler, als ich selbst begangen hatte und zu begehen fähig war, über mich ergehen

ließ.« Er nahm sein Kreuz auf sich und trug es, wenn auch nicht gerade in Demuth, doch mit aller Hingebung, deren er fähig war.

## 5.

Nach dieser Aussöhnung trat ein neuer Ruhepunkt ein, indem der Briefwechsel zwischen Mad. d'Epinay und Grimm uns weitere Auskunft über ihre beiderseitige Stimmung gegen Rousseau giebt. Grimm schrieb Mad. d'Epinay: »Ich bin über ihn im Reinen; er verdient nicht, daß man sich für ihn interessirt, denn er kennt weder die Rechte noch die Süßigkeiten der Freundschaft.« [1]) — Weiter sagt er: »Den einzigen Trost, den ich für dies Abenteuer haben kann, meine sanfte Freundin, ist zu erfahren, daß Sie Rousseau sehr kalt behandeln; daß er sich darüber mit der Scham beklagt, die er in Folge seines Benehmens haben muß, und daß Sie ihm mit dem Ernste, der Ihnen zukommt, wiederholen, daß sein Unrecht Sie von ihm entfernt, und daß Sie fühlen, wie Ihr Herz sich nicht wieder ihm zuneigen werde, bevor er nicht sein Unrecht wieder gut gemacht habe. Und das ist nicht die Sache eines Tages.« — In dem vorhergehenden Briefe hatte er ihr gesagt: »Ich bitte Sie darum, spielen Sie in all dem die Rolle, die Ihnen zukommt.« Wir begegneten dieser Redensart schon früher; die obige Stelle zeigt diese Rolle in ihrer Durchführung. Mad. d'Epinay mußte kalt, ernst und strenge spielen, und Rousseau sollte die Rolle des gedemüthigten Verbrechers, des reuigen Sünders öffentlich übernehmen.

---

[1]) Es ist nur Zufall! aber Hr. Grimm spricht nicht von den Pflichten der Freundschaft.

Und nach den Briefen der Mad. d'Epinay an Grimm spielte sie auch ihre Rolle ziemlich gut. In frühern Zeiten hatte sie Rousseau um sein Portrait gebeten. Es war jetzt fertig geworden, aber als Jean Jacques es ihr bringen wollte, sagte sie ihm: »Beeilen Sie sich nicht zu sehr, ich muß sehen, ob Sie verdienen, daß ich es annehme.« Es ist die Frage, ob diese Scene wahr ist; und ist sie wahr, so fragt sich wieder, wie und mit welcher Miene die Dame diese Worte sprach. Schwerlich so hart, als Hr. Grimm es ihrer Rolle gemäß gefordert haben würde; denn sie setzt unmittelbar hinzu: »Trotz all dem, behandle ich ihn seit ein paar Tagen weniger schlecht, denn es ist gewiß, daß er mir Mitleiden einflößt.«

Rousseau öffnete sein Herz seinem Freunde Diderot, und dieser scheint versucht zu haben, Grimm besser für ihn zu stimmen. Grimm schreibt an Mad. d'Epinay: »Rousseau hat Alles Diderot mitgetheilt. Dieser schreibt es mir, und scheint sehr gerührt von den Leiden Rousseaus zu sein. Wir werden die Einzelnheiten nicht aus dieser Quelle erfahren, bevor ich bei meiner Rückkehr mit ihm plaudere, *ihm den Kopf erhitze, und ihn in Gährung bringe. Dann kann ihm ohne sein Wissen ein Theil seines Geheimnisses entschlüpfen.*«

Das ist unser Mann! —

Grimm war in Paris *geheimer* Correspondent von sechs Fürsten Deutschlands und überdies für die Kaiserin von Rußland. Er berichtete regelmäßig über alle Ereignisse des Pariser Lebens, der Literatur und der Privatscandale der höhern Gesellschaft. In seiner nach seinem Tode herausgekommenen Correspondenz sind die literarischen »Annoncen« und die Privat- und Anekdotenklatschereien

die Hauptsache. Aber es ist kaum zweifelhaft, daß seine geheimen Correspondenzen ebenso oft genug in das Feld der Politik und Diplomatie hinübergereicht haben werden. Daher erklärt es sich leicht, daß er bald zum Baron erhoben wurde. Nach dem Ausbruche der Revolution schien es ihm dann als Baron und geheimer Correspondent von sechs Höfen nicht recht geheuer mehr in Frankreich. Die neuen Gewalthaber machten wenig Umstände mit Leuten seiner Art; aber die alten wußten sie desto besser zu schätzen, und so wurde er jetzt ungeheimer Gesandter des russischen Hofes an einem der kleinen deutschen Höfe. Er hatte diesen Posten verdient, wenn auch nur, weil er wußte, »die Köpfe zu erhitzen und in Gährung zu bringen, um ohne Wissen und Wollen der Erhitzten ihnen einen Theil ihrer Geheimnisse zu entlocken.«

Kurze Zeit nach dem zuletzt angeführten Briefe kam Grimm nach Paris zurück. Sein Benehmen gegen Rousseau war ganz der »Rolle« gemäß, die er selbst Madame d'Epinay vorgeschrieben hatte. Mad. d'Epinay bereitete eben ein Fest vor, als Grimm ankam. Rousseau hatte die Musik zu einer Art Festspiel gemacht. Natürlich war davon nicht mehr die Rede seit Grimm angekommen war. Rousseau wohnte in einem Zimmer neben dem der Dame; er mußte es Grimm abtreten. »Ich erklärte mir den Grund besser« — sagt er — »als ich an demselben Abende erfuhr, daß zwischen diesen beiden Zimmern eine geheime Thür bestand, die man für unnöthig gehalten hatte mir zu zeigen.« Ihr Verhältniß zu Grimm war Niemanden mehr ein Geheimniß, dennoch verschwieg sie es Rousseau, und dieser glaubt hierin die Anweisung Grimms zu sehen.

Rousseau erzählt weiter: »Wie sehr auch der Einfluß

meiner alten Gefühle, die noch nicht vollkommen erlöscht waren, und das wirkliche Verdienst dieses Menschen (auch er sagt jetzt cet-homme là) mich für ihn stimmten, so konnten diese doch nicht Stich halten gegen die Mühe, die er sich gab, sie zu zernichten. Sein Auftreten war das des Comte de Tufsière. Kaum würdigte er meinem Gruße zu danken; er sprach mich nicht ein einziges Mal an, und entwöhnte mich bald ihn anzusprechen, indem er mir nicht antwortete. Er war überall der Erste, nahm überall den ersten Platz ein, ohne je auf mich zu achten. Daran läge nun nicht viel, wenn er nicht seine Geringschätzung absichtlich zur Schau getragen hätte.«

Grimm wurde ihm zuwider, unausstehlich. Jean Jacques sah nun auch alle seine Fehler. »Der Umgang mit den Großen hatte ihn so angesteckt, daß er sich selbst das air gab, das meist nur die Dümmsten unter ihnen haben.« Er mißhandelte die Bedienten, was Rousseau im Herzen empörte; — er schminkte sich weiß und roth, und brachte alle Tage Stundenlang mit seiner Toilette und dem Bürsten seiner Nägel zu; — was unserm »Bär« natürlich die herzlichste Hochverachtung einflößte. »Alles das waren nur Lächerlichkeiten, aber welche, die meinem Charakter vollkommen entgegen waren, und die die letzte Hand anlegten mir den seinigen zu verdächtigen. Ich konnte kaum glauben, daß ein Mensch, dem der Kopf auf diese Weise schwindle, das Herz auf dem rechten Fleck behalten könnte. Er that sich mit Nichts so breit als mit der Gefühlfeinheit seiner Seele und der Kraft dieser Gefühle. Wie aber reimte dies mit Fehlern, die den kleinen Seelen eigen sind? .... Ich entsann mich des Grundsatzes seiner Moral, den Madame d'Epinay mir mitgetheilt, und den sie angenommen hatte.

Dieser Grundsatz bestand in einem einzigen Artikel: »Die einzige Pflicht des Menschen ist, den Neigungen seines Herzens zu folgen.« Diese Moral gab mir, als ich sie kennen lernte, sehr viel zu denken, obgleich ich sie damals nur für ein Witzspiel hielt. Aber ich sah sehr bald, daß dieser Grundsatz wirklich die Regel seines Benehmens war, und ich habe dies in der Folge nur zu sehr auf meine eignen Kosten erfahren. Das ist die innere Doctrin, von der Diderot mir so viel gesprochen, aber die er mir nie erklärt hat.«

Das Alles wirkte in Rousseau und brachte für ihn den ganz natürlichen Entschluß zum Durchbruche, Grimm gänzlich und offen aufzugeben. Und als »homme faux« fing er damit an, daß er Mad. d'Epinay unumholen seinen Entschluß mittheilte.

Es ist kaum nöthig zu sagen, daß ein Bruch, der von Rousseau ausging, in dem Rousseau Hrn. Grimm seinen Abschied als Freund gab, diesem, wie wir ihn kennen, nicht anstehen konnte. Bei seiner ersten, offenen Erklärung wußte Mad. d'Epinay selbst kaum etwas gegen die Gründe Rousseaus zu erwiedern. Später aber, nachdem sie mit Grimm gesprochen, bekämpfte sie diese Gründe, machte Rousseau ein Verbrechen daraus, seinen Freund der Perfidie angeklagt zu haben; sie schrieb ihm einen Brief, und kam endlich wieder persönlich zu ihm, um ihn zu bereden, daß er sich geirrt. »Ich kam so weit«, sagt Rousseau, »am Ende halbwegs zu glauben, daß ich falsch geurtheilt, und daß in diesem Falle, ich wirklich groſses Unrecht gegen einen Freund gut zu machen habe.«

Genug er ließ sich bereden, denn er hätte so gerne geglaubt, daß nur er Unrecht gehabt. Er that sogar den

ersten Schritt zur Aussöhnung. »Ich ging zu Grimm«, sagt er, »wie ein zweiter Georg Dandin, ihn um Verzeihung bittend für die Beleidigungen, die er mir zugefügt hatte.... Ich erwartete, daß Grimm, überwunden durch mein Nachgeben und mein Zuvorkommen, mich mit offenen Armen und mit der zartesten Freundschaft empfangen werde. Er empfing mich wie ein römischer Kaiser, mit einem Stolz, wie ich ihn nie bei Jemanden gesehen hatte. Ich war keineswegs auf einen solchen Empfang vorbereitet. Als ich, verlegen ob der Rolle, die so wenig für mich gemacht war, in ein paar Worten und mit ängstlicher Miene, gesagt, was mich zu ihm führe, hielt er mir, bevor er mich zu Gnaden annahm, eine lange Standrede, auf die er sich vorbereitet hatte, und die die zahlreiche Aufzählung seiner seltenen Tugenden, vor Allem in der Freundschaft, enthielt. Er legte besondern Nachdruck auf eine Sache, die Anfangs großen Eindruck auf mich machte; nämlich, daß man ihn stets dieselben Freunde behalten sehe. Während er sprach, sagte ich mir im Stillen, daß es grausam von mir sei, die einzige Ausnahme von dieser Regel machen zu wollen. Er kam aber so oft, und mit so viel Affectation auf diesen Punkt zurück, daß er mich endlich glauben machte, daß wenn er dabei nur den Gefühlen seines Herzens folge, er sich dieses Grundsatzes weniger bewußt sein würde, und daß er aus ihm eine nützliche Kunst in der Art sich hinaufzuschwingen mache.... Er suchte mich dann zu demüthigen durch den Beweis, daß unsere gemeinschaftlichen Freunde ihm den Vorzug vor mir gäben.... Endlich, als er so zwischen ihm und mir den ganzen Abstand hervorgehoben, der den Werth der Gnade, die er mir zukommen ließ, vermehren konnte, erkannte er mir den Friedenskuß in einer

leichten Umarmung zu, die mehr der Accolade glich, deren der König die neuen Ritter würdigt. Ich fiel aus den Wolken, ich war verblüfft, ich wußte nichts zu sagen, und fand kein Wort. Diese ganze Scene glich der Strafpredigt eines Hofmeisters gegen seinen Schüler, indem er ihm in Gnaden die Schläge nachläßt« ....

Auch Mad. d'Epinay schildert diesen Vorfall in ihrem Tagebuch. Natürlich gestaltet sich die Sache hier wieder in etwa anders. Die Umstände sind nicht ganz dieselben; doch die Hauptsache ist bezeichnend genug für alle Mitspieler der verschiedenen Rollen.

Schon ehe Grimm ankam, bearbeitete Mad. d'Epinay Rousseau, und dieser sagte ihr: »Helfen Sie mir einen Freund wiederfinden« — Mad. d'Epinay setzt in ihrem Briefe an Grimm hinzu: »Mein pénitent noir (denn er ist sicher kein weißer pénitent) schwört, daß er sein Glück darin setzt, Sie sein Unrecht vergessen zu machen. Je größer wir seinen Stolz kennen, desto tiefer gefühlt erscheint mir seine Reue. Aber er bedarf unterstützt und aufgemuntert zu werden.« Auch hier fühlt das Frauenherz wieder milder und tiefer.

Die Scenen der »Aussöhnung« selbst aber schildert sie natürlich zum Vortheile Grimms. Hier ist Rousseau es, der auf Grimm zugeht, »nicht wie Jemand, der Unrecht hat und es wieder gut zu machen sucht, sondern wie ein großmüthiger Mensch, der die Hand einem Schuldigen reicht und verzeiht. Herr Grimm emfing ihn mit demselben Ton, den er seit langem gegen ihn angenommen hatte« — Wir kennen diesen Ton. — Nach dieser öffentlichen Scene findet die Erklärung in Grimm's Zimmer statt. Ehe Rousseau zu ihm geht, entspinnt sich das folgende Gespräch.

Mad. d'Epinay sagt zu Jean Jacques: »Wenn Sie in der Stimmung hinaufgehen, die Sie hatten als er ankam, mit dieser Protektormiene« .... »Bei Gott, Madame,« antwortete Jean Jacques, »Sie sind unbegreiflich tyrannisch. Wollen Sie, daß ich mein Unrecht und meine Verzeihung offen ausstelle? Das behagt mir nicht!« — »Ich habe geglaubt, mein Herr, daß das die Rolle sei, die Ihnen zukommt, nachdem Sie Ihre Ungerechtigkeit offen gezeigt haben. Haben Sie ihn nur in der Stille Ihres Cabinets angeklagt, Sie das Brot, das Sie sich zu verdienen streben, verlieren zu machen? Haben Sie ihn nur in der Tiefe Ihres Herzens »verdächtigt«, Sie herabzusetzen?« .... Er drehte mir den Rücken und ging in den Garten.«

Abends fand dann auf Grimms Zimmer die Unterhaltung statt, die Rousseau oben schildert. Grimm stellte sie natürlich anders dar. Nach ihm »becomplimentirte Rousseau ihn wegen seiner Rückkehr und befragte ihn über seine Reise; dann nahm er ihn beim Abschied an die Hand, und sagte: »Wohlan, mein theurer Grimm, leben wir in Zukunft in gutem Einverständniß, und vergessen wir wechselseitig, was vorgefallen ist. Grimm lachte: »Ich schwöre Ihnen,« sagte er ihm, »daß was von ihrer Seite vorgefallen, der kleinste aller meiner Kummer ist.« — — So erzählt Mad. d'Epinay diese Scene nach Grimms Angabe. Wir haben auch hier wieder die Wahl, welcher Leseart wir folgen wollen; aber selbst die Grimms und seiner Freundin zeigt im Wesentlichen denselben Charakter, den Rousseau diesen Scenen giebt; und nur darauf kommt es an. Wie wir Grimm kennen, wie er über Rousseau dachte, wie er Mad. d'Epinay gegen ihn bearbeitet hatte, erscheint die Erzählung Rousseaus uns in allen Einzelnheiten nur zu

natürlich, vollkommen gerechtfertigt; denn sie paßt zu allem Vorhergehenden so fugenrecht, daß schon dies ihre innere Wahrheit und Naturwüchsigkeit bekundet.

## 6.

»Wir waren ausgesöhnt,« fährt Rousseau fort, »das war immerhin eine Erleichterung für mein Herz, das jeder Streit in die tödtlichsten Qualen wirft. Man wird sich leicht denken, daß eine derartige Aussöhnung sein Benehmen nicht änderte; sie beraubte mich nur des Rechts, mich darüber zu beklagen. Deswegen entschloß ich mich, Alles zu ertragen und stets zu schweigen.« — So schleppte sich das Verhältniß eine Zeitlang hin, bis zuletzt der Sturm dennoch von neuem losbrach.

Die geheime Thüre, die zwischen dem Zimmer der Madame d'Epinay und dem des Herrn Grimm bestand, hatte am Ende die Folge, die solche geheimen Thüren in der Regel zu haben pflegen. Mad. d'Epinay wurde erst ein wenig unwohl, litt an schwachen Nerven, dann wurde sie halbwegs krank, und zuletzt so nervenzerrüttet, daß ihre Freunde und Aerzte ihr riethen nach Genf zu reisen, — um dort ohne Aufsehen niederkommen zu können.

In ihren Memoiren ist nur von ihren kranken Nerven die Rede. Sie will nach Genf reisen, um dieselben mit Hülfe eines dortigen Arztes zu heilen. Sie beabsichtigt ihren Sohn mitzunehmen, »weil er in ihrer Abwesenheit unter der Aufsicht des Herrn d'Epinay nur Schlechtes lernen könnte«, wogegen »die strengen Sitten der Stadt Genf ihm nur nützlich sein, und das Bild eines freien Volkes, Feind des Luxus, seine Seele nur erheben würden.«

Eines Tages ließ sie Rousseau rufen, und sagte ihm, daß sie entschlossen sei, nach Genf zu gehen. »Sie erklärte mir,« erzählt Rousseau in seinen Confessionen, »daß sie ihren Sohn und Herrn v. Linant (dessen Hofmeister) mitnehmen werde, und setzte nachlässig hinzu: »Und Sie, mein Bär, gehen Sie nicht auch mit?« Da ich nicht glaubte, daß dies ihr Ernst sei, indem sie wußte, daß ich in der Jahrszeit, in der wir waren, kaum im Stande, mein Zimmer zu verlassen, so scherzte ich über den Nutzen der Begleitung eines Kranken für eine Kranke. Sie selbst schien den Vorschlag nicht ernstlich gemeint zu haben, und so war keine Rede mehr davon.«

Erst jetzt erfuhr Rousseau durch Andere die eigentliche Veranlassung dieser Reise, und lachte dann natürlich über »die schöne Personnage«, die er besonders Grimm gegenüber gespielt haben würde, wenn er die »Rolle«, die Grimm ihm zuschob, übernommen hätte. Es ist das natürlich genug, und bedenkt man die Stimmung, in der sein Herz gegen Mad. d'Epinay und Grimm war und sein mußte, und die Art und Weise, wie diese von ihm dachten; so begreift sich sehr leicht, daß er die ihm zugedachte »Rolle« nicht übernehmen konnte, aber schwer, daß Grimm und Mad. d'Epinay sie ihm zuzuschieben die Stirne hatten.

Ein paar Tage später erhielt er dann von Diderot einen Brief, in dem dieser ihm schrieb: »Ich bin geboren, um Sie zu lieben und Ihnen Kummer zu machen. Ich *erfahre*, daß Mad. d'Epinay nach Genf geht, und ich *höre nicht sagen*, daß Sie dieselbe begleiten.« Es ist nicht schwer, zu errathen, von wem Diderot dies »erfahren« und nicht sagen gehört hatte. Daß Grimm hier im Spiele war, ist nicht zweifelhaft.

Rousseau erhielt den Brief Diderots durch einen Bedienten der Mad. d'Epinay; er war nur zugefalten, so daß man ihn ohne Mühe lesen konnte. Rousseau unterstellte, daß Mad. d'Epinay ihn gelesen habe; und diese gesteht in ihren Memoiren, daß dem wirklich also. Aber sie leitet die Sache etwas anders ein, und sagt, daß Rousseau den Brief in ihrer Gegenwart erhalten, ihn im Zorne auf den Boden geschleudert, und sie ihn dann aufgehoben und gelesen habe. Diderots Worte sind überdies in ihren Memoiren andere als in Rousseaus Briefsammlung. Wir sind daran gewöhnt. Es ist dort von den »torts« die Rede, die Mad. d'Epinay gegen ihn haben könne; und diese Andeutung führt dann in den Memoiren eine Scene herbei, in der sie Rousseau zu Rede stellt, über das Unrecht, dessen er sie bei Diderot angeklagt habe. Das Alles ist aber Nebensache, die Hauptsache ist, daß Rousseau nicht mit nach Genf reisen will und es offen heraus erklärt. Er schreibt auf Diderots Brief eine Antwort, und liest sie Mad. d'Epinay und Grimm vor. Diese Antwort heißt: »Mein theurer Freund, Sie können weder die Stärke der Verpflichtungen, die ich gegen Mad. d'Epinay habe, kennen, noch wissen, bis auf welchen Punkt sie mich fesseln, noch ob Mad. d'Epinay wirklich meiner auf dieser Reise bedarf, noch ob sie meine Gesellschaft auf ihr wünscht, noch ob es mir möglich ist sie zu begleiten, noch die Ursachen, die ich haben kann, nicht mitzureisen. Ich verweigere nicht, diese Punkte mit Ihnen in Ruhe zu besprechen; aber unterdeß müssen Sie zugestehen, daß Sie mit dem höchsten Leichtsinne entscheiden, wenn Sie mir so ohne Umstände vorschreiben, was ich zu thun habe, ohne sich in den Stand gesetzt zu haben zu urtheilen. Was ich aber als das

Schlimmste in all dem sehe, ist, daß Ihr Urtheil nicht von Ihnen kommt. Außer daß ich wenig geneigt bin, mich unter Ihrem Namen von einem Dritten oder Vierten gängeln zu lassen, so sehe ich in diesen Ricochets gewisse Wendungen, die nicht zu Ihrer Offenherzigkeit passen, und deren Sie sich in Zukunft, um Ihret- und um meinetwillen besser enthalten. — Sie fürchten, daß man mein Benehmen schlecht deuten werde, aber ich fürchte nicht, daß ein Herz wie das Ihrige Böses von dem meinigen denken wird. Andere würden vielleicht besser von mir sprechen, wenn ich ihnen ähnlicher wäre. Gott bewahre mich, Ihre Zustimmung zu suchen. Die Schlechten mögen mich aushorchen und mich deuteln, Rousseau ist nicht gemacht sie zu fürchten, und Diderot nicht, sie anzuhören.« ....

Mad. d'Epinay und Hr. Grimm wußten dann Herrn d'Epinay selbst zu bereden, bald nachher mit seiner Frau nach Genf zu reisen [1]), und Grimm folgte ihr erst später ebenfalls dorthin nach. Ehe sie aber abreisten, trat zwischen Grimm und Rousseau noch eine weitere Crisis ein. Rousseau seiner Seits fühlte, daß er nun für immer mit

[1]) Zur Charakteristik Grimms, — der Herrn d'Epinay bei dessen Frau ersetzte, — mag noch folgende Scene aus den Memoiren der Dame dienen. Eines Tages sollte Hr. d'Epinay seiner Frau Geld bringen. Er vergaß es mitzunehmen. Man verlangte dann, daß er Jemanden mit Auftrag in seine Wohnung schicken solle. Er gestand dies zu, ließ aber im Geheimen anspannen, und wollte eben sich wegschleichen, als Linant eintrat und sagte, daß der Wagen Hrn. d'Epinays in der Allee bereit stehe. „Hr. d'Epinay warf diesem einen glühenden Blick zu, der Marquis lachte laut auf, und Grimm, der Nichts gesagt hatte, bot Hrn. d'Epinay Alles, was nöthig war, zum Schreiben, wie meine Mutter Hrn. d'Epinay zu thun bat. Dann schrieb mein Mann die Ordre, uns die Summe zu zahlen, die er uns zu geben zugesagt hatte."

Mad. d'Epinay gebrochen habe, und war natürlich entschlossen, die Eremitage unmittelbar zu verlassen. Die Gräfin d'Houdetot machte diesen seinen Entschluß wankend. Nach einigen Gewitterwolken, die zwischen Rousseau, St. Lambert und Mad. d'Houdetot ebenfalls zu einem Sturme zu werden gedroht hatten, war wieder sonnenklarer Himmel eingetreten. Er machte mit Madame d'Houdetot den schönen Plan, daß sie alle Drei »Freunde« bleiben, und als solche so nahe als möglich bei einander wohnen wollten. Als er nichts destoweniger vom Ausziehen sprach, beschwor ihn Mad. d'Houdetot um Alles, jeden offenen Bruch zu vermeiden, vorerst in der Eremitage zu bleiben, und insbesondere seine Weigerung, Mad. d'Epinay zu begleiten, auf eine Weise zu rechtfertigen, die jeden Verdacht von ihr abwälze.

Um diesem letzten Wunsche nachzukommen, schrieb er einen Brief an Grimm. Man sieht diesem Briefe auf den ersten Blick an, daß er nicht aus dem vollen Herzen Rousseaus floß. Er ist lang, gedehnt, ein plaidoyer zur Rechtfertigung seines Benehmens. Er ist so ungeschickt als möglich, und schließt gar damit, daß er Grimm zum Schiedsrichter in diesem Streite ernennt, und sich bereit erklärt, seinem Urtheilspruche zu folgen. Der ganze Brief ist ein wunderbarer Mißgriff. Seine letzten, seine einzigen Gründe konnte und wollte er nicht sagen, alle, die er sonst anführte, waren von gar keinem rechten Belang, und mußten Jedem, der seine tiefern Gründe nicht kannte, als mit den Haaren herbeigezogen erscheinen. Der ganze Brief ist übrigens so kalt, wie das Gefühl, das ihn gegen den beherrschte, an den er gerichtet war. — Man hat aus diesem Briefe einen Hauptbeweggrund zur Verurtheilung Rousseaus gezogen;

er ist einer der schlagendsten Beweise, wie sehr die Lüge seiner Natur widerstrebte.

Er schreibt an Grimm: »Sag mir, Grimm, weswegen behaupten meine Freunde, daß ich der Mad. d'Epinay hätte folgen sollen?.... Was verpflichtet mich dazu? Die Freundschaft, die Erkenntlichkeit, der Nutzen, den sie aus mir hätte ziehen können? Untersuchen wir alle diese Punkte.« .... Und so untersucht er sie mit der Kälte eines Advokaten, und bringt eine Menge Advokatenausflüchte hervor. »Sie hat Freunde, die weniger krank, weniger arm, weniger eifersüchtig auf ihre Freiheit sind als ich« .... »Was hat Mad. d'Epinay für mich gethan?.... Was habe ich meinerseits für Mad. d'Epinay gethan?« .... und dann wägt er kalt das Eine gegen das Andere ab. Hier ist es freilich wieder bezeichnend für ihn, wenn er sagt: »Von dem Augenblicke an, daß ich die Eremitage bezogen hatte, habe ich stets gefühlt, daß ich bei Andern war.... Meine zarten Freunde .... haben mir keinen Augenblick der Ruhe gelassen, und haben mich oft mit Schmerzen beweinen machen, nicht auf hundert Meilen weit von ihnen zu sein.... Man muß arm sein, ohne Bedienten, den Zwang hassen, und meine Seele haben, um zu wissen, was es für mich heißen will, in dem Hause Anderer zu wohnen. Ich habe unterdeß zwei Jahre in dem ihrigen gewohnt, ohne Unterlaß unterdrückt durch die schönsten Redensarten über die Freiheit, bedient von zwanzig Domestiquen, um alle Morgen meine Schuhe selbst zu putzen, überladen von trüben Unverdaulichkeiten und seufzend nach meinem irdenen Teller« ....

»Wozu hätte ich der Mad. d'Epinay dienen können?« — — Seine Gründe sind hier stichhaltiger, denn er war krank, und zwar in einer Art, daß er sehr oft jede Gesell-

schaft verlassen mußte.[1]) »Was? ein Unglücklicher mit Krankheit belastet, der kaum Schuhe an seinen Füßen hat, ohne Kleider, ohne Geld, ohne Hülfsmittel, der von seinen theuren Freunden Nichts verlangt, als daß sie ihn elend und frei lassen, wäre der Mad. d'Epinay nöthig, die von allen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben ist und zehn Personen in ihrem Gefolge hat?....

»Sie liebt mich, sie bedarf ihres Freundes, sagen Sie. O, ich kenne die Bedeutung des Wortes Freundschaft! Das ist ein schöner Name, der oft als Sold für die Dienstbarkeit geboten wird; aber wo die Sclaverei beginnt, hört die Freundschaft auf. Ich würde stets meinem Freunde gerne dienen, vorausgesetzt daß er so arm ist als ich selbst. Wenn er reicher ist, so wollen wir Beide frei bleiben, oder daß er mir diene, denn sein Brot ist gewonnen, und er hat mehr Zeit seinem Vergnügen zu widmen« ....

Er entsinnt sich dann, wie man ihn stets durch seine Pflichten gegen die Levasseur zu bestimmen suchte. »Was würde Diderot sagen — er folgt einer reichen Frau, gut begleitet, die nicht im Geringsten seiner bedarf, und der er, Alles in Allem, wenig schuldet, während er hier Personen, die ihr Leben seinem Dienste gewidmet haben, und die seine Abreise in Verzweiflung setzt, im Elend zurückläßt?« .... Endlich schließt er: »Was meinen Aufenthalt in der Eremitage anbelangt, so fühle ich sehr gut, daß ich hier nicht länger bleiben darf ... aber ich glaube es der Madame d'Epinay schuldig zu sein, die Eremitage nicht mit dem Scheine der Unzufriedenheit zu verlassen, der einen Streit zwischen uns unterstellen könnte. Ich gestehe, daß es mir

---

[1]) Ein Blasenübel.

ebenfalls hart sein würde, in dieser Jahrszeit auszuziehen.... Es ist besser, bis zum Frühjahr zu warten, wo mein Ausziehen natürlicher erscheinen würde, und wo ich entschlossen bin, eine einsame Wohnung zu suchen, unbekannt allen barbarischen Tyrannen, die man Freunde nennt.«

Man wird leicht zugestehen, daß dieser Brief in seinem Gesamtinhalte höchst unklug und ungeschickt war. Wer nur ihn las, mußte Rousseau vollkommen Unrecht geben, ihn für eine schwarze, undankbare Seele und zugleich für einen nichts weniger als feinfühlenden Menschen halten.

Grimm aber mochte sich freuen bei jeder Zeile, als er den Brief las. Er schrieb Rousseau selbst eine Antwort: »Die Abreise der Mad. d'Epinay ist ausgesetzt; ihr Sohn ist krank, man muß seine Herstellung abwarten: Ich werde Ihren Brief überträumen (je rêverai à votre lettre). Halten Sie sich stille in Ihrer Eremitage. Ich werde Ihnen meinen Rath zur Zeit mittheilen. Da sie erst in einigen Tagen abreist, so drängt Nichts. Unterdeß können Sie ihr, wenn Sie wollen, Ihre Anträge machen, doch scheint mir dies noch ziemlich gleichgültig. Denn da sie eben so gut Ihre Lage kennt als Sie selbst, so zweifle ich nicht, daß sie auf Ihr Anerbieten antworten wird, wie sie muß; und Alles, was ich dabei zu gewinnen sehe, ist, daß Sie denen, die Sie drängen, sagen können, daß wenn Sie nicht mit ihr gegangen sind, dies nicht Folge dessen, daß Sie sich nicht angeboten haben.... Wenn Sie an Madame d'Epinay schreiben, so kann ihre Antwort Ihnen als Erwiederung an alle ihre Freunde dienen, da es Ihnen so sehr am Herzen liegt, ihnen zu antworten. Adieu, ich grüße Mad. Levasseur und den Criminel (Therese).«

Dieser Brief war so geschraubt, daß er Rousseau natür-

lich in die größte Verlegenheit setzte. Grimm wollte sich nicht vergeben, später eine andere Antwort zu erlassen, und versuchte nur, ob nicht Rousseau etwa dennoch sich nachträglich noch der Mad. d'Epinay zur Begleitung anbieten werde. In welcher Absicht, wollen wir unentschieden lassen.

Rousseau aber schrieb an Mad. d'Epinay einen Brief, der wieder vom Herzen floß, offen und unumwunden sein Gefühl aussprach, und so diese Hoffnung zerstörte. Er bezeigt ihr sein Leid über die Krankheit ihres Sohnes. Er spricht bei dieser Gelegenheit noch einmal von dem Briefe Diderots und wiederholt seine Ansicht, daß er nicht von ihm ausgegangen. »Seien Sie sicher, daß wenn Sie mir offen und ohne Umweg gesagt hätten, wie Sie meine Gegenwart sehr wünschten, und wie ich Ihnen nützlich sein könnte, ich alle andern Rücksichten besiegt haben und abgereist sein würde.«

Eine Stelle, die sich in seinem Briefentwurfe befindet, die er aber unterdrückte und nicht mit abschrieb, bekundet noch klarer seine Stimmung. Sie heißt: »Alle Ungleichheit in meinem Benehmen kommt daher, daß ich gemacht war, Sie von ganzem Herzen zu lieben. Da ich aber bald anfing, das Vertrauen auf Ihren Charakter zu verlieren, da ich nach und nach immer mehr zu dem Glauben kam, daß Sie mich zur Dienstbarkeit herabzuwürdigen und zu Ihren geheimen Absichten zu benutzen suchten, so schwanke ich seit langem zwischen meiner Neigung für Sie und dem Verdachte, der sie bekämpfte. Die Diderot entschlüpften Herzensergießungen, sein gebieterischer und schulmeisterlicher Ton gegen einen Mann der älter ist als er, das Alles hat die Aufregung meiner Seele zur Empörung gebracht, die ich übrigens glücklicherweise nur Ihrem besten Freund

sehen liess. Bevor ich weiss, was die Folgen all dieses sein werden, beeile ich mich zu erklären, dass der heisseste meiner Wünsche ist, Sie mein ganzes Leben lang achten und fortfahren zu können, für Sie so viel Freundschaft zu hegen als ich Ihnen Erkenntlichkeit schulde.«

Mit diesem Brief zerriss natürlich Rousseau die feinen Fäden, die Grimm noch einmal in seiner ersten Antwort zu spinnen versucht hatte. Rousseau hatte sich in seinem Schreiben an Grimm in dessen Hand gegeben. Madame d'Epinay reiste ab, und dann liess Grimm die Mine, die Rousseau selbst gefüllt hatte, springen. Er schrieb an Rousseau einen zweiten Brief: »Ich habe Alles gethan, um zu vermeiden, direkt auf die schreckliche Apologie, die Sie mir geschickt haben, zu antworten. Sie drängen mich, und so bedenke ich nur, was ich mir selbst und meinen Freunden, die Sie beschimpfen, schulde. Ich habe nie geglaubt, dass Sie die Reise nach Genf mit Mad. d'Epinay machen sollten; wenn das erste Gefühl Sie hätte veranlassen sollen, sich anzubieten, so hätte sie ihrerseits Sie verhindern, und Sie daran erinnern müssen, was Sie Ihrer Lage, Ihrer Gesundheit, jenen Frauen, die Sie in Ihre Retraite nach sich geschleppt haben, schuldig sind.« — (Also ganz dieselben Gründe, die Rousseau anführt, wo er seine Gefühle nicht sagen mag und kann.) — »Das ist meine Ansicht. Sie haben das erste Gefühl nicht gehabt, und ich war dadurch nicht scandalisirt. Es ist übrigens wahr, dass, als ich bei meiner Zurückkunft von der Armee hörte, wie Sie trotz allen meinen Gegenvorstellungen vor einiger Zeit nach Genf hatten reisen wollen, ich nicht mehr erstaunt war über die Verwunderung meiner Freunde, Sie hier bleiben zu sehen, als sich Ihnen eine so natürliche und so anständige

Gelegenheit bot, die Reise zu machen. Ich kannte damals Ihr monstruöses System noch nicht; es hat mich vor Entrüstung zittern gemacht, ich sehe in demselben so häßliche Grundsätze, solche Schwärze, solche Doppelzüngigkeit .... Sie wagen es mir von Ihrer Sclaverei zu sprechen, mir, der ich seit mehr als zwei Jahren täglicher Zeuge bin aller Zeichen der zartesten Freundschaft, die Sie von dieser Frau erhalten haben. — Wenn ich Ihnen verzeihen könnte, so würde ich mich für unwürdig halten, einen Freund zu haben. Ich werde Sie in meinem Leben nicht wiedersehen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich aus meinem Geiste das Andenken an Ihr Verfahren verbannen kann. Ich bitte Sie mich zu vergessen, und meine Seele nicht mehr zu trüben. Wenn die Gerechtigkeit dieser Anfrage Sie nicht rührt, bedenken Sie, daß ich Ihren Brief in meiner Hand habe, der, in den Augen aller Ehrenleute, die Ehrbarkeit meines Benehmens rechtfertigen muß.«

In diesem Briefe sehen wir Freund Grimm sich zeigen wie er ist, wie viel Mühe er sich auch giebt, anders zu erscheinen. Rousseaus Gründe findet er selbst bedeutend genug, — aber er begreift nicht, daß Rousseau eine so natürliche und anständige Gelegenheit, in die Schweiz zu reisen, unbenutzt lassen konnte! Es ist so schwer, eine Rolle zu spielen, wenn sie nicht wenigstens in etwas in der Natur des Spielenden liegt. Die Schlußwendung ist dann aber wieder so fein als möglich, und zeigt sehr klar, wie Herr Grimm auf die Gelegenheit gewartet, bis er ein Document in der Hand hatte, das sein Benehmen in den Augen der ehrlichen Leute zu rechtfertigen im Stande war. — Wir hörten ihn schon einmal zur Mad. d'Epinay sagen: Es ist »zu früh und zu spät« um jetzt mit Duclos zu brechen.

Es war gegenwärtig für ihn an der Zeit, Rousseau vollkommen bei seinen Freunden über Bord zu werfen, »nicht zu früh und nicht zu spät«, da Grimm sich mit dem Briefe überall rechtfertigen zu können glaubte.

Rousseau war natürlich um so empörter über diese Antwort, als er selbst bald fühlen mußte, wie unklug er sich in Grimms Hand gegeben hatte. Er schickte Grimm seinen Brief zurück, und schrieb ihm im ersten Eifer: »Ich kämpfte gegen mein gerechtes Mißtrauen an; ich habe zu spät Sie ganz kennen gelernt. — — Das ist also der Brief, den Sie sich die Zeit genommen haben zu überlegen. Ich schicke ihn Ihnen zurück, er ist nicht für mich. Sie mögen mich offen hassen und meinen Brief aller Welt zeigen; das würde von Ihrer Seite ein Betrug weniger sein.«

Grimm hatte diese Erlaubniß nicht abgewartet. An demselben Tage, an dem er Rousseau seine Kriegserklärung übersandte, schickte er Diderot Abschriften des Schreibens Rousseaus und seiner (Grimms) letzten Antwort: »Hier mein Freund, lesen Sie und lernen Sie endlich den Menschen kennen. Sie finden hierbei ein Stück Beredtsamkeit, das mir Rousseau vor der Abreise der Mad. d'Epinay schickte.« . . . Grimm sagt weiter, wie er vermieden habe, direkt zu antworten, und wie Rousseau ihn dazu gezwungen: »Ich« — fährt er fort, »werde mich hüten, den Brief der Mad. d'Epinay zu zeigen, denn ich fürchte, daß in ihrem Zustande ein so monströser Undank einen zu großen Eindruck auf sie machen könnte. . . . O, welchen Menschen, großer Gott, giebt man in dieser Welt den Namen Philosophen.« —

So war der Wurf gethan, der Brief ging von Hand zu Hand und zwar mit Grimms Zusätzen. Welcher Art

diese waren, kann man sich leicht denken. Uebrigens begegnet man in seiner geheimen Correspondenz Bemerkungen, die von dem, was er schrieb, auf das was er sagte, zu schließen berechtigen. So heißt es in einer Stelle: »Vor . . Jahren habe ich mit Rousseau gebrochen, weil wahrscheinlich (vraisemblablement) die Ehrbarkeit und die Gerechtigkeit mir keine Wahl ließen zwischen einem Bruche und der schändlichen Nothwendigkeit, die Wahrheit zu betrügen und meine Gefühle auf eine unehrbare Weise zu verleugnen, bei einer entscheidenden Gelegenheit, in der Rousseau mich zum Schiedsrichter ernannte, sehr am unrechten Orte, aber über die ich mit um so mehr Sicherheit richten konnte, als dieser Prozeß mir vollkommen fremd (absolument étranger, das böse Gewissen läßt ihn dumm sein, denn dieser Zusatz war gar nicht nöthig), und der im Wesentlichen viel lächerlicher (ridicule) war als der, den er jetzt gegen Hume angesponnen hat.«

Ein anderesmal sagt er mit Bescheidenheit: »Ich glaube, daß er sich sehr ernste Vorwürfe gegen einzelne seiner alten Freunde zu machen hat; aber ich gehöre nicht zu diesen. Ich habe nicht, wie Andere, das Glück offen ihm bedeutende Dienste geleistet zu haben, so kann er gegen mich — nur ungerecht sein.« Oder auch mit Würde: »Ich habe nie schlecht von ihm gesprochen, — ich glaube das einer abgebrochenen Verbindung schuldig zu sein;« deswegen will Grimm, trotz der unsterblichen Ehre eine Farce neben Jean Jacques zu spielen, nicht gegen ihn auftreten und Piecen aufzeigen, die viel wunderbarer sind als die, welche Hume veröffentlichte.« In Humes Fall schien Rousseau größeres Unrecht zu haben, und der — bescheidene, würdevolle Grimm ist zu billig und gerecht — — Do-

cumente mitzutheilen in denen Rousseau noch ganz anders und viel schwärzer als ihn Hume darstellt, erscheinen würde. —

So gelang es Grimm, die große Mehrzahl aller deren, mit denen Jean Jacques in Verbindung stand, ihm zu entfremden. Selbst Diderot wich endlich. Dieser schreibt an Grimm als Antwort noch an demselben Abend an dem er Rousseaus Brief an Grimm erhalten hatte: »Dieser Mensch ist rasend (un forcené). Ich habe ihn gesehen, ich habe ihm mit aller Kraft die die Ehrbarkeit und eine Art Interesse, die in der Tiefe des Herzens eines Freundes, der ihm seit langem ergeben ist, zurückbleibt, die énormité seines Benehmens gegen Mad. d'Epinay vorgeworfen, — die Thränen die er zu ihren Füßen weinte in demselben Augenblicke, wo er sie bei mir mit den schwersten Anklagen belastete; diese odiöse Apologie, die er Ihnen geschickt hat und in der keine einzige von den Ursachen ist, die er hätte sagen sollen .... Was weiß ich was sonst noch? Ich bin nicht zufrieden mit seinen Antworten. Ich habe nicht den Muth gehabt, es ihm zu sagen. Ich habe vorgezogen, ihm den elenden Trost zu lassen, zu glauben, daß er mich getäuscht habe. Lebe er! Er hat in seiner Vertheidigung eine Gereiztheit gezeigt, die mich verletzt hat. Ich habe Furcht, er ist verhärtet!«

Diderot war voreingenommen. Die Thränen die Rousseau zu den Füßen der Mad. d'Epinay weinte, kannte er nur durch Grimm und mit dessen Zusätzen; die Anklagen Rousseaus gegen Mad. d'Epinay waren dieselben, die dieser sobald sich die Gelegenheit gab, gegen sie selbst aussprach, und die er als Zweifel seines Herzens in das Herz eines Freundes ausgegossen hatte. Die Stimmung, in der sich

Rousseau, nachdem er Grimms Brief gelesen, befand, läßt sich leicht zudenken. Und nun kam Diderot, um ihn ebenfalls anzuklagen. Aber Diderot wagte es nicht, bis zum Aeußersten zu gehen, denn er sah, daß er Rousseau das Herz brechen werde. Deswegen sagt er: Qu'il vive! Das aber verhindert ihn nicht, daß er von da an auch eine Rolle gegen Rousseau spielt, und ihm gegenüber anders erscheint, als er im Herzen ist. Rousseau täuschte sich über dergleichen nie, und das ist denn auch die Hauptursache, daß er bald mit Diderot ebenfalls offen brach.

Noch aber war Grimm nicht an dem Ziele angelangt, dem er von dem Augenblicke an, daß Rousseau die Eremitage bezog, zustrebte. Rousseau glaubte den Winter über noch in der Eremitage bleiben zu können und zu müssen. Wir wissen, wer und welche Gefühle ihn zu diesem Fehler veranlaßten. Unter dem Einflusse derselben schrieb er an Mad. d'Epinay: »Ich habe die Eremitage verlassen wollen, und ich hätte es thun sollen. Aber man behauptet, daß ich bis zum Frühjahr bleiben muß; [1]) und da meine Freunde es wollen, so werde ich bis zum Frühjahr hier bleiben, wenn Sie damit einverstanden sind.« Man könnte darin ein Verkennen seiner Würde sehen, wenn der Brief, in dem dieser Antrag den Schluß bildet, nicht damit angefangen, daß er ihr erklärt: »Die Freundschaft ist zwischen uns erlöscht, Madame, aber die Freundschaft, die nicht mehr besteht, behält noch Rechte die ich zu achten weiß.« —

---

[1]) Mad. d'Houdetot schrieb an Mad. d'Epinay: „Ich gestehe, daß ich ihn gedrängt habe, die Eremitage nicht zu verlassen. Ueberlassen Sie ihn einige Zeit seiner selbst und seinen Gedanken. Sie werden ihn wiederfinden, wie er stets für Sie war, mit der ganzen Hochachtung, Freundschaft und Erkenntlichkeit die er Ihnen schuldet." —

Ungefähr zugleich mit Rousseau's Brief erhielt Mad. d'Epinay einen von Grimm, in dem es heißt: »Man sagt, daß Rousseau weniger eilig sei, Ihr Haus zu verlassen. Was mich anbelangt, so glaube ich, daß, nach Allem was vorgefallen ist, Sie ihn nicht in demselben lassen dürfen, ohne daß Sie sich selbst blos stellen.« In Folge dieses guten Rathes ihres besten Freundes antwortete sie dann Rousseau und sagte ihm:

»Nachdem ich Ihnen während mehrerer Jahre alle möglichen Zeichen der Freundschaft und der Theilnahme bekundet, bleibt mir nur übrig Sie zu beklagen. Sie sind sehr unglücklich. Ich wünsche daß Ihr Gewissen eben so ruhig sein möge wie das meinige. Das möchte nöthig sein zur Ruhe Ihres Lebens. — Da Sie die Eremitage verlassen wollten, und es hätten thun sollen, so bin ich erstaunt, daß Ihre Freunde Sie zurückgehalten haben. Ich meinerseits befrage die Meinigen nicht über meine Pflichten, und ich habe Ihnen Nichts mehr zu sagen über die Ihrigen.«

Noch an demselben Tage, an dem Rousseau diesen Brief erhielt, zog er aus.

## 7.

Pauvre Jean Jacques!

Ein Freund nach dem andern fiel von ihm ab; ein Stoß nach dem andern traf sein wundgeriebenes Herz. Mit welchen Gefühlen er seine Einsiedelei verließ, ist nicht mehr nöthig anzudeuten. Er versuchte es mit zweien seiner Freunde sie sich zu retten.

Auch Mad. d'Houdetot, die ihn veranlaßt hatte, um

ihrer Freundschaft willen, die Eremitage nicht zu verlassen, hatte sich immer mehr von ihm abgewendet; seine Briefe an sie blieben ohne Antwort; endlich schrieb er ihr abermals:

»Ihre Barbarei ist unbegreiflich, sie kommt nicht von Ihnen. Das Schweigen ist eine Verfeinerung der Grausamkeit, der Nichts gleicht..... Und auch Sie, und auch Sie, Sophie, halten mich für schlecht? O Gott, wenn Sie es glauben, auf wen soll ich mich denn berufen? Aber wie kommt es denn, daß nur die Tugend theuer ist? daß ich in mir das Herz eines guten Menschen fühle?.... Ich will keine Stärke zeigen, die ich weit entfernt bin zu besitzen, ich fühle mich überwunden von meinen Uebeln. Meine Seele ist erschöpft von Schmerzen und Trauer. Ich trage in meinem unschuldigen Herzen alle Schrecken des Verbrechens. Ich fliehe die Demüthigungen nicht, die zu meinem Unglücke passen; und wenn ich hoffte Sie zu erweichen, so würde ich, außer Stand bis zu Ihnen zu gelangen, Sie vor dem Thore Ihres Hauses erwarten, mich vor Ihnen niederwerfen, überglücklich, von den Hufen Ihrer Pferde zertreten, von den Rädern Ihres Wagens zermalmt zu werden, um Ihnen wenigstens einen Seufzer über meinen Tod zu entlocken. Doch nein — das Mitleiden tilgt die Verachtung nicht aus, und wenn Sie mich der Ihrigen würdig glauben, so dürfen Sie mich nie mehr ansehen.«

»Oh, verachten Sie mich, wenn Sie können; es würde grausamer für mich sein, Sie ungerecht als mich entehrt zu sehen, und ich erbete nur von der Tugend die Kraft die schmerzensreichste Schmach zu ertragen..... Ich muß stets an Sie denken, und ich kann mich von Ihnen nicht

losreißen als indem ich vom Leben Abschied nehme. Ich fordere von Ihnen kein Zeugniß des Andenkens; sprechen Sie nicht mehr von mir; schreiben Sie mir nicht mehr; vergessen Sie, daß Sie mich mit dem Namen Freund beehrt haben und daß ich seiner würdig gewesen. Aber da ich Ihnen von Ihnen zu sprechen habe, da ich die Sprache der Wahrheit, die Sie vielleicht von mir allein hörten, bei Ihnen führe, lassen Sie mich sicher sein, daß Sie mich würdigen, wenigstens meine Briefe zu empfangen, daß sie nicht ungelesen ins Feuer geworfen werden, und daß ich nicht auf diese Weise die theuren und letzten Arbeiten verliere, denen ich den unglücklichen Rest meines Lebens widme. Wenn Sie fürchten, in ihnen das Gift einer schwarzen Seele zu finden, so bin ich bereit, sie, bevor Sie sie lesen, untersuchen zu lassen, vorausgesetzt daß dies nicht von dem Ehrenmann geschehe, der sich so sehr darin gefällt, einen Verbrecher aus seinem Freunde zu machen. Der erste, in dem man etwas zu tadeln findet, mag für immer die Erlaubniß zurücknehmen, die ich von Ihnen erbitte. Seien Sie nicht überrascht durch diesen wunderlichen Antrag; ich bitte schon so lange um Liebe ohne Gegenliebe, daß mein Herz sich daran gewöhnt hat.«

Er klammert sich mit Verzweiflungen an diese letzte hoffnungslose Hoffnung. Er opfert seine Würde um seinem Herzen einen letzten Strahl der Liebe zu retten. Aber er klopfte an eine Thüre, die von seinen ehemaligen Freunden bewacht war, und das Benehmen und die Antworten der Mad. d'Houdetot heilten sein Herz, nicht von dem Kummer, aber wohl von der Schwäche seiner Liebe. Er schreibt ihr später: »Sie sprechen nie von Fehlern, von Schwächen im Tone des Vorwurfs. Ich bin schwach, das ist wahr;

mein Leben ist voller Fehler, denn ich bin Mensch. Aber sehen Sie, was mich von den Menschen, die ich kenne, unterscheidet, ist, daß in Mitten meiner Fehler, ich sie mir stets vorgeworfen habe; — ist, daß sie mich nie meine Pflicht verachten, nicht die Tugend mit Füßen treten haben lassen; — ist endlich, daß ich für sie gekämpft und gesiegt habe in Augenblicken, wo Andere sie vergessen. — — — Setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle. Was wollen Sie daß ich von Ihnen und Ihren Briefen denken soll? Man sollte sagen, daß Sie Furcht haben, ich könnte in Ruhe in meiner Zurückgezogenheit leben, und daß Sie sich freuen, mir von Zeit zu Zeit Beweise zu geben, wie wenig Sie mich achten, was, trotz allem, was Sie sagen mögen, Ihr Herz dennoch stets Lügen strafen wird.«

Er schließt diesen Brief: »Adieu, ich bin nicht veränderlich, nicht unterjocht wie Sie. Die Freundschaft, die Sie von mir verlangt und die ich Ihnen versprochen habe, werde ich Ihnen bis ins Grab bewahren. Aber wenn Sie fortfahren, mir in diesem zweideutigen und verdachtvollen Tone zu schreiben, seien Sie nicht böse, daß ich aufhöre Ihnen zu antworten. Nichts ist weniger zu bedauern als ein Briefwechsel voller Beleidigungen. Mein Herz und meine Feder verweigern sich zu einem solchen mit Ihnen.«

Noch einmal schreibt er später an seine Sophie, und dieser letzte Brief schließt: »Wenn vielleicht eines Tages eine andere Art zu denken Sie von der, die Sie nicht glücklich machen konnte, entwöhnen sollte; dann kommen Sie zu mir zurück, und wenn ich dann noch lebe, sollen Sie lernen, welchen Freund Sie verachtet haben.«

# 8.

Auch Diderot gegenüber machte er einen letzten Versuch ihn sich zu retten. Auch ihm schrieb er noch einmal und zwar im Andenken des Ausdruckes: »le méchant seul aime la solitude« unter Andern: »Ich bin ein böser Mensch! aber weswegen? Geben Sie Acht, mein theurer Diderot, das verdient Ihre Aufmerksamkeit. Man ist nicht schlecht für Nichts. Wenn es ein Unwesen gäbe, das so geschaffen wäre, so würde es nicht vierzig Jahre warten, um seine unnatürlichen Neigungen zu bewähren. Bedenken Sie doch mein Leben, meine Leidenschaften, meinen Geschmack, meine Neigungen. Suchen Sie, wenn ich schlecht bin, welches Interesse mich dazu hat veranlassen können, es zu sein. Ich, der ich zu meinem Unglücke stets ein zu gefühlvolles Herz hatte, was gewinne ich, mit denen zu brechen, die mir theuer sind? Nach welchem Platze habe ich gestrebt? Auf welche Person, welche Gunstbezeugung hat man mich Anspruch machen sehen? Welche Mitbewerber habe ich beseitigt? Was habe ich davon, das Böse zu thun? Ich, der ich nur die Einsamkeit und den Frieden suche, ich, dessen höchstes Glück in der Faulheit und im Nichtsthun besteht, ich, dem seine Thatlosigkeit und seine Leiden kaum die Zeit lassen seinen Unterhalt zu verdienen, zu welchem Ende, wozu würde ich mich in die Aufregungen des Verbrechens hineinstürzen? — Was Sie auch sagen mögen, man flieht die Menschen nicht, wenn man ihnen zu schaden sucht; der Böse kann seine Schläge in der Einsamkeit überlegen, aber er führt sie nur in der Gesellschaft. Ein Betrüger hat Klugheit und Kaltblut, ein Verräther ist seiner selbst mächtig und läßt sich nicht hin-

reißen. Ich bin wild im Zorne und oft gedankenlos bei kaltem Blute. Machen diese Fehler zum Bösewicht? Nein, ohne Zweifel, aber der Bösewicht benutzt sie, um den ins Verderben zu stürzen, der sie hat.«

— — »Das sind die Rücksichten, die ich Sie zu bedenken bitte. Machen sie keinen Eindruck auf Sie, so haben wir uns nichts mehr zu sagen; aber wenn sie Sie irgend rühren, dann können wir uns in Erklärungen einlassen.... Ich habe, um Sie zu dieser Untersuchung aufzufordern, einen höchst wichtigen Grund, und der ist: Sie haben verführt und getäuscht werden können. Unterdeß weheklagt Ihr Freund in der Einsamkeit, vergessen von Allem, was ihm theuer war. Er kann zur Verzweiflung getrieben werden, sterben, dem Undankbaren fluchend, dessen Unglück ihn so viele Thränen vergießen machte, und der ihn in seinem Unglück auf eine unwürdige Weise angriff. — — Diderot, denken Sie daran, ich werde Ihnen nie mehr davon sprechen.«

Auch dieser Versuch mißlang, und so sprach er selbst das Todesurtheil über ihre Freundschaft. Die Art aber, wie er später das Urtheil vollzog, ist wieder vollkommen charakteristisch für Rousseau.

Er sagt: »die Regeln des herkömmlichen Anstandes scheinen von dem Geiste der Lüge und des Betruges aufgestellt zu sein. Der Freund eines Mannes zu scheinen, nachdem man aufgehört hat es zu sein, heißt, sich die Mittel vorbehalten, ihm zu schaden, indem man die ehrlichen Leute täuscht. Ich dachte daran, wie der berühmte Montesquieu mit dem Pater de Tournemine brach. Er erklärte offen und sagte aller Welt: »Hören Sie weder auf den Pater de Tournemine noch auf mich, wenn wir

Einer vom Andern sprechen; denn wir haben aufgehört Freunde zu sein.« Dies Benehmen fand großen Beifall, und alle Welt lobte diese Offenheit und Großmuth. Ich entschloß mich, mit Diderot in derselben Art zu verfahren. Aber wie sollte ich aus meiner Zurückgezogenheit diesen förmlichen Bruch veröffentlichen, und überdies ohne Scandal zu verursachen? Ich bediente mich endlich des Mittels, in mein Werk eine Stelle des Buches der Ecclésiastiques als Note einzurücken, die meine Freundschaftskündigung und selbst die Ursache ziemlich klar für Jeden enthielt, der von der Sache wußte, und die für den Rest der Leser gar keine Bedeutung hatte.«

Zu dem Ende fügte er seinem Werke [1]), das er in diesem Augenblicke veröffentlichte, eine Note bei, in der er sagte: »Da ich allein lebe, habe ich diese Arbeit keinem zeigen können. Ich hatte einen strengen und einsichtvollen Aristarch; ich habe ihn nicht mehr, und ich will ihn nicht länger haben. Aber ich werde ihn ohne Ende betrauern, und er geht meinem Herzen noch viel mehr ab, als meinen Schriften.«

Hierzu wies er auf eine Stelle der Ecclésiastiques hin, die also heißt:

Ad amicum etsi produxeris gladium, non disperes: est enim regressus. Ad amicum si aperueris os triste, non timeas: est enim concordatio: excepto convicio et opprobrio, et superbia, et mysterii revelatione, et plaga dolosa: in his omnibus effugiet amicus.

Ecclesiastic. XXXII, 26, 27.

Niemand, der die Verhältnisse Rousseau's zu Diderot

---

[1]) Lettre à D'Alembert.

kannte, täuschte sich über die Bedeutung dieser Note. Rousseau hatte früher Diderot vorgeworfen, er habe das Geheimniß seiner Liebe zur Gräfin d'Houdetot, das er in sein Herz ausgegossen, nicht bewahrt. Auf diesen Vorwurf spielte der obige Absagebrief an. Seine Liebe zur Mad. d'Houdetot aber war das Geheimniß der ganzen Pariser Gesellschaft, und nun kam er hinternach und brach eine querelle d'allemande um ihretwillen gegen Diderot förmlich von der Hecke ab. Daß nun die Angelegenheit doppeltes Scandal verursachte, versteht sich ganz von selbst.

Rousseau fährt in seiner Erzählung fort. »Es giebt nur Glück und Unglück in dieser Welt; und es scheint, daß jede muthige Handlung zu einem Verbrechen wird, wenn man im Unglück ist. Dasselbe Verfahren, das man bei Montesquieu bewundert, zog mir nur Tadel und Vorwürfe zu.« — Ein deutscher Bär würde nicht schöner handeln und klagen! — »Sobald mein Werk gedruckt war, und ich Exemplare hatte, schickte ich Eines an St. Lambert« — o, du ächter Tollpatsch!« — der mir am Tage vorher im Namen der Frau d'Houdetot und in seinem eigenen ein Briefchen voll der zartesten Freundschaft geschrieben hatte. Hier ist der Brief, mit dem er mir mein Exemplar zurückschickte:

Eaubonne, den 10. October 1758.

»In Wahrheit, mein Herr, ich kann das Geschenk nicht annehmen, das Sie mir machen. An der Stelle ihrer Vorrede, wo Sie in Bezug auf Diderot einen Auszug der Ecclésiastiques anführen, ist mir Ihr Buch aus den Händen gefallen. Nach den Besprechungen in diesem Sommer hat es mir geschienen, als ob Sie überzeugt seien, daß

Diderot der vermeintlichen Indiscretionen, deren Sie ihn anklagten, nicht schuldig sei. Er mag Unrecht gegen Sie haben, ich weiß das nicht; aber ich weiß, daß dies Ihnen nicht das Recht giebt, ihn öffentlich zu beleidigen. Sie können nicht in Ungewißheit sein über die Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist; und nun kommen Sie und mischen die Stimme eines alten Freundes mit unter das Geschrei des Neides. Ich gestehe Ihnen, mein Herr, daß ich es nicht verheimlichen kann, wie sehr diese Herzlosigkeit (atrocité) mich empört. Ich gehe nicht zu Diderot, aber ich achte ihn, und ich fühle tief den Schmerz, den Sie einem Manne verursachen, dem Sie, wenigstens mir gegenüber, nie etwas Anderes als ein wenig Schwäche vorgeworfen haben. Mein Herr, die Verschiedenheit unserer Grundsätze ist zu groß, als daß wir je zu einander passen könnten. Vergessen Sie mein Bestehen, das kann Ihnen nicht schwer werden. Ich verspreche Ihnen meinerseits mein Herr, Ihre Person zu vergessen, und mich nur noch Ihrer Talente zu erinnern.«

Das war aber doch des Guten zu viel, die Gränze war überschritten, der Mann in Rousseau erwachte und empörte sich. Er schrieb an St. Lambert: »Mein Herr, beim Lesen Ihres Briefes habe ich Ihnen die Ehre angethan, überrascht zu sein, und ich war dumm genug, von ihm gerührt zu werden; aber ich habe ihn der Antwort unwürdig gefunden. — — Ich werde die Abschriften für Mad. d'Houdetot nicht fortsetzen. Wenn es ihr nicht ansteht, die zu behalten, die sie hat, so mag sie mir dieselben zurückschicken, und ich werde ihr ihr Geld wiedergeben. Will sie sie behalten, so muß sie dennoch den Rest ihres Papiers und ihres Geldes holen lassen. Ich bitte Sie

zugleich, mir den Prospectus, den Sie bewahrt, zurückzugeben. Adieu, mein Herr!«

St. Lambert und seine Geliebte fühlten, daß jener Brief zu weit gegangen; sie versuchten Rousseau wieder zu besänftigen, was auch nicht schwer war. Der Bruch mit Diderot aber war ein bleibender. Aber Rousseau fand Gelegenheit später zu zeigen, wie sein Herz wenigstens die Großmuth nicht mit der Freundschaft ausgerissen hatte. Diderot hatte in einem seiner Bücher die Prinzessin de Robeck Tochter des Prinzen von Luxembourg verletzt. Diese fand in einem Abbé einen Rächer, der die Philosophen durch ein Lustspiel lächerlich machen mußte. Man schickte dies Machwerk Rousseau zu, weil man hoffte, daß es ihm Freude machen werde, da es seinen Gegner heruntermachte: »Man irrte sich sehr,« sagte er. »Als ich mit Diderot, den ich für weniger schlecht als unzuverlässig (indiscret) und schwach hielt, brach, blieb mir stets in der Seele die Anhänglichkeit für ihn, selbst die Achtung und Verehrung für unsere ehemalige Freundschaft, von der ich weiß, daß sie lange bei ihm ebenso tiefgefühlt war als bei mir selbst.« Rousseau schickte das Buch mit einem strengen Briefe zurück, indem er dem Zusender sagte: »Ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht haben beleidigen wollen; aber Sie wissen, daß ich die Ehre habe, der Freund eines achtbaren Mannes zu sein, der in dieser Schmähschrift auf eine unwürdige Weise besudelt wird.«

Ein Abbé Morrelet rächte Diderot an seinem Verläumder; die Freunde der Prinzessin Robeck aber machten dieser Geschichte, die sich in alle Ewigkeit fortzuspinnen drohte, glücklicher Weise für die Nachwelt ein Ende, daß sie den Abbé Morrelet in die Bastille schickten. Rousseau war

damals der Freund der Prinzessin von Luxembourg. D'Alembert schrieb ihm, damit er sich für den Vertheidiger Diderots bei ihr verwenden möge. Rousseau konnte ihm antworten, daß er seine Aufforderung nicht abgewartet habe. D'Alembert hatte in seinem Briefe versprochen, daß man die Prinzessin von Luxembourg in der Encyclopädie loben wolle, wenn sie die Befreiung des Abbé Morellet bewirken werde, und der gute Rousseau glaubt in ihrem Namen antworten zu müssen: »Ich denke dieselbe hinlänglich zu kennen, um zum Voraus versichern zu dürfen, daß sie — den Tribut der Dankbarkeit, den Sie ihr in der Encyclopädie versprechen, nicht annehmen werde — obgleich sie sich dadurch geehrt fühlen würde; denn sie thut das Gute nicht um des Lobes willen sondern um ihrem guten Herzen zu genügen.« Das ist so fein gefühlt wie ein Ehrenmann, aber zugleich auch so fein gesagt wie ein Hofmann. Auch diese Widersprüche kommen in Rousseau's Leben nicht selten vor.

Der Abbé wurde befreit und D'Alembert schrieb an Rousseau ein Briefchen, »das diesem eine wahre Freude verursachte.« Es war ziemlich sicher halbwegs im Namen Diderots abgefaßt, und Rousseau nahm es wahrscheinlich deswegen mit um so mehr Freude auf. Es schloß: Vale, et me ama! D'Alembert kannte seinen Mann.

Das war die letzte persönliche mittelbare Berührung zwischen Diderot und Rosseau. Und er trug den Abschiedsgruß im Herzen mit herum und dachte an Diderot, so oft das Bild seines ehemaligen Freundes in ihm auftauchte: Vale et me ama! —

## 9.

Das ist das Drama, das sich in der Einsiedelei abspann. Rousseau's edelherzige Schwäche, Grimms deutsch gemüthliche Schlechtigkeit[1]), Diderots rasch-urtheilende Kälte, die Coqueterie, die Charakterlosigkeit, die geschmeichelte verletzte Eitelkeit der Damen, die hier mitspielen, führten die naturgemäße Entwickelung herbei. Jeder hat mehr oder weniger Theil an der Schuld; keiner weniger als Rousseau, und keiner büßte sie mehr als er.

Sein Herz war gebrochen. Alles, was ihm in diesem Leben theuer war, was ihn mit sich selbst, seinen Leiden,

---

[1]) Grimm sammelte heiße Kohlen auf dem Haupte Rousseau's. Die alte Levasseur hatte sich zum Aushorchen hergegeben; sie hatte Mad. d'Epinay über Rousseau berichtet, und Rousseau wiedererzählt, daß Mad. d'Epinay sie ausfrage. Als Diderot zu Rousseau kam, und diesen anklagte seine Freunde zu verdächtigen, forderte Rousseau die Frau Levasseur zum Zeugnisse auf, und diese hatte dann in der Angst, es mit der freigebigen Mad. d'Epinay zu verderben, die Stirne, ihn Lügen zu strafen. Das war auch für sie der Tropfen in dem vollen Maaße. Rousseau schickte sie aus seinem Hause weg. — Als er die Eremitage verlassen hatte und bereits in Montmorency wohnte, hörte er dann daß Grimm der Frau Levasseur eine Rente von 300 Fr. ausgeworfen habe. Man kann sich leicht denken, wie tief es ihm durchs Herz schneiden mußte, als die alte Frau ihn um Erlaubniß bat, die Rente anzunehmen. »Aber wenn ich schon damals Alles gewußt hätte was ich erst nachher erfuhr, so würde ich nicht weniger meine Zustimmung gegeben haben, wie ich es that, und wie ich es thun mußte, wenn ich ihr nicht mehr als Grimm bieten konnte.« — Mad. d'Epinay verschiebt dies Ereigniß in der Zeit, so daß Frau Levasseur schon als sie noch bei Rousseau war, mit ihm lebte und alles Nöthige von ihm erhielt, 400 Fr. jährlich von Grimm bezogen hätte. Dieser absichtliche Anachronismus ist aber nur dumm, denn er verräth das böse Bewußtsein, da man sich scheut zu sagen, daß diese Großmuth erst eintrat, als sie Rousseau aufs Tiefste verletzen mußte.

seinen Schwächen, seinen Fehlern — die keiner so tief kannte und verdammte als er selbst — aussöhnte, wendete sich von ihm ab. Seine Wohlthäterin, seine Freunde, seine Geliebte kehrten ihm den Rücken. Sie schilderten ihn als einen schlechten Menschen. »Jean Jacques, du — ein schlechter Mensch!« Dieses Gespenst legte sich auf sein Gemüth, verließ ihn von nun an nicht wieder, sog sich immer fester in ihn ein, bis es zuletzt die helle Flamme seiner Seele vollkommen zu verdunkeln drohte und theilweise wirklich verdunkeln konnte. — Er war schon lange krank, und diese Krankheit stimmte seine Seele zur Trauer. Aber diese Stimmung wurde erst zur schwarzen Menschenfurcht — o! sagt nicht Menschenhaß! — durch die grausamen Erfahrungen, die er in der Einsiedelei gemacht hatte.

Er suchte neue Freunde [1]), er fand auch welche; sie boten sich dem Manne, dessen Schriften Liebe in jeder Zeile duften, von allen Seiten, aus allen Ständen, aus allen Ländern an. Aber hinter jedem neuen Bewerber um sein Herz stand das Gespenst der Eremitage. Oft gab er sich dem ersten Gefühle hin; aber der leiseste Zweifel wurde dann nicht selten im Lichte der Erlebnisse früherer Tage augenblicklich zur geheimen Anklage, zum schleichenden Gifte des Verdachtes.

Der Verdacht ist die gräßlichste Krankheit, die unsere Seele befallen kann. Er ist stets im Unrecht, denn er urtheilt ohne Beweis, spricht das Schuldig aus ohne die Anklage begründet, die Vertheidigung gehört und er-

---

[1]) Gleich nach der obigen Crisis schrieb er an Coindet in Paris: Je cherche à vous aimer, par Dieu! ne gâtez pas cette fontaine.

wogen zu haben, und »wird ausgesprochen zur scheußlichen Verläumdung.« [1])

Diese gräßliche Seelenkrankheit wuchert von nun an in dem Innern Rousseau's, und die zerstörenden Folgen der Krankheit waren um so größer, als Rousseau's ursprüngliches Wesen lauter Vertrauen und Hingebung war, als sein klarer Geist, sein tiefer Seelenblick, seine Herzensgüte ihn jedesmal im nächsten ruhigen Augenblicke seinen Irrthum, so oft er in einen solchen verfallen war, einsehen ließ, und er sich dann selbst wieder »der scheußlichsten Verläumdung« anklagte.

Das war von nun an die Grundstimmung seiner Seele.

Armer, armer, Jean Jacques!

---

[1]) Rousseau in einem Briefe an Maalton 18. Decbr. 1761.

# V.

## Brief an D'Alembert.

### (Ueber das Project ein Theater in Genf zu errichten.)

### 1.

Die rein persönlichen Berührungen zwischen Rousseau, Grimm und Diderot erklären nicht Alles in dem Benehmen der letzteren gegen den ersteren. Wären sie nichts als gewöhnliche Freunde und Bekannte gewesen, so würde uns die Härte Grimms und die Kälte Diderots nach der vorhergehenden unbedingten freundschaftlichen Hingebung oft ganz unbegreiflich erscheinen.

Aber sie waren Schriftsteller, Philosophen, Anhänger eines Systems, für das sie mit ihrem ganzen Geistes- und Seelenerbe eintraten. Diderot stand in gewisser Beziehung an der Spitze der Encyclopädisten; er war ihr eifrigster und achtbarster, ihr tapferster und keckster Vorkämpfer. Voltaire war lange der Dictator des ganzen philosophischen Heeres gewesen, bis ihm zuletzt seine jüngeren Offiziere über den Kopf wuchsen. Das Ziel, das er sich gestellt hatte, allgemeine Religionsduldung und Zernichtung der Herrschaft des katholischen Priesterthums, — ein Ziel, dem er durch religiöse Theilnahmlosigkeit und frevelnde Selbstüberschätzung nachstrebte, erschien bald seinen Anhän-

gern zu nahe gesteckt; sie warfen weit über dasselbe hinaus, und trafen in das Schwarze der Selbstvergötterung des eignen Ichs, nachdem sie dies Ich auf Nichts als die unfreie Bethätigung einer geistlosen Masse herabgesetzt hatten. Diderot warf mit starker Hand seine Lanze am weitesten. Atheismus und Materialismus wurden die letzten Losungsworte des Systems, in dem er seine Genossen bis zu der logischen Schlußfolge ihrer Voraussetzung trieb.

D'Alembert, Helvetius, von Holbach und Andere waren unter und neben Voltaire und Diderot die Führer zweiten Ranges. Sie bildeten mit ihren Anhängern eine Art geheimen Bund, und fühlten sich unter dem Einflusse eines gemeinschaftlichen Strebens Einer auf den Andern angewiesen, Einer in dem Andern bedingt.

Grimm war der Auslaufer, der Thürsteher, der Büttel dieses geheimen Bundes. Er meldete die Neuangekommenen an, er führte die Neuaufzunehmenden ein, verkündete ihre Ansprüche und schrie ihren Namen in die vier Winde hinaus. Seine literarische Correspondenz hat keine andere Absicht.

Aber als Bedienter, als Pedell der philosophischen Schule war er natürlich ein viel eifrigerer, viel dienstbeflissenerer Anhänger als die Lehrer und Schüler derselben. Das ist nun einmal so in der Natur der Menschen — und noch viel ausgebildeter in der Natur der Deutschen.

Jean Jacques war ebenfalls in diesen Bund aufgenommen worden; und Grimm hatte auch für ihn Pedelldienst gethan, ihn genannt und der Welt angekündigt.

Sehr bald aber stellte sich heraus, daß Rousseau in vieler Beziehung ganz anders dachte, als die Philosophen

der Schule, als die Anhänger und Mitglieder des encyclopädistischen Bundes. Diese waren Gotteslâugner, und Rousseau fühlte und ahnete den Gott in jeder Faser seines Herzens, in jedem Gedanken seines Kopfes. Sie waren Materialisten, und Rousseau erkannte den großen Geist in jedem Blatte mit dem der Wind spielte, in jedem Wurme der im Staubwirbel mit fortgeweht wurde. Sie waren Genußmenschen, und Rousseau dachte überall an die Pflicht. Sie überschätzten ihr Bischen Geist in sich selbst um so mehr als sie den Geist und den Gott außer sich verkannten, und Rousseau fühlte und gestand seine eigene Geistesbeschränktheit um so offenbarer als ihn der Geist Gottes und der Natur mit seinem blendenden Lichte durchdrang. Sie schätzten nur ihr eigenes Denken und Wissen, und Rousseau ließ sich in Demuth von den Gefühlen seines Herzens beherrschen.

Die Gegensätze waren so scharf, so offenbar, daß es fast zu verwundern ist, wie die Schul-Philosophen ihn nach der Veröffentlichung seiner ersten Preisschrift nicht auf der Stelle aus ihrer Gemeinschaft austrieben. Die schlichte Frau Diderots, die ganz auf der Höhe der Therese Rousseaus stand, schien fast tiefer zu sehen, als ihr hellsehender Genosse; denn sie fürchtete, wie wir gesehen haben, daß Rousseau mit der Zeit »zu den Jesuiten übergehen könne.« Der Pedell Grimm kam durch diesen Fingerzeig der Einfalt auf eine bessere Spur, und fing in seinem Diensteifer an zu fürchten, daß »Rousseau dereinst die Philosophen bekämpfen könne.« Wunderbar, er bekämpfte sie in ihren heiligsten Grundsätzen mit jedem Worte das er sprach und veröffentlichte!

Anfangs war dies Gefühl den Schulphilosophen nicht

klar; aber es scheint sie unbewußt dennoch beherrscht zu haben. Und das ist auch die dunkle Triebfeder, die Diderot und Grimm wünschen ließ, Rousseau nicht aus dem Gesichte zu verlieren, die sie mit Unmuth erfüllte, als er sich von Paris zurückzog und in die Einsamkeit, sich ganz selbst überlassen, versenkte. Sie erkannten die hohen Gaben dieses wunderbaren Menschen; sie hätten ihn gar gerne zu ihren Schulzwecken benutzt, und nun entzog er sich ihrem Einflusse immer mehr. Dies unklare Gefühl beherrschte Diderot; und Grimm ließ sich von ihm um so mehr lenken, als er sich in seiner natürlichen Stimmung, in seinem Bedientenstolz und seiner Betteleifersucht überdies auf Schritt und Tritt durch das schlichte und doch so hochstolze Wesen Rousseaus verletzt fühlen mußte.

Das sind die tieferen Ursachen ihres Zwiespaltes.

## 2.

Diese Ursachen aber traten in dieser Zeit noch viel klarer durch ein neues Werk Rousseaus hervor, das sie dann auch zum Bewußtsein der ganzen Schule brachte.

In seinem Briefe an D'Alembert über die Errichtung eines Theaters in Genf sprach Rousseau seine Ansichten über den Einfluß des Theaters auf die Sitten des Volkes aus.

Voltaire, der in der Umgegend von Genf lebte, betrieb dort die Errichtung eines Theaters. D'Alembert, in einem Artikel über Genf in der Encyclopädie, vertheidigte oder besser befürsprach, von Voltaire dazu aufgefordert, diese Neuerung für Genf. Das veranlaßte Jean Jacques sich ebenfalls über diese Staatsangelegenheit auszusprechen, und

zwar vollkommen im entgegengesetzten Sinne, Voltaires Bestrebungen und D'Alemberts Ansichten zugleich bekämpfend.

Seine Gründe waren, daß er fürchte, das Theater werde die Sitten in Genf verderben, den Luxus einführen, und der einfachen und natürlichen Lebensart und Vergnügungsweise seiner Mitbürger ein Ende machen. Er führt hier, wie überall wo er kämpft, ein scharfes Schwert.

»Ein Vater, ein Sohn, ein Gatte, ein Bürger haben so theure Pflichten zu erfüllen, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt sich zu langweilen. — — Die Natur selbst hat jenem Barbar, dem man die Pracht des Circus und der Spiele in Rom prieß, die Antwort eingegeben. Der schlichte Mann fragte: Haben denn die Römer keine Frauen, keine Kinder? Und der Barbar hatte Recht! Man glaubt sich im Schauspielhause zu versammeln, aber man vereinzelt sich; hier vergißt man seine Freunde, seine Nachbarn, seine Verwandten, um für Fabeln Theil zu nehmen, um das Unglück der Todten zu beweinen und auf Kosten der Lebendigen zu lachen.«

Er suchte zu beweisen, daß der allgemeine Erfolg des Theaters darin bestehe, »den natürlichen Charakter des Volkes« zu erstarken, seine natürlichen Neigungen zu vermehren, und allen Leidenschaften eine neue Kraft zu geben.« — — »In London macht ein Drama die Franzosen hassen, in Tunis würde die Hauptleidenschaft der Seeraub sein; zu Messina eine recht herzliche Rache; zu Goa die Ehre, die Juden zu verbrennen. Wenn ein Dichter gegen diesen Grundsatz sündigt, so kann er immerhin ein schönes Stück machen, aber Niemand wird es sehen gehen. Und

dann müßte man diesen Dichter der Unwissenheit anklagen, weil er gegen die erste Regel seiner Kunst gefehlt hat, die allen andern zur Grundlage dient, indem sie den Erfolg sichert. So reinigt das Theater die Leidenschaften, die man nicht hat, und feuert die an, die man hat. Ist das nicht ein gut angebrachtes Mittel!«

— — »Das Theater, sagt man, macht, wenn es eine gute Richtung befolgt, die Tugend lieben und das Laster hassen. — Was? Also bevor es Comödianten gab, liebte man die tugendhaften und haßte man die schlechten Menschen nicht? — — Das Theater macht die Tugend liebenswürdiger. Ein großes Wunder, nachzumachen, was Natur und Vernunft vor ihm thaten! — Man haßt die Schlechten auf den Brettern. — Liebt man sie denn in der Gesellschaft, wenn man sie als solche erkennt? — Ist es sicher, daß dieser Haß eher das Werk des Dichters als der Missethaten, die er sie begehen läßt, ist? Ist es gewiß, daß die einfache Erzählung dieser Missethaten weniger Abscheu in uns erregen würde, als bei allen grellen Farben die man ihnen auflegt? Wenn die ganze Kunst darin besteht, uns die Verbrechen hassenswerth zu machen, so sehe ich nicht, was in dieser Kunst so bewunderswerth ist, und wir erhalten darüber ohnedies Lehren genug. Wage ich einen Verdacht, der in mir aufstößt, hinzuzufügen. Ich zweifle, ob Jemand, dem man vorher die Verbrechen der Phädra und Medea erzählte, sie nicht noch mehr haßte zu Anfang als am Ende des Stücks. Und wenn dieser Zweifel begründet ist, was soll man denn von dem so vielbelobten Erfolge des Theaters denken?«

Jean Jacques glaubt, daß die Theaterthränen eher die Gefühle des täglichen Lebens abstumpfen als stärken. »Indem

wir diese Phantasiebilder beweinen, haben wir allen Rechten der Menschlichkeit genug gethan ohne irgend etwas von dem Unsrigen auszugeben; wogegen persönliches Unglück Pflege, Unterstützung, Trost und thätige Hülfe, die uns ihre Schmerzen theilen machen könnten, die uns wenigstens aus unserer Ruhe hinaustrieben, und deren wir ganz gerne überhoben bleiben mögen, von uns fordert. Man sollte sagen, daß unser Herz sich zusammenzieht, aus Furcht sich auf unsere Kosten zu erweichen. In Wahrheit, wenn Jemand die Großthaten in den Fabeln bewundert und eingebildetes Unglück beweint hat, was kann man denn noch weiter von ihm verlangen? Ist er nicht mit sich selbst zufrieden? Zollt er nicht seiner eignen schönen Seele Beifall? Hat er nicht alles, was er der Tugend schuldet, in den Huldigungen, die er ihr gebracht hat, gezahlt? Was kann man mehr von ihm verlangen? — Daß er selbst tugendhaft sei? er hat keine »Rolle« zu spielen, er ist kein Schauspieler!«

Die Theater aber stellen nicht allein die Tugend dar, sondern auch das Laster. »Laster oder Tugend, einerlei, vorausgesetzt daß man durch einen Schein der Größe Achtung gebietet. So ist denn auch die französische Scene, unstreitig die vollkommenste oder wenigstens die regelmäßigste die es je gegeben hat, nicht weniger der Triumph der größten Verbrecher als der berühmtesten Heroen. Zeuge: Catilina, Mahomet, Atreus und viele Andere.«

Das Laster wird am Ende oft ein Mittel des theatralischen Erfolges. »Wer wird es bestreiten, daß die Stücke Molieres, dessen Talente ich mehr bewundere als irgend Jemand, nicht eine Schule der Laster und der schlechten Sitten sind, gefährlicher als selbst die Bücher,

in denen man sich ein Geschäft daraus macht sie zu lehren? Seine größte Sorge ist, die Herzensgüte und die Einfalt lächerlich zu machen, und List und Trug auf Seite dessen zu stellen, für den man Partei nimmt. Seine ehrlichen Leute sind nur Leute die sprechen, seine Spitzbuben sind Leute die handeln und die gewöhnlich den glänzendsten Erfolg haben. Endlich gehört die Ehre des Beifalls, selten dem Achtenswerthesten sondern beinahe immer dem Feinsten. Untersuchen Sie das Komische dieses Dichters so werden Sie überall finden, daß die Charakterlaster seine Mittel und die natürlichen Fehler sein Gegenstand sind, daß die Verschlagenheit des Einen die Einfalt des Andern bestraft, und daß die Dummen die Opfer der Schlechten werden: was, wenn dies auch noch so wahr in dieser Welt ist, man deswegen nicht gerade aufs Theater mit dem Scheine der Anerkennung zu bringen braucht, als ob man die treulosen Seelen reizen wollte, unter dem Namen der Dummheit die Einfalt der ehrlichen Leute zu bestrafen.

Dat veniam corvis, vexat censura columbas.«

## 3.

Rousseau fürchtete vor Allem, daß die Einführung des Theaters in Genf den guten Sitten schaden, und den Luxus, die Lust an Kleiderschmuck und dergleichen fördern könne. Er hatte von den Sitten der Schauspieler die böseste Meinung, und sah in ihnen lebendige und hochgestellte Vorbilder jeder moralischen Unordnung. Die Gegner seiner Ansichten geben dies zu, und D'Alembert schlug deswegen für die Schauspieler in Genf strenge Sittengesetze und mit-

leiblose Handhabung derselben vor. Rousseau hatte leichtes Spiel die Unzulänglichkeit eines Gesetzes gegen Sittenlosigkeit zu beweisen. Und eben so schlagend denen gegenüber, die die Sittenlosigkeit der Schauspieler zugaben, war endlich seine Schlußansicht in dieser Beziehung. »Was auch da kommen mag, entweder müssen diese Leute ihre Sitten unter uns bessern, — oder sie werden die unsrigen verderben. Wenn diese Welt aufgehört hat uns zu erschrecken, mögen die Schauspieler kommen, sie würden uns nichts Böses mehr bringen können.«

In Genf herrschte noch Familieneinfalt und gesellschaftliche Zucht. Er fürchtete ihren Untergang. Der Kreis der Vergnügungen in Genf war sehr enge gezogen. Die Frauen standen dem Hause vor, und Ausruhen, ein Ausflug in die Umgegend, ein Tanz, ein Lied genügten ihnen um sie glücklich zu machen. Die Männer hatten überdies ihre Kränzchen, Cercles, in denen sie sich Abends zusammenfanden und über die Angelegenheiten der Stadt und der Welt, des Hauses und der Kirche, der Geschäfte und der Literatur sprachen. »In zwei Jahren würde das Alles über den Haufen geworfen sein,« war Jean Jacques Ansicht.

Er rief auch hier, wie überall: Natur und Einfalt! zu Hülfe. Er wollte Feste, aber keine solche, die seiner Ansicht nach zu einem Kitzel der Eitelkeit, des Lasters, der Unnatur, der Ueberklugheit werden müßten.« Mit der Freiheit herrscht überall, wo Fülle herrscht, auch Wohlsein. Pflanzt in Mitten eines Platzes eine Stange mit einem Blumenkranze, versammelt das Volk, und ihr werdet ein Fest haben. Noch besser, gebt die Zuschauer als Schauspiel, macht sie selbst zu Mitspielern, macht, daß

Jeder sich im Andern sehe und liebe, damit Alle desto inniger vereinigt seien. Ich habe nicht nöthig, an die Spiele der Griechen zu erinnern. Es giebt neuere, es bestehen noch heute welche, und ich finde sie insbesondere bei uns. Wir haben alle Jahre unsere Heerschau, unsere Preisvertheilungen, unsere Schützen-, unsere Kanonen- und Schiffahrt-Könige. Man kann so nützliche und so angenehme Einrichtungen nicht genug vermehren, und nicht zu viel — solcher Könige haben.«

Das sind die Schauspiele, die er für Genf aufrecht erhalten wissen will, und wenn er neue zuläßt, so müssen sie, wie diese, in Natur und Einfalt begründet sein. Vor allem will er Volksfeste in diesem Geiste. »Es giebt, sagt er, keine wahre Freude als die öffentliche Freude, und die wahren Gefühle der Natur herrschen nur bei dem Volke. Oh! Würde, Tochter des Stolzes und Mutter der Langweile, nie hatten deine traurigen Sclaven einen ähnlichen Augenblick, als den der einfachen Sang- und Tanzfeste, wie sie auf den Dörfern der Umgegend von Genf in meiner Jugend stattfanden.«

Solche Feste verlangt er für seine Mitbürger und keine Comödiantenspiele.

Rousseau trug in Genf einen vollkommenen Sieg davon. Die Genfer stimmten ihm bei. Er schlug Voltaire, obgleich dieser in Genf lebte, während Rousseau seine Botschaft aus seiner Einsiedelei an seine Landsleute schicken mußte, aus dem Felde. Dieser Sieg ist aber die Ursache, daß der Haß Voltaires gegen Rousseau, — der in dem natürlichen Gegensatze ihrer wechselseitigen Auffassung tief begründet lag, zum Durchbruche kam, und von nun an den armen Jean Jacques nicht mehr einen Augenblick

aus den Augen verlor, und ihn, wohin er ging, auf Schritt und Tritt verfolgte.

Dieser Brief öffnete allen Schulphilosophen die Augen über den Widerspruch, der zwischen ihnen und dem schlichten, einfältigen, gottgläubigen, pflichterfüllten »Citoyen von Genf« stattfand.

## VI.

# Die neue Heloise.

---

### 1.

»Wie ist es möglich, daß ich mit einer Seele, der die Hingebung Natur ist, für die leben lieben heißt, bis dahin keinen Freund der ganz mein ist, keinen wahren Freund gefunden habe, ich der ich mich geschaffen fühle, eines Freundes Freund zu sein? Wie geht es zu, daß mit so entzündbaren Sinnen, mit einem Herzen durchdrungen von Liebe, ich nicht wenigstens einmal in Liebe entbrannt bin für einen bestimmten Gegenstand? Verzehrt von dem Bedürfniß zu lieben, ohne je im Stande gewesen zu sein es recht zu befriedigen, sah ich mich die Thoren des Alterthums erreichen und sterben, ohne gelebt zu haben.«

Dieser trostlose Gedanke empörte Jean Jacques, und die Empörung führte ihn zu seinem Roman der Nouvelle Héloise und zugleich zu den Füßen der Madame d'Houdetot; und zwar durch jenen selbst erst zu dieser, durch das Traumreich seiner Phantasie zur Thatsache einer nicht verstandenen und mißverstandenen Liebe. Das ist sein Weg als Dichter wie als Denker. Durch den Urwald seiner

Einbildung gelangte er in den Kampf gegen den Unsinn seiner Zeit; aus dem Feeenreich seines Herzens fiel er in die Verwickelungen der Unnatur seiner Umgebung.

Das Feeenreich seiner Liebe aber war fast so schön wie der Urwald seines Gleichheitsrausches.

»Die Unmöglichkeit die wirklichen Wesen zu fassen« erzählt er selbst in seinen Confessionen »warf mich in das Reich der Chimären, und nichts Lebendes sehend, das meiner Begeisterung würdig gewesen, nährte ich dieselbe in einer ideellen Welt, die meine schöpferische Einbildung bald mit Wesen nach meinem Herzen bevölkert hatte. Nie kam mir dieses Mittel so gelegen und zeigte sich so ergiebig. In meinen beständigen Extasen berauschte ich mich in Strömen der lieblichsten Gefühle, die je in das Herz eines Menschen eingegangen sind. Ich vergaß die Menschen, und schuf mir eine Gesellschaft vollkommener Wesen, ebenso himmlisch durch ihre Tugend als durch ihre Schönheit, sichere, zarte, treue Freunde, so wie ich nie welche hier auf Erden fand.«

In dieser »Extase« lebte er Stunden, Tage, Monate, bis zuletzt sein Körper unterlag. Die Natur verlangt Natur zur Befriedigung selbst der geistigen Bedürfnisse des Herzens. Und Jean Jacques sündigte, als er sich einen Feeenwald schuf, um in ihm dem Bedürfnisse seines Herzens Genüge zu leisten, gegen seinen ersten und letzten Grundsatz: »Seien wir natürlich und wahr!« Er wurde auch hier sehr hart gestraft, wie denn sein ganzes Leben eine beständige Buße für die Sünden ist, die er gegen seine eigenen Gesetze begeht. Er selbst sagt irgendwo, die Schmerzen sind Warnungen der Natur, daß man auf Irrwegen ist. Er war auf einem solchen,

die Natur warnte ihn durch Schmerzen, aber er gehorchte nicht — denn eine andere Kraft in seinem innern Triebwerk stieß ihn wieder in die verkehrte Bahn hinein und vorwärts.

Kaum war er halbwegs wieder hergestellt, so überließ er sich von neuem dem Spiele seiner Einbildung. Nach und nach nahmen seine Träume festere Formen an. Er schuf sich zwei Freundinnen — doch lassen wir ihn selbst reden. »Ich dachte mir zwei Freundinnen lieber als zwei Freunde, weil dies Beispiel seltener und zugleich liebenswürdiger ist. Ich gab ihnen analoge aber verschiedene Charaktere, zwei Gesichter, nicht vollkommen schön, aber nach meinem Geschmacke, die Wohlwollen und Gefühl beseelte. Ich machte die Eine braun, die Andere blond; die Eine lebendig, die Andere zart; die Eine weise, die Andere schwach, aber von so rührender Schwäche, daß die Tugend dabei zu gewinnen schien. Ich gab der einen von ihnen einen Geliebten, für den die andere eine zarte Freundin und selbst etwas mehr war. Aber ich ließ keinen Wettkampf, keine Zwiste, keine Eifersucht zu, denn es ist mir unangenehm, irgend verletzende Gefühle zu erdenken, und ich wollte dies freudige Bild durch nichts stören was die Natur herabwürdigt. Verliebt in meine zwei reizenden Vorbilder, dachte ich mich, so gut es mir möglich war, als den Geliebten und den Freund Beider; aber ich machte diesen Freund und Geliebten liebenswürdig und jung, und gab ihm überdies die Tugenden und Laster, die ich in mir selbst fühlte.«

## 2.

So waren seine Helden fertig. Nach und nach wurden diese immer thätiger. Anfangs nur zu seiner eigenen Freude ließ er sie sich Briefe schreiben ohne inneren Zusammenhang, ohne Endziel, und ohne alle andere Absicht, als die augenblicklichen Gefühle die ihn beseelten, auszusprechen.

Nach und nach aber wuchs der Stoff unter seiner Hand. Wie er aus seinem Urwalde seinen Bannfluch gegen die politische Organisation seiner Zeit schleuderte; so kam er in seinem Feenreiche unbewußt zu einem ebenso scharfen Bannfluch gegen die Gesellschaft, die ihn umgab und in der er lebte, — die compagnie comme il faut, die sich bei der Mad. d'Epinay versammelte, — und die Schul-Philosophen, die ihn bis jetzt halbwegs zu den Ihrigen gezählt hatten.

Er sah sich in der Gesellschaft nur von Weibern umgeben, die keine Idee und keine Spur mehr von den Pflichten der Frauen und der Mütter hatten. Der Ehebruch war die Regel, und die Kinder die aus diesen Ehen entstanden, hatten weder Väter noch Mütter, denn der Mann und der Geliebte theilten sich in die Gunst der Frau, und die Mutter überließ die Kinder den Nährweibern.

Gegen diese Entartung empörte sich das bessere Gefühl Rousseaus, und wie er den Staatsgesetzgebern zurief: Kehrt zur Natur zurück! so verlangte er von seiner Umgebung, von Mann und Weib, von Vater und Mutter die Rückkehr zur Tugend.

Deswegen schuf er ein Wesen, ein Mädchen das aus Liebe und Schwäche fiel, und das dann durch Pflichterfüllung und Hingebung wieder zur schönsten reinsten Tugend zurückkehrt. Börne hat Recht, er war eben ein Deutscher, unser Jean Jacques! — Der Gang der gewöhnlichen Verhältnisse in Frankreich war und ist oft noch heute vollkommen der entgegengesetzte; das unverheirathete Mädchen wurde und wird meist strenge bewacht; die Gattin, die Mutter aber durften und dürfen vielfach noch heute sich ungestört ihren Launen hingeben, ja damals sogar noch nachdem sie kaum mehr das Feuer der Leidenschaft zu ihrer Entschuldigung anführen konnten.

Rousseau sagt über seine Dichtung: »Ein schwaches Mädchen ist ein Gegenstand des Mitleids, das die Liebe anziehend machen kann, und das meist nicht weniger liebenswürdig ist. Aber wer kann ohne Entrüstung das Schauspiel der Sitten, wie sie Mode sind, ertragen? Und giebt es etwas Empörenderes als den Stolz einer treulosen Gattin, die während sie öffentlich alle ihre *Pflichten* mit Füßen tritt, verlangt, daß ihr Gatte von Erkenntlichkeit durchdrungen sein soll, ob der Gnade, die sie ihm zugesteht, wenn sie sich von ihm nicht auf der That ergreifen läßt? die vollkommenen Wesen sind nicht in der Natur, und ihre Lehren treten uns nicht nahe genug. Aber daß eine junge Person, mit ebenso zartem als ehrbarem Herzen geboren, sich als Mädchen durch die Liebe besiegen lasse, und als Frau Kraft genug wiederfinde, dann ihrerseits zu siegen und wieder tugendhaft zu werden; — wer Euch sage, daß ein solches Bild im Ganzen scandalöse und ohne Nutzen, ist ein Lügner und ein Heuchler, horcht nicht auf ihn.«

## 3.

»Außer diesem Gegenstande der Sitte und der ehelichen Ehrbarkeit, in der alle gesellschaftliche Ordnung wurzelt, steckte ich mir ein zweites Ziel der Eintracht und des öffentlichen Friedens, vielleicht eine größere und bedeutendere Aufgabe an und für sich und wenigstens für die Zeit, in der wir lebten. Der Sturm, den die Encyclopädie hervorgerufen, weit entfernt sich zu besänftigen, war damals in seiner größten Stärke. Die beiden Parteien, eine auf die andere mit der äußersten Wuth losstürzend, glichen eher wüthenden Wölfen, die sich einander zerreißen, als Christen und Philosophen, die sich aufklären, wechselseitig belehren, und sich in die Bahn der Wahrheit zurückführen wollen. Es fehlte vielleicht der Einen und der Andern nur an thätigen und angesehenen Führern, um in Bürgerkrieg auszuarten. Und Gott weiß, was ein Bürger- und Religionskrieg, in dem die grausamste Unduldsamkeit bei beiden dieselbe war, hervorgerufen haben würde! Geborner Feind alles Parteigeistes, hatte ich offen den Einen und den Andern herbe Wahrheiten, die sie nicht beachtet, gesagt. Ich dachte an ein anderes Mittel, das mir in der Einfalt meines Herzens ganz vorzüglich erschien. Ich wollte ihren wechselseitigen Haß mäßigen, indem ich ihre Vorurtheile zerstörte und jeder Partei das Verdienst und die Tugend der andern, würdig der öffentlichen Achtung und der Verehrung der Welt, zeigte. Dieser wenig kluge Plan, der guten Glauben bei den Menschen voraussetzte, hat den Erfolg gehabt, den er haben mußte. Er brachte die Parteien nicht näher, und vereinigte sie nur, um gemeinsam über mich herzufallen. Unterdeß daß mir aber die

Erfahrung meinen Irrthum gezeigt, überließ ich mich demselben mit einem hingebenden Eifer, würdig des Gegenstandes der mich begeisterte. Und so zeichnete ich die beiden Charaktere des Wolmar — (Atheist) — und der Julie — (Christgläubig) — in einer Entzückung, die mich hoffen ließ, daß es mir gelingen werde sie beide liebenswürdig zu machen, und, was mehr ist, den Einen durch die Andere.«

So wurde sein Feeengarten nach und nach zu einer Rüstkammer gegen den Unsinn der Zeit, gegen Laster und Unnatur, gegen Menschenstolz und Schul-Unduldsamkeit. Jean Jacques gehorchte der innern Stimme, die ihn lenkte, fast ohne daß er selbst sah, wie er keinen Schritt ohne sie zu machen im Stande war. Er suchte die tiefsten Wunden seiner Zeit zu heilen. Die Ehe, die Familie waren zerstört, er arbeitete an ihrer Wiederherstellung. Die geistreichsten Leute seiner Zeit wußten die Unnatur ihrer Verhältnisse mit den schönsten Redensarten zu vertheidigen. Aber aus dem Reiche der Einbildung Jean Jacques rief eine edle Stimme den Unglücklichen, die sich selbst um ihr besseres Ich belogen, zu: »Sucht ihr ein handgreifliches Beispiel der Sophismen einer Vernunft, die ihre Grundlage verloren hat? so beurtheilt mit kaltem Blute die Reden eurer *Philosophen*, die *würdigen Lobredner des Verbrechens*, die *nur bereits verdorbene Herzen zu verführen im Stande sind*. Sollte man nicht sagen, daß diese gefährlichen »raisonneurs«, indem sie sich unmittelbar an den heiligsten und feierlichsten Verpflichtungen vergreifen, die Absicht haben, mit einem Schlage die ganze menschliche Gesellschaft, die auf Nichts ruht als auf der Treue der Verpflichtungen, zu zernichten? Sehet,

wie sie einen geheimen Ehebruch vertheidigen. Sie sagen, daß derselbe keine übeln Folgen habe, selbst nicht für den Gatten, der von ihm nichts obweiß. Als ob sie gewiß seien, daß er ihm stets verborgen bleiben werde! als ob es genüge, um Eidbruch und Untreue zu rechtfertigen, daß sie Andern nicht schaden! als ob, um das Verbrechen zu verachten, nicht das Unheil hinreiche, das es denen zufügt, die es begehen! Was? Heißt das nicht, so viel an uns liegt, Treu und Glauben, die Kraft des Eides und der heiligsten Verträge brechen? Ist es nicht vom Bösen, sich selbst zu zwingen Betrüger und Lügner zu werden? Ist es kein Uebel, Banden zu schlingen, die Euch das Unglück und den Tod Anderer wünschen machen müssen, den Tod dessen, den man am meisten lieben soll und mit dem zu leben man geschworen hat? Ist es kein Uebel, ein Zustand, der stets tausend andere Verbrechen zur Folge hat?«

Das riefen die Geliebten seiner Einbildung der Gesellschaft seiner Zeit zu. Sie fühlten natürlich, das heißt: edel, und hatten Abscheu vor dem Laster. »Welche Qual muß es bei einem geliebten Wesen sein, wenn der Mund dich küßt, und das Herz dich zurückstoßen muß!« — — Seine Schöpfungen fühlten, daß »das Grausen des Lasters sich sehr bald auch über die Mitschuldigen erstreckt, und sie sich allgemach hassen müssen, weil sie sich zu sehr geliebt.«

Das ist die eine Stimme, die aus seinem Werke in die Wüste des Gesellschaftslebens seiner Zeit hinein erschallte: Rückkehr zur Tugend und Wiederherstellung von Treu und Glauben zwischen Mann und Weib!

Die andere Stimme rief den Christen und den Philo-

sophen eine Lehre der Duldung zu. Jean Jacques hatte dazu alles Recht, er war Christ und Philosoph zugleich, er glaubte an alles Edle der Christenlehre und glaubte daran in Folge einer philosophischen Ahnung, die ihn erleuchtete. Deswegen gab er seinem Helden Walmar eine gottgläubige Frau, während dieser selbst ein philosophischer Atheist war. Er wollte »die Philosophen belehren, daß man an Gott glauben könne, ohne ein Heuchler, und die Gläubigen, daß man sehr ungläubig sein könne ohne ein »coquin« zu sein. Die religiöse Julie ist eine Lehre für die Philosophen, und der Atheist Walmar eine für die Unduldsamen.« [1])

Duldsamkeit für die Einen und für die Andern, das war »der wahre Zweck seines Buches.« [2]) Aber Rousseau selbst war zu gläubig, um trotz aller Duldung nicht schließlich dem Gottglauben den Sieg zu geben. Walmar bekehrt sich am Ende und wirft seine kalte Philosophie von sich ab, durch die heiße Liebe und den schönen Glauben seines Weibes überwunden. »Wer könnte solchen Engeln widerstehen?«

Rousseau würde sich nicht selbst treu geblieben sein, wenn er diesen Sieg, wie sehr er auch gegen die Regeln der Kunst anstoßen mag, nicht vermittelt hätte. Denn in ihm stand es zu lebendig: »Bete an das ewige Wesen! — Es allein giebt der Gerechtigkeit ein Ziel, der Tugend eine Grundlage, und diesem kurzen Leben, angewendet um ihm zu gefallen, einen Preis! Es ruft ohne Ende dem schuldigen Verbrecher zu, daß seine Thaten gesehen worden,

---

[1]) In einem Briefe an Hrn. Vernes.

[2]) In demselben Briefe, 24 Juni 1761.

und sagt dem Gerechten, der übersehen wird: deine Tugenden haben einen Zeugen!«

## 4.

Das Buch fiel, wie einst Lessings Nathan, zwischen beide Parteien hinein, und beide fühlten sich verletzt; der arme Jean Jacques aber gerieth zwischen Hammer und Ambos, zwischen die Philosophen und die Altgläubigen.

Aber in der Masse wirkten dennoch seine Grundsätze und Ansichten, wenn auch vorerst nur als Aussaat. Er hatte sie in die flammenden Liebesseufzer zweier edeln Wesen eingekleidet. Dieser Stoff sagte natürlich der Menge mehr zu. Die »Gesellschaft« suchte in den Liebenden und ihren Abenteuern bekannte Persönlichkeiten. Die Masse der Leser aber freute sich an dem neuen Stoffe. »Die Buchhändler konnten kaum die Forderungen aller Klassen befriedigen. Man lieh das Buch so viel auf den Tag oder die Stunde. Als es erschien, forderte man 12 Sous für den Band, und gestand nur sechszig Minuten zu, um ihn zu lesen.« [1])

Alle Frauen fühlten sich gehoben in der Julie, und dies Gefühl faßte Wurzel, und wurde nach und nach auch die Veranlassung, daß die Ehe selbst, wenigstens so viel dies bei französischer Auffassung überhaupt möglich ist, wieder als ein viel ehrenwertheres und achtbareres Verhältniß betrachtet wurde. Der Schriftsteller, der von natürlichen Gefühlen innig durchdrungen ist, wird diese Gefühle auch anderswo wieder beleben, wie tief sie auch im Herzen der Massen schlummerten.

---

[1]) Abbé Brizard.

Aber die Philosophen und die Altgläubigen waren gleich empört: jene weil ihr Vertreter zuletzt vollkommen besiegt zum Glauben zurückkehrt, und diese weil diese Rückkehr nicht bis zu dem vergoldeten übertünchten Unglauben, den sie für die Lehre Christi ausgeben, führte. Wie gesagt: Rousseau fiel hier zwischen Hammer und Ambos; — — aber er war von so gutem Stahl, daß weder die Einen noch die Andern den inneren Kern zu brechen vermochten.

---

# VII.

## Rousseau bei dem Herzog von Luxembourg.

### 1.

Rousseaus ganzes Wesen war erst in der Krisis, die er in der Eremitage überstanden hatte, zur vollkommenen Reife gelangt. Er weiß von nun an was er will, und bleibt sich selbst stets treu, treu bis zu den letzten Grenzen der natürlichen Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens. Er wollte wahr sein, und war es von nun an auf Kosten seiner selbst und seiner Verhältnisse; er wollte tugendhaft sein, und zertrat sein eigenes Herz, so oft es sich gegen sein Gewissen zu empören suchte.

Wahrheit, Tugend — sind nur in Gott vollkommen. Wir armen Menschen sind schwache Wesen, und ein hoher Richter, der in uns selbst zu Gerichte sitzt, ist uns gnädig, wenn wir in Demuth dem Ziele zustreben. Nur wer ihm bewußt den Rücken kehrt, ist verurtheilt.

Rousseau wollte über der Menschenschwäche in Tugend und Wahrheit erhaben stehen, und ahnete nicht, wie er durch diese stolze Stärke oft andere Menschentugenden verletzte, oft nach andern Richtungen hin den Gott, dem er

in seinem Herzen einen Prunkaltar gebaut hatte, in sich selbst verleugnete.

In diesem Widerspruche liegt ein neuer Keim seines Unglückes.

Als Rousseau die Eremitage verließ, bezog er eine Wohnung in Montmorency. Hier lebte er Jahr und Tag ungestört durch äußere Einflüsse. Montmorency gehörte damals einem Prinzen königlichen Blutes, dem Marechal Herzog de Luxembourg. Die Neugierde trieb diesen und die Herzogin, sich den Einsiedler, der sich im Schatten ihres Schlosses niedergelassen hatte, näher anzusehen. Sie schickten zu Rousseau um ihn zu sich einzuladen. Jean Jacques aber ließ mehrere dieser Einladungen unberücksichtigt. Er hatte seine guten Gründe dazu. Seine plebejische Natur warnte ihn vor Verbindungen mit den Großen; seine frühern Erfahrungen bestätigten diese innere Stimme. »Ich fühlte, mehr als je, und durch eine beständige Erfahrung, daß jede ungleiche Gesellschaft stets dem Schwächern schädlich ist.« Das Leben des armen Schriftstellers in Gesellschaft der reichen Leute einer höhern Welt ist Ursache von hundert kleinen Ausgaben, denen hundert Entbehrungen jede Stunde entsprechen. Doch war das nicht einmal die Hauptsache: »Sich ruiniren um sich zu langweilen, ist nicht zum Aushalten.« Deswegen war er entschlossen, die Gesellschaft der Reichen und Mächtigen für immer zu meiden.

Der Marechal und die Frau Marechalin aber dachten anders. Die vergeblichen Versuche, den berühmten Einsiedler in ihren Kreis hineinzuziehen, reizten die hohen Herrschaften so, daß zuletzt der Marechal de Luxembourg sich dazu herabließ, seinem Nachbarn Jean Jacques den

ersten Besuch zu machen. »Pour lors il n'y eut plus moyen de m'en dédire« ohne gar zu grob zu erscheinen. Jean Jacques sagt nicht, daß seine Eitelkeit dennoch auch ein wenig mit im Spiele gewesen, und daß der hohe Prinz den armen citoyen im ersten Sturme vollkommen erobert hatte. — Man mag darüber lächeln. Aber es wäre eine Lüge gegen sein inneres Gefühl gewesen, wenn Rousseau länger widerstanden hätte, und es mag wenig Menschen geben, die trotz der strengsten Grundsätze und Vorbehalte in seinem Falle nicht ganz wie er gefühlt haben würden.

Sein Wesen mußte natürlich den Prinzen »pikant« genug erscheinen, um seine Gesellschaft eine zeitlang höchst »unterhaltend« finden zu lassen. Ueberdies war der Marechal wirklich ein edler Mensch, und die Frau Marechalin eine geistreiche, ihre Tochter zugleich eine schöne Frau; viel zu viel um Jean Jacques nicht bald vollkommen zu besiegen. Die Art der Großen stand dem armen Jean Jacques besser an als die des höheren Mittelstandes, dem er mit der Eremitage entsagt hatte. Die Prinzen, daran gewöhnt, daß wer von ihnen etwas wünsche, sie darum angehe, sie mit seinen Bitten bestürme, denken selten daran, ungebeten Dienste zu leisten.

Rousseau verlangte keine, und war froh, daß man ihm keine anbot und aufdrängte. Nur zufällig sagte ihm der Marechal einmal, daß der Minister Choiseul, als er gehört, wie Jean Jacques vor Zeiten im diplomatischen Fache thätig gewesen, sich bereit erklärt habe, ihn wieder in demselben anzustellen.

Jean Jacques fühlte sich geschmeichelt, aber er lehnte den Antrag ab. Er sagt später, daß er nicht sicher sei,

ob er, wenn er nicht krank gewesen, der Versuchung widerstanden haben würde, sich zu einer neuen Unklugheit (folie) verleiten zu lassen. Er verläumdet sich hier selbst ein wenig, denn wäre er nicht krank gewesen, so würde ihn ein anderer äußerer Grund bestimmt haben, seinem innern Gefühle zu folgen; und hätte er den Stoff zu einem Diplomaten in sich gehabt, — so wäre er nicht krank gewesen, auf der Stelle geheilt, von den Halbtodten auferweckt worden, als man ihm einen Gesandtschaftsposten anbot.

Ein andermal trug ihm die Marechalin ihren Einfluß an, um ihn zum Mitglied der Akademie ernennen zu lassen, was aber unserm Jean Jacques ebenfalls aus allerlei äußeren Gründen und innerem Widerstreben nicht zusagte. Das waren die beiden einzigen Fälle in denen die Prinzen ihm ihre Dienste anboten; sonst ließen ihn die hohen Herrschaften in Ruhe, und dachten wahrscheinlich nur selten an ihn, wenn er gegenwärtig oder abwesend ihnen nicht half, die langen Stunden ihres Standes zu kürzen.

Rousseau gefiel sich in ihrer Gesellschaft. »Die Einfachheit des Umganges mit so hohen Herrschaften stand in einem sonderbaren Widerspruche mit den beständigen Fürsorgen, nicht weniger lästig als überflüssig, meiner Freunde und Protectoren, die ich verlassen hatte, und die weniger suchten mir zu dienen als mich herabzuwürdigen.«

Er wurde bald fester in diesen Kreis hineingezogen, als ihm der Prinz eine Wohnung in einem Gartenhause seines Schlosses anbot. Abermals erwachte das plebejische Gewissen, das sich in einem dunkeln Vorgefühle gegen diese Verbindung sträubte. Wir sahen ihn seine Bedingungen machen, ehe er in die Eremitage einzog. Als ihm

der Herzog eine Wohnung in seinem Gartenhause angeboten hatte, schrieb er diesem: »Mein Herr, ich habe weder die Gnade, mit der Sie mich überschüttet haben, noch die Verpflichtung (engagement), die die Erkenntlichkeit mir zu verweigern nicht erlaubte, vergessen. Ich habe weder den Willen verloren, mein Wort zu halten, noch das Gefühl, mit dem es mir zukommt die Ehre, die Sie mir angethan haben, anzunehmen. Aber, Herr Marechal, diese Verpflichtung kann nur eine bedingungsweise sein; und bei dem außerordentlichen Abstande, der zwischen Ihnen und mir besteht, würde es von mir eine unverzeihliche Keckheit sein, wenn ich wagte Ihr Haus zu bewohnen, ohne zu wissen, ob ich in demselben von Ihnen und der Frau Marechalin mit demselben Wohlwollen angesehen würde, das Sie veranlaßte mir es anzubieten.«

Dann sagt Jean Jacques dem hohen Herrn weiter: daß er »nur Eine Sprache habe, die der Freundschaft, die der Vertraulichkeit. — — Ich weiß, daß meine Achtung für Ihre Person mich nicht frei sagt von der Achtung für Ihren Rang; aber ich weiß noch besser, daß die Armuth, die sich herabwürdigt, sehr bald verächtlich erscheint; ich weiß, daß sie ebenfalls ihre Würde hat, die die Liebe zur Tugend selbst sie zwingt aufrecht zu erhalten.« — — — Er erklärt hierauf mit fast ängstlicher Bescheidenheit, daß er einem erneuerten Antrage des Prinzen entgensehe: »Ich, meinerseits, habe nicht meine Ansicht geändert; aber ich fürchte Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, Ihre Gefühle in Bezug auf mich zu ändern.« — — und so bittet er um ein Wort durch einen der Kämmerer des Prinzen, das ihm sage, ob er immer noch willkommen sei. — Am Schlusse aber tritt er dann wieder in seinem edeln und

doch bescheidenen Plebejerstolze dem hohen Herrn gegenüber. Er sagt ihm, daß wenn er auch nicht in seinem Hause wohne, er stets derselbe gegen ihn sein werde.« Die wechselseitige Achtung bringt alle Stände sich näher; wie hoch Sie auch stehen, wie unbedeutend ich auch sein mag; der Ruhm des Einen von uns darf dem Andern nicht mehr gleichgültig sein. Ich werde mir alle Tage sagen: Erinnere dich, daß wenn der Marechal Herzog von Luxembourg dich mit seinem Besuch beehrte, zu dir kam, sich zwischen deinen zerschlagenen Töpfen auf deinen Strohstuhl zu setzen, dies nicht geschah um deines Namens oder deines Reichthums willen, sondern um des Rufes der Ehrlichkeit willen, den du dir in etwas erworben hattest, — mache daß er nie zu erröthen braucht ob der Ehre, die er dir angethan. Würdigen Sie, Herr Marechal, sich mitunter zu sagen: es lebt auf dem Erbe meiner Väter ein Einsiedler, der sich um mich interessirt,[1]) der sich gerührt fühlt durch das Geräusch meiner Wohlthätigkeit, der die Segenswünsche seines Herzens mit denen der Unglücklichen, die ich tröste, vereinigt, und der mich achtet, nicht weil ich groß, sondern weil ich gut bin.«

An den Kanzler des Herzogs, von Lorenzi, schrieb er klarer: »Ich sehe, daß sie (der Marechal und seine Frau) sich Mühe geben, mich ihren Rang vergessen zu machen; wenn sie dies erreichen, so bürge ich ihnen, daß sie mit mir zufrieden sein sollen.« Dem Herzoge selbst aber schrieb er ein paar Tage später: »Suchen Sie nicht, mein »Patron« zu sein; ich verspreche ihnen, meinerseits, nicht Ihr Lobredner zu werden. Ich verspreche Ihnen weiter,

---

[1]) Qui s'intéresse à moi.

daß wir alle beide etwas Schönes gethan haben werden, und daß unsere Gesellschaft, wenn ichs wage dies Wort zu gebrauchen, für den einen wie für den andern ein Gegenstand des Lobes sein wird, der allen vorzuziehen, die die Lobhudelei verschwendet. Im Gegentheile, wenn Sie mich protegiren, mir Geschenke machen, Gnadenbezeugungen für mich erwirken, mich aus meinem Stande herausziehen wollen, und ich Ihre Wohlthaten annähme, würden Sie nur einen Phrasenmacher gesucht haben, und Sie in meinen Augen nichts mehr als ein Großer sein.« — — Die Höflinge störten ihn, und deswegen schrieb er weiter: — »Herr Marechal, ich wünsche Sie zu sehen, Ihre Achtung zu hegen, und von Ihnen zu lernen sie zu verdienen; aber ich kann Ihnen meine Einsamkeit nicht opfern. Machen Sie, daß ich Sie allein sehen kann, und lassen Sie sichs gefallen, daß ich Sie nur auf diese Weise sehe.«

Er kämpft hier stets gegen sich selbst. Er ahnet, daß er in die Nähe einer Anziehungskraft gekommen ist, der er nicht zu widerstehen vermag; aber er sucht die Würde seiner Armuth, die Selbständigkeit seines Urtheils, die Unabhängigkeit seiner Anschauungsweise — den Mann dem Manne, den Menschen dem Menschen gegenüber — zu retten. Und rettet sie, weil er sie retten will. Aber in seinen Verhältnissen wurde er vollkommen besiegt, vollkommen in den Wirbelkreis des glänzenden und mächtigen Gestirns, in dessen Nähe er gekommen war, hineingezogen.

## 2.

Jean Jacques fühlte sich so wohl in seiner neuen Wohnung, auf seinen »blau und weißen Polsterstühlen!« — Das Haus, der Garten, der Orangenduft, der Vogelsang, alles war schöner hier: »Mit welchem Eifer lief ich alle Morgen beim Aufgang der Sonne die Balsamluft unter dem Säulengange des Thores einathmen! Welchen guten Kaffee trank ich da, allein mit meiner Therese! Meine Katze und mein Hund leisteten uns Gesellschaft. Diese einzige Umgebung würde mir für mein ganzes Leben genügt haben ohne je Langeweile zu verspüren. Ich war dort in dem irdischen Paradiese, ich lebte in ihm mit derselben Unschuld und genoß dort dasselbe Glück.«

Aber auch in diesem Paradiese lebte die Schlange. Sie ist eben in jedes Menschen Herz zu Hause. Sie erwachte in Rousseau und log ihm vor, daß die Großen ihn liebten. »Als ich mich gefeiert, verwöhnt sah von Leuten dieser hohen Stellung, überschritt ich die Gränzen und gab mich einer Freundschaft für sie hin, die nur für seines Gleichen zu haben erlaubt ist.«

Er hatte sich von dem Marechal ausbedungen, daß er ihn ohne Umstände behandeln werde, und in seiner Einfalt dachte er, daß die Frau Marechalin natürlich in dem Bündnisse mit einbegriffen sei. Er schrieb Noten für sie ab, die sie zahlte. Eines Tages schickte er ihr ein Packet mit einem Briefchen, in dem er ihr sagte: »Obgleich Sie sicher eine sehr gute Kundschaft sind, so habe ich doch einigen Zweifel, Geld von Ihnen zu nehmen. Es wäre eigentlich an mir, Ihnen das Vergnügen zu zahlen, das ich habe, für Sie zu arbeiten.« Die Frau Marechalin

und Herzogin ließ ihn in einem spitzigen Briefchen, in dem sie die obige Phrase abschrieb, merken, daß ihr diese Art nicht behage. Noch zehn Jahre später konnte sich Rousseau nicht erklären, was er verbrochen habe; und — wahrhaftig, es ist nicht leicht das Verbrechen zum Thatbestand zu bringen. Aber Rousseau merkte aus der Antwort der Herzogin, daß er sich geirrt, wenn er in diesen eishohen Regionen auf Freundschaft gerechnet hatte. Und von da an fühlte er sich unheimlich und unbehaglich. Die Herzogin blieb dieselbe gegen ihn, er merkte »weder ein Abnehmen ihrer Zuvorkommenheit noch eine Aenderung in ihrem Benehmen.« Aber »diese Fortsetzung, diese Vermehrung ihrer Zuvorkommenheit« selbst machte ihn ohne Unterlaß fürchten, daß »der Ueberdruß sehr bald diesem »engouement« folgen werde.« Deswegen schrieb er ihr denn eines Tages: »O, wie grausam ist Ihre Güte! Weswegen haben Sie den Frieden eines Einsiedlers gestört, der den Freuden des Lebens entsagte, um der Langweile desselben überhoben zu sein. Ich habe mein Leben lang vergebens eine dauernde Verbindung gesucht. Ich habe keine gefunden in den Verhältnissen und Lebensbedingungen, die mir zugänglich waren. Kann ich in den Ihrigen eine solche suchen? Weder der Ehrgeiz noch das Interesse reizen mich; ich bin wenig eitel, wenig furchtsam; ich kann allem widerstehen, nur Liebesbezeugungen nicht. Weswegen greifen Sie mich an meiner Schwäche an, da bei dem Abstand, der zwischen uns liegt, das Ueberfließen fühlender Herzen das meinige dem Ihrigen nicht nähern darf? Wird die Erkenntlichkeit einem Herzen genügen, das keine zwei Arten sich zu geben kennt und sich der Freundschaft fähig fühlt? Freundschaft, Frau Marechalin! —

o! das ist mein Unglück. Es ist schön von Ihnen, diesen Ausdruck zu gebrauchen, aber ich bin unsinnig, Sie beim Worte nehmen zu wollen. Sie spielen, ich schließe mich an; und das Ende des Spiels bereitet mir neuen Kummer. Wie hasse ich Ihre Titel, wie beklage ich Sie, daß Sie sie tragen. Sie scheinen mir würdig, den Reiz des schlichten Privatlebens zu genießen. Warum wohnen Sie nicht in Clarens! ich würde hingehen, das Glück meines Lebens zu suchen. Aber das Schloß von Montmorency! Aber das Hotel von Luxembourg! Soll man dort Jean Jacques sehen? Darf dorthin ein Freund der Gleichheit die Anhänglichkeit eines fühlenden Herzens, das so die Achtung, die man ihm erzeigt, vollkommen, was es erhält, zu zahlen glaubt, hintragen? Sie sind gut und auch gefühlvoll, ich weiß es, ich habe es gesehen. Ich bedaure, es nicht früher geglaubt zu haben. Aber in dem Range, in dem Sie sind, bei Ihrer Art zu leben, kann Nichts einen bleibenden Eindruck machen; und so viele neue Gegenstände verwischen sich wechselseitig, daß Nichts übrig bleibt. Sie werden mich vergessen, Madame, nachdem Sie mich außer Stand gesetzt haben, Ihrem Beispiele zu folgen. Sie werden viel gethan haben, mich unglücklich zu machen und mir zugleich das Recht zu rauben, mich über mein Unglück zu beklagen.«

## 3.

Dieser Brief bekundet die Stimmung seines Herzens. Er dachte auch von nun an oft an die Flucht aus diesem unheilvollen Zaubergarten. Aber er konnte und mochte nicht gleich abbrechen und sich zurückziehen. Er suchte sich

zu schicken; aber der arme Jean Jacques, der »nur in seinem Herzen Geist« hatte [1]), war dumm, so oft das Feuer der Liebe in diesem Herzen erkaltete. Er beging von da an gegen die Herzogin gräßlich einfältige Tölpeleien. Und nur, weil er herzensdumm gegen sie geworden war. Eines Tages machte ihr Neffe ihr Portrait. Der Maler war eben der Neffe der Herzogin, und Rousseau, der schwach genug war ihr schmeicheln zu wollen, lobte die schlechte Arbeit um der Tante willen. Aber die Tante fand, daß sie im Portrait häßlicher als im Spiegel sei, und der Neffe machte sich lustig über den unglücklichen Höfling. »Ich lernte durch diesen Erfolg meines ersten Versuches,« sagt Rousseau, »mich nicht mehr damit abzugeben, zu schwänzeln und zu schmeicheln trotz Minerva.«

Er war zum Hofmann verdorben. »Mein Talent«, sagt er weiter bei dieser Gelegenheit, »war, den Menschen nützliche aber herbe Wahrheiten mit Ernst und Muth zu sagen. Ich hätte es dabei bewenden lassen sollen.« — Dies innere Wesen schützte ihn, aber er schwebte in einer Gefahr in der sonst ganz tüchtige Naturen untergingen und untergehen mußten. Und diese Gefahr, die hier selbst dem schlichten Jean Jacques drohte, vermehrt unser Mitleiden mit denen, die in ihr untergingen, wenn sie unklug genug waren, sich in sie zu begeben und zu hoffen, den edleren Menschen in ihr aufrecht zu erhalten.

Er war ein »Hofrath« sonderbarer Art. In seiner Nouvelle Héloise, an die er damals die letzte Hand legte, sollten die Abenteuer eines Mylords Edouard eine Stelle

---

[1]) Die Phrase ist ihm abgeliehen, er wendet sie einst auf ein Mädchen an.

als Episode finden. In dieser Geschichte aber spielte eine römische Marquise eine nichts weniger als schöne und ehrenhafte Rolle. Einzelne Züge dieses Charakters hätten auf die Herzogin gedeutet werden können, und so beschloß Rousseau die ganze Geschichte zu unterdrücken. Er schrieb aber damals ein Manuscript der Heloise für die Herzogin ab, und um diesem Manuscripte einen größern Werth zu geben, und auch der Herzogin zu zeigen, welches Opfer er ihr bringe, schrieb der feine Höfling Jean Jacques in seiner Unschuld, als ächter tölpelhafter Bär, ihr und für sie allein zugleich die ganze Geschichte mit ab. — Er merkte erst halbwegs, wie klug er gewesen war, als die Marechalin ihm nie von seinem schönen Geschenke sprach. — Und dann klagt er nicht sich, sondern sein böses Geschick an:

»Quos vult perdere Jupiter dementat.«

»Alles vereinigt sich zum Werke des Geschicks, wenn ein Mensch zum Unglück berufen ist.«

Wir haben gesehen, wie der Minister Choiseul Jean Jacques einen diplomatischen Posten übertragen wollte. »Diese gute Absicht des Herrn von Choiseul, die mich ihm gewogen machte, vermehrte die Achtung, die ich, in Folge einzelner Maßregeln seines Ministeriums, für ihn hegte.« So geht es, wenn man am Hofe lebt, die guten Absichten der Herren Minister gegen euch vermehren eure Achtung für sie. Das ist so natürlich als etwas. Die nächste Folge ist dann, daß der Schriftsteller den Minister etwas mehr lobt, als er sonst gethan haben würde, wenn er nichts als die thatsächlichen Maßregeln seines Ministeriums gekannt hätte. Jean Jacques selbst fiel in diese natürliche Schlinge. In seinem Contrat social fand er Gelegenheit,

dem Herrn Minister ein »Compliment« zu machen. »Ich fehlte hierin gegen meinen unabänderlichsten Grundsatz,« sagt er in seiner Generalbeichte, »überdies hatte ich nicht bedacht, daß wenn man stark loben und tadeln will in derselben Arbeit, ohne die Leute zu nennen, man dieselben so genau bezeichnen muß, daß kein qui pro quo möglich ist.« Er hatte, als er gegen seine Grundsätze handelte, als er den Gott in ihnen halbwegs verleugnete, die Sache so fein eingerichtet, daß der gelobte Minister von da an Rousseaus bitterer Feind wurde. Er selbst lebte in der höchsten Sicherheit von dieser Seite, als ihn der Marechal eines Tages fand: »Haben Sie Böses von dem Herrn v. Choiseul in Ihrem Contrat social gesagt?« — »Ich?« — antwortete ich, indem ich erstaunt zurückwich — »Nein, ich beschwöre Sie; aber ich habe im Gegentheil und mit einer Feder, die nicht leicht lobredet, ihm die schönste »Eloge«, die vielleicht je ein Minister erhalten hat, gemacht.« — »Und im Emil?« fuhr der Marechal fort. »Nicht ein Wort,« antwortete ich, »es ist nicht ein einziges Wort darin, das auf ihn Bezug hat.« — »Ach,« sagte der Marechal mit mehr Heftigkeit, als er gewöhnlich zeigte, »Sie hätten ebenso in dem anderen Buch verfahren oder klarer sein sollen!«

Rousseau glaubt von da an auch die Hand des Ministers Choiseul in seinem Mißgeschicke zu erkennen. Jedenfalls ist Jean Jacques ein Hofmann, wie es wenige giebt und wenige gegeben hat. Er merkte dies selbst alle Tage mehr. Der gute »Bär« hatte ein Gefühl, als ob er den Eiertanz auf die Gefahr hin, mit jedem Sprunge ein Unheil anzurichten, aufführe. Er ließ sich nicht stören seinen Grundsätzen gemäß zu schreiben, das Unrecht anzugreifen wo er es fand; aber er scheuchte zusammen, so oft er sich

selbst verdächtigte, einen seiner befreundeten Prinzen getroffen zu haben. In seinem Emil kommt eine Scene fürstlichen Jagdrechts vor, in der er mit den blutigsten Farben die Herzlosigkeit der hohen Jäger schildert. Als sein Werk veröffentlicht war, hörte er, daß die Jäger des Prinzen von Conti dessen Bauern nicht besser behandelten. »Ich zitterte,« sagt Jean Jacques, »daß dieser Prinz, für den ich von Achtung und Erkenntlichkeit durchdrungen war, Alles, was die empörte Menschlichkeit mich zu sagen zwang, auf sich selbst (anstatt auf seinen Onkel, den Grafen von Charolois, auf den Rousseau, trotz der Verwandtschaft ruhig hinzielte und loshaute) beziehen und sich dadurch verletzt fühlen könnte.« —

Der Gegensatz zwischen dem Citoyen Jean Jacques und der Hofmannrolle, zu der seine Stellung ihn zwang, trübte den Geist und das Gemüth Rousseaus immer mehr. Der schwarze Schatten, der auf seiner Seele lag, und den er seit der Eremitage mit sich herum führte, wuchs unbeachtet selbst in dem Paradiese, das der Herzog von Luxembourg um ihn geschaffen hatte. Als Rousseau endlich gezwungen wurde dies Paradies zu verlassen, hatte dies Gespenst des Zweifels durch den inneren Widerspruch, in dem er sich all den Großen gegenüber, mit denen er hier zusammenkam, und die er nicht wie den Herzog liebte und lieben konnte, befand, neue Kraft erlangt. Doch ehe wir seinen Auszug aus diesem Kreise beschreiben, noch ein paar Worte über die Gefühle, die ihn in demselben beherrschten.

Kurze Zeit nachdem er Montmorency verlassen, schrieb er an den Minister Malherbes: »Ich hasse die Großen, ich hasse ihren Stand, ihre Härte, ihre Vorurtheile, ihre Kleinlichkeit und alle ihre Laster, und ich würde

sie noch ganz anders hassen, wenn ich sie weniger verachtete. Mit diesen Gefühlen wurde ich gewissermaßen in das Schloß Montmorency hineingezogen. Ich habe seine Meister gesehen, sie haben mich geliebt, ich habe sie geliebt und werde sie lieben, so lange ich lebe mit aller Kraft meiner Seele. Ich würde für sie, ich will nicht sagen mein Leben, — die Gabe würde in dem Zustande, in dem ich bin, wenig werth sein, — ich sage nicht meinen Ruf, unter meinen Gleichzeitlern, — der mir wenig Kummer macht, — aber den einzigen Ruhm opfern, der je mein Herz berührt hat, den ich von der Nachwelt erwarte, und den sie mir gewähren wird, weil er mir gebührt und weil die Nachwelt stets gerecht ist.«

Mit diesem Gefühle schied er aus dem Kreise der Großen, in den diese selbst ihn hineingezogen hatten. Er dachte über sie nach wie vor, in derselben Art, und wenn er Einzelnen ihre Größe samt ihren Folgen »verzieh«, so geschah dies nur, weil er gefunden hatte, daß sie liebenswerth waren und lieben konnten. Und zum Lohne dafür war er bereit seine Gegenwart und seine Zukunft, seinen Nachruhm, von dem er allein Ersatz für sein unglückliches Leben hoffte, zum Opfer zu bringen.

## 4.

Rousseau schrieb während seines Aufenthaltes im Schlosse zu Montmorency seinen Emil und seinen Contrat social. Das erstere Werk griff eine Menge Vorurtheile der Zeit an, indem es die Erziehung der Natur wieder näher zu bringen suchte. Zugleich sprach Rousseau in dem Glaubensbekenntnisse eines savoyardischen Vicars

das er in dem Emil einflocht, seine religiösen Ansichten sehr klar aus, die dem herrschenden Glauben und Unglauben der Zeit gleich feindlich erscheinen mußten. Die Katholiken und die Atheisten, die Jesuiten und die Philosophen sahen in ihm ihren gefährlichsten Gegner von Neuem mit dem Glanze des schönsten Talentes auftreten. Daß ein solches Werk nicht unangefochten bleiben konnte, daß die Angriffe gegen das Werk auch den Verfasser treffen mußten, versteht sich von selbst.

»Die Gott zernichten will, schlägt er mit Blindheit.« Die Herzogin von Luxembourg hatte das neue Werk unter ihre besondere Protection genommen, und ein Minister des Absolutismus, der edle Malherbes, legte selbst Hand an, um das gefährliche Buch durch eine mildernde Censur gefahrlos zu machen. Der Unsinn der Censur ist wohl selten klarer geworden als hier. Als ob nicht jede Zeile in Rousseau so gefährlich als die andere, als ob man den Adler zum Raben machen könne, indem man ihm ein paar Federn aus dem Schwanze ausreißt. O, ihr Blinden, censurirt, rupft den stolzen Vogel Jupiters, so gut ihr könnt; seine Klauen, seine Flügel — laßt ihr ihm doch, und auch sein Streben der Sonne zuzufliegen, um bei ihr die Blitze der Götterflamme zu leihen. —

Rousseau, »überzeugt, daß er nicht nur die Zustimmung und den Schutz des Ministers habe, sondern daß er sogar diese Geneigtheit vollkommen verdiene,« glaubte sich und sein Werk außer aller Gefahr. Deswegen sah er ruhig den da kommenden Dingen entgegen, und war sogar verwundert, daß nicht alle seine Freunde ebenso ruhig um seinetwillen waren. Aber wenn die hohen Blinden nicht wußten was sie thaten, so sahen die Leute der tiefern

Regionen schon klarer. Rousseau las Duclos sein Glaubensbekenntniß vor. Dieser hörte ruhig zu, und wie's schien, mit vielem Vergnügen. Am Ende aber sagte er: »Was, citoyen, das gehört zu einem Buche, das in Paris veröffentlicht wird?« Rousseau antwortete: »Ja, und das man im Louvre par ordre du Roi veröffentlichen sollte.« — »Ich gestehe das gerne zu,« versetzte Duclos, »aber thun Sie mir den Gefallen, und sagen Sie Niemanden, daß Sie mir diesen Theil vorgelesen haben.«

Rousseau sagt irgend von sich selbst: »Der Anblick eines Ungeheuers der gräßlichsten Art würde mich wenig schrecken; aber wenn ich Nachts eine Figur unter einem weißen Tuche sähe, würde ich Furcht haben.« Er war ein furchtsamer Mensch —, der den Muth der Helden besaß, wo es sich um ein Höheres als um sein bischen Ich, Leben und Haben für ihn selbst, handelte. Er hatte schwache Nerven und zitterte vor jeder Gefahr, wirklichen oder eingebildeten; aber er hatte eine pflichtergebene, aufopferungsfähige Seele, und schritt bebenden Leibes dem Kampfe auf Leben und Tod, Sein oder Nicht-Sein entgegen. Es giebt zweierlei Art des Muthes: der des Menschen und der des Thieres. Der denkende Mensch kennt die Gefahr, ihre ganze Größe, schaudert vor ihr, fühlt sein Haar sich sträuben — aber geht entschlossen auf sie zu, besiegt sie mit den Kräften seiner Seele und besiegt sie doppelt, wenn die Schwäche seines Leibes im Bunde mit der Gefahr steht. — Das tapfere Thier, der Bulldogg fühlt seine Muskeln und Nerven sich zusammenziehen, wie Stahlfedern ihn fortschleudern, angreifen, sich festbeißen, und nicht wieder ablassen, bis die empörten Muskeln und Nerven wieder zur Ruhe gekommen.

Der schwache Jean Jacques war einer der tapfersten

»Poltrons«, die es je gegeben hat. Er war so schwach, so furchtsam, so weichen, zarten, feinfühlenden Herzens, — und beschämt in seiner Schwäche alle Starken, die neben ihm standen, und wird, so lange sein Andenken währt, — und es wird Palläste und Kirchen überleben — für alle Schwachen, die die höhere Stimme Gottes zum Handeln treibt, ein Trost und eine Aufmunterung sein.

Die Protectoren Rousseaus wünschten seinen Emil in Paris gedruckt zu sehen. Sie hofften sein Werk durch Censur unschädlich zu machen. Aber der schwache ängstliche Jean Jacques schreibt in dieser Beziehung an einen Vermittler zwischen ihm und seinem Censor. Er sagt: »Hr. v. Malherbes hat eine Antwort auf seine Bemerkungen verlangt; man muß mir Zeit lassen, sie zu machen und zu schicken, — Zeit, zu sehen, warum ich mein Buch beschneiden soll um einer Ausgabe willen, für die ich gar keine Lust habe, dereinst der französischen Regierung gegenüber für das, was einem Minister in übler Laune mißfallen könnte, verantwortlich zu werden. Da die Erlaubniß des Magistrats mich auf keine Weise sicher stellt, was könnte ich da denen antworten, die mir sagten: »Weswegen lassen Sie bei uns ketzerische und republikanische Grundsätze drucken?« Ich würde sagen, daß es die meinigen und die meines Landes sind. — »Wohlan,« wird man mir antworten, »warum lassen Sie sie nicht in Ihrem Lande drucken?« Was könnte ich darauf erwiedern? Sie werden mir sagen, daß ich sie nur auszustreichen brauche! Ebenso gut könnten sie sagen, daß ich nicht mehr Ich sein soll. Ich kann und will sie nicht weglassen, ohne das ganze Buch zurückzunehmen. Ich möchte wissen, was man darauf

antworten wird. Wenn ich mich selbst in Gefahr begeben soll, so will ich dies mit meiner ganzen ursprünglichen Kraft, und nicht schon halb castrirt, zitternd und wie ein Mensch der Furcht hat. Adieu mein theurer Coindet, ich umarme Sie.«

So war er; er hatte Angst, sich zu compromittiren, Angst der Regierung zu mißfallen, Angst vor der Laune eines Ministers — aber zugleich den Muth, sein Werk bis auf die letzte Zeile zu vertheidigen, sein Ich zu retten — und zwar auf die Gefahr hin, daß er verfolgt werde von Regierungen und Ministern. Je größer seine Angst vor dem »Gespenst« war, desto höher steht sein Muth dem »lebendigen Ungeheuer« gegenüber.

So ging man ans Werk. Das Buch wurde in Paris gedruckt, und die Censoren thaten ihr Uebriges. Die hohen Freunde Rousseaus erlangten auch wirklich von ihm ein paar Stellen, die er ihnen Preis gab. Einer dieser Striche sollte ihn vor dem Zorne der Pompadour retten. Er hatte gesagt, daß er vor »dem gemeinsten Waschweibe mehr Achtung habe, als vor der Maitresse eines Königs.« Die Censur strich den König aus, und Jean Jacques war ganz vergnügt, daß er durch die Aenderung desselben in einen Prinzen der Rache der Maitresse eines Königs entschlüpft sei. Aehnlicher Art waren die andern Federn, die man aus dem Schwanze des Adlers reißen zu müssen glaubte, und die Rousseau nicht ohne Kampf und Widerstreben Preis gab.

Aber der Adler blieb ein Adler. Und als er sich in die Luft hinausschwang, merkte Freund und Feind, welcher Art der Vogel war. Und die Freunde bekamen Angst und die Feinde rüsteten sich zur Jagd auf das edle Hochwild.

Rousseau hielt sich für vollkommen sicher gestellt. Er selbst hatte nicht zuerst daran gedacht, sein Werk in Paris drucken zu lassen. Seine hohen Gönner hatten ihn dazu veranlaßt, insbesondere die Marechalin Luxembourg und der Minister Malherbes. Wenn diese sich im Abglanze seines Ruhmes sonnen zu können glaubten, so hielt sich Rousseau im Schatten ihrer Größe für unangreifbar. Als sich aber bald zeigte, daß Mächtigere und Größere an dem Werke kein Wohlgefallen fanden, sank den hohen Gönnern unseres armen Jean Jacques sogleich der tapfere Muth. Noch ehe das ganze Werk heraus war, hatten Einzelne schon ihre Rückzugsmaßregeln genommen. Ein Höfling wittert den Sturm von weitem. Der Marechal de Luxembourg verlangte in den letzten Tagen vor der Veröffentlichung von Rousseau alle Briefe heraus, die Herr von Malherbes ihm über den Druck geschrieben hatte. Rousseau gab sie ohne Argwohn. [1]) Mad. de Boufflers schrieb ihm, daß der Verfasser dieses Buches Standbilder und die Huldigung aller Menschen verdiene — aber sie bat ihn zugleich, er möchte ihr den Brief, in dem sie ihm das sagte, zurücksenden. D'Alembert schrieb ihm ebenfalls, und sagte ihm, daß der Emil sein bestes Buch, — aber er vergaß den Brief zu unterzeichnen. Duclos schrieb viele Briefe an Rousseau, nicht ein Wörtchen über das Buch.

---

[1]) Rousseau hatte, als anfangs die erste Auflage seines Emils stockte, Verdacht gefaßt, daß sein Manuscript in die Hände der Jesuiten gefallen, und in diesem Sinne mehrere Briefe geschrieben. Malherbes rieth ihm später, sie zurückzunehmen, was Rousseau, trotzdem daß »sie seinem Verstande keine sonderliche Ehre machten,« verweigerte. »Ich bemerkte ihm,« setzt er hinzu, »daß in Nichts ich für besser gelten möchte, als ich bin, und daß er ihm den Brief lassen könnte.«

Alle diese Sturmzeichen ließen nur Rousseau selbst ungewarnt. Er war ja seiner Sache so sicher, die Marechalin hatte ja selbst das Buch zum Drucke gebracht. Jeder Schlag gegen ihn traf auch sie, und so glaubte er ruhig die da kommenden Ereignisse abwarten zu dürfen.

Unterdeß aber verbreitete sich das Gerücht, das Parlament werde gegen ihn einschreiten. Gute Freunde warnten ihn von vielen Seiten, und riethen ihm zur — Flucht. Das wäre freilich das beste Mittel gewesen, — seine hohen Gönner aus der Verlegenheit zu ziehen. Aber Rousseau weigerte sich, zu ihm zu greifen. Er sah darin eine Feigheit gegen seine Freunde, gegen sich selbst und sein Wirken. Man zeigte ihm die Bastille in Aussicht, und er blieb vor wie nach fest entschlossen, sein Werk zu verantworten.

Aber wenn er stark dem äußern Sturme gegenüber war, so gab es in ihm eine schwache Stelle, die auch seine hohen Freunde recht gut kannten. Eines Tages sagte ihm Mad. de Boufflers, die Tochter der Marechalin, daß wenn er verhaftet und in Untersuchung gezogen werde, er sich in die Nothwendigkeit versetze, die Marechalin zu nennen, und daß ihre »Freundschaft« für Rousseau es wohl verdiene, sie vor einer solchen Verlegenheit zu bewahren.

Beim ersten Anlaufe suchte er auch diesem Angriffe auszuweichen und versprach, sie nie zu nennen. Aber es genügte schon den hohen Herrschaften, daß er, während er sich die Ungunst höherer Herrschaften zuzog, vor wie nach bei ihnen wohnte, vielleicht gar in ihrem Hause verhaftet werden könnte, um zu wünschen, daß er einem »Scandal« ausweichen möge. — Eines Nachts spät ließ ihn die Marechalin zu sich rufen. Sie schickte ihm einen Brief des

Prinzen Conti, in dem dieser ihr schrieb: »Die Aufregung ist außerordentlich; Nichts kann den Schlag verhindern, der Hof fordert ihn, das Parlament will ihn; morgen früh um sieben Uhr wird Rousseau in körperliche Haft erklärt, und man wird auf der Stelle schicken, um ihn aufzusuchen.«

Als Rousseau in später Nacht in das Schlafzimmer der Marechalin trat, fand er diese in sehr aufgeregtem Zustande auf ihrem Bette liegen. Ihre Aufregung rührte ihn, und sein Herz gab augenblicklich nach. Er bekam Angst vor sich selbst, fing an zu fürchten, daß er nicht Kraft und Geistesgegenwart genug haben werde, die Marechalin in seinen Verhören vor jeder Mitschuld rein zu halten. »Das entschied ihn, seinen Ruhm ihrer Ruhe zu opfern.« Er erklärte ihr seine Absicht; und die Marechalin nahm sein Opfer in kalter Gnade an, ohne selbst zu zeigen, daß sie dankbar dafür sei. [1])

Noch zwei Tage blieb er versteckt in Montmorency. Endlich kam der Augenblick des Abschieds. »Der Marechal« erzählt Rousseau »öffnete den Mund nicht, er war blaß wie ein Todter. Er bestand darauf, mich bis zu meinem Wagen zu begleiten, der an der Pferdeschwemme auf mich wartete. Wir gingen durch den ganzen Garten ohne ein Wort zu sprechen. Ich hatte einen Schlüssel des Parks, dessen ich mich bediente, um die Thüre zu öffnen, worauf ich ihn, anstatt ihn in meine Tasche zu stecken, dem Marechal reichte, ohne ein Wort zu sagen. Er nahm

---

[1]) Rousseau setzt hinzu: »Ich war darüber so entrüstet, daß ich auf dem Punkte stand, mein Versprechen wieder zurückzunehmen.« Aber er stand nur auf dem Punkte — und nahm es nicht zurück. Er ist oft so schlecht — der arme Jean Jacques!

ihn mit überraschender Eilfertigkeit, an die ich nicht umhin konnte seit der Zeit oft zu denken. Ich habe in meinem Leben kaum einen bitterern Augenblick gehabt als den dieser Trennung. Die Umarmung war lang und stumm; wir fühlten, der eine und der andere, daß dies ein letztes Lebewohl sei.«

## VIII.

## Emil.

### 1.

In seiner Heloise wollte Jean Jacques einen Roman schreiben, und der Roman wurde zu einer Abhandlung über die Liebe, die zu dem Schlusse führte: Kehren wir zur Natur zurück. »Ein Mädchen hat das Recht, als schwaches Weib zu lieben; seid milde, wenn sie fällt! reicht ihr die Hand, daß sie sich wieder erhebe! — eine Frau aber hat heilige, unveräußerliche, unangreifbare Pflichten der Gattin und der Mutter zu erfüllen,« das ist der Grundton seines ersten Romans. In seinem Emil beabsichtigte Rousseau eine Abhandlung über die Erziehung zu schreiben. Seine poetische Auffassung empört sich gegen die Kälte der Darstellung; sein Pflichtgefühl gegen die Leere der Unterhaltungsliteratur. In seinem Emil war er Anfangs nur Philosoph, nur Lehrer, aber nach und nach vertieft er sich so in seinen Schüler, daß dieser in ihm zu einem lebendigen Wesen wird, und er ihn liebt, und hegt und pflegt, als ob es sein eigenes Fleisch und Blut wäre. Und so wurde seine Abhandlung zu einem Roman, seine Lehre zu einer Geschichte. Und wie in seiner Heloise, wie in Allem, was er war, dachte und schrieb,

kam er auch hier wieder zu dem Schlusse: Kehren wir zur Natur zurück! Und wie er in seinem ersten Roman die Pflichten der Gattin gegen ihren Gatten zum Grundton seiner Schilderungen machte, so wurden die Pflichten der Eltern und Erzieher gegen ihre Kinder der Grundton seines zweiten Romans. Er griff mit schonungslosem Eifer die Entartung des Pensionenwesens, die innere Leere der Gelehrtenerziehung an. Er schilderte mit hinreißender Wärme das Glück der Mütter, die ihre eigenen Kinder säugen; er zeigte die beseligende Einfalt der Kinderstube im Gegensatze zu dem bodenlosen Elende des Salonwesens. Er kämpfte für die unschuldigen Kinder und eroberte ihnen liebende Mütter. Hätte er dies Ziel nur für Einzelne erreicht, so wäre seine Aufgabe schön und groß gewesen. Er erreichte es für Viele, seine Ansicht wurde Mode in Paris und bewirkte einen vollkommenen Umschwung bei der Mehrzahl aller denkenden Frauen seiner Zeit.

Er wollte der Natur das Geheimniß der Kindererziehung ablernen, und seinen Zögling nach ihren Vorschriften bilden. Sein Irrthum war hier, wie überall, derselbe, daß er die Natur nur in den Anfängen der gesellschaftlichen Zustände, nur in der Kindheit der Menschheit — oft gar in der Entartung der Wilden Amerikas — sah. Er begriff nie und nirgend, daß die Menschheit auch in den weiter vorgerückten Stufen ihres Alters ebenso natürlich sein könne, und ist, so oft sie nicht der Unnatur huldigt; — und das ist die Ursache, daß er sein Ziel hier wie überall halbwegs verfehlte. Das Kindes-, das Jünglings-, das Mannes- und das Greisenalter der Völker hat jedes seine eigene Natürlichkeit, seine eignen natürlichen

Lebens- und auch Erziehungsbedingungen; diese zu suchen und zu finden ist die Aufgabe desjenigen, der die Bedingungen des Seins und der Erziehung auf einer dieser Stufen darstellen will. Jean Jacques aber griff stets in den Zustand der Kindheit der Völker zurück, und daher verfehlte er seine Aufgabe, was ihn aber nicht verhinderte, das überall und zu allen Zeiten Wahre, wo er ihm begegnete, mit Begeisterung hervorzuheben; und in der Regel brachte er auch diese oft vergessenen und in der Ausartung untergegangenen oder wenigstens halbwegs vergessenen Wahrheiten wieder zur Erkenntniß seiner Gleichzeitler, oft zur thatsächlichen Anerkennung und Befolgung.

Er selbst ahnete mitunter seinen eigenen Irrthum. So sagt er gleich zu Anfang in seinem Emil: »Wer in der bürgerlichen Ordnung die Ursprünglichkeit der Naturgefühle bewahren wollte, weiß nicht was er will. Stets im Widerspruche mit sich selbst, stets zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten schwebend, würde er weder Mensch noch Bürger sein.« Rousseau glaubt hierin das Verdammungsurtheil gegen seine Gleichzeitler auszusprechen; während er in gewisser Beziehung zugleich das über seinen Emil ausspricht. Und ein inwohnendes, unbesiegbares Gerechtigkeitsgefühl zwingt ihn fast gegen seinen Willen, es auch an seinem Zögling zu vollstrecken.

Er stellt sich bei seinem Unternehmen auf das rein menschliche Feld. Er glaubt dies um so mehr thun zu müssen, als die Franzosen seiner Zeit den höhern Begriff des Vaterlandes und des Bürgerthums verloren hatten. »Die öffentlichen Institute bestehen nicht mehr,« sagt er, »können nicht mehr bestehen; weil es kein Vaterland mehr giebt, kann es kein Bürgerthum mehr ge-

ben. Die zwei Worte: Vaterland und Bürgerthum sollten aus den neuern Sprachen ausgestrichen werden.« Für seinen Emil streicht er sie aus; er soll nur Mensch sein. »In der natürlichen Ordnung sind alle Menschen gleich, ihr gemeinsamer Beruf ist der Stand des Menschen, und wer für diesen gut erzogen ist, kann die Pflichten, die auf ihn Bezug haben, nicht schlecht erfüllen.« — — »Es giebt nur eine Wissenschaft, die man die Kinder lehren muß, die der Pflicht der Menschen.«

Nicht nur die vaterländischen Vorurtheile, sondern natürlich auch die Standesvorurtheile will er bei seinem Zöglinge nicht aufkommen lassen. Er wünscht, daß er adelig sein möge, denn das würde »immerhin den Vorurtheilen ein Opfer entreißen heißen.«

Er sucht dann auf der Bahn, die er gewählt, seinen Zögling zum Glücke zu führen. Und deswegen fragt er sich: »Aber worin besteht die menschliche Weisheit, der Weg zum wahren Glücke? Nicht eigentlich darin, unsere Wünsche zu beschränken; denn wenn sie unter unserer Kraft stünden, so würde ein Theil unserer Eigenschaften unbeschäftigt bleiben, und wir uns nicht unseres ganzen Seins freuen; auch nicht darin, unsere Wünsche zu vermehren; — — sondern darin, daß wir unsere Wünsche nach unseren Anlagen beschränken, und so ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen unserem Können und unserem Wollen herstellen. Erst dann sind alle Kräfte in Thätigkeit, während die Seele in Frieden lebt und der Mensch sich wohl geordnet findet.«

Wahrlich das ist es — aber ist es menschlich, ist es menschenmöglich, dies Ziel zu erreichen? Wohl aber, nach ihm streben, es erkennen, stets im Auge haben, und dem

Himmel danken, wenn man es nur halbwegs erreicht, ohne in dieser Bahn auf Schritt und Tritt über die eigenen Füße, über unsere Leidenschaften und Unklugheiten zu straucheln.

Rousseau bekämpft mit Macht die Gelehrtenerziehung, die Abrichtung der Jugend zu sprechenden Büchern. Mit Ironie beantwortet er die Einwürfe, die die Alltagserzieher, denen es nur darum zu thun ist die Kinder wie die Papageien plaudern zu lehren, ihm machen könnten, und sagt ihnen: »Meine Herrn, Sie irren sich, ich lehre meinen Schüler eine sehr langwierige, sehr schwere Kunst, und die sicher die Ihrigen nicht besitzen, — die Nichts zu wissen, d'être ignorant!«

Das Wissen ist ihm ein Grausen. Und bedenkt man, wie viel ursprüngliches Denken und Fühlen in ihm zu Grunde geht und zu Grunde gehen muß; bedenkt man, daß Jean Jacques und die durchgreifendsten Geister meist ihrem Nichtwissen ihre Ursprünglichkeit verdanken, so wird man nicht nur mit ihm, sondern mit einem viel Höhern, das Urtheil, das er über die »Schriftgelehrten und Pharisäer« ausspricht, leicht unterschreiben. Im Wissen der Neuzeit und noch viel mehr in der Art, wie es gelehrt und wie es angewendet wird, erstickt das Menschenwesen, jede höhere Regung, jeder naturkräftige Aufschwung.

Anstatt des überflüssigen Wissens, und noch mehr des sinnlosen Abrichtens zum stumpfen Wissen — denn hierin liegt das eigentliche Unheil — will Rousseau, daß sein Zögling Geist und Körper zugleich an allem übe, was ihm auf seiner Bahn begegnet. So oft seine Wißbegierde sich regt, sucht er sie zu befriedigen und nur so oft sie sich regt.[1])

[1]) Oft ist seine Art durch ihr Haschen nach Natur und Einfalt sogar höchst komisch. Der Junge fragt: Maman, comment se font

So oft er auf Hindernisse stößt, und sie besiegen möchte, lehrt er ihn die Kunst sie zu übersteigen.

Ein Hauptelement seiner Erziehung wird ein Handwerk, oder besser mehrere Handwerke, die sein Zögling zu seinem Vergnügen und Zeitvertreib lernt, so oft er eben den festen Wunsch äußert, dies oder jenes Gearbeitete zu besitzen. So wird er Schreiner, Schmied, Schlosser, und spielend in allen ein tüchtiger Arbeiter.

Hier tritt dann der Geist der Zukunft vor Jean Jacques. Die Klugen lachten ihn aus, daß der Sohn eines Reichen, eines Fürsten sich zu dergleichen herablassen sollte. Jean Jacques antwortet ihnen: Ihr baut auf die gegenwärtige Ordnung der Dinge, aber ich sage Euch, »die Großen werden klein, die Reichen arm, die Monarchen Unterthanen werden! Sind die Schläge des Geschicks überhaupt denn so selten, daß ihr darauf rechnen könnt, ihnen zu entgehen. Wir nähern uns einem Zustande

---

les enfants? Mon fils, les femmes les pissent avec des douleurs qui leur coûtent quelques fois la vie. Ist das nicht in der That eben so unwahr als die Fabel vom Storche? Für mein Theil, ziehe ich die Storchgeschichte unbedingt vor. Rousseau, sonst so oft ein Kind, bleibt als Erzieher meist ein Mann dem Kinde gegenüber. Und deswegen begreift er nicht die Weisheit des Kindergedankens, der oft nichts weniger als klug und natürlich ist. Volksmärchen sollten in keiner Erziehung fehlen, denn sie beschäftigen den Geist des Kindes mit unschuldigen Sachen, die vollkommen seiner Auffassungsstufe angemessen sind, seine Phantasie beleben, sein Herz für das Schöne, das Gute schlagen machen. Wer vergißt, daß die kleinen Kinder, wie für ihre Verdauungsorgane eine leichte, unschädliche Speise, so auch für ihr Herz und ihren Kopf eine unschuldige gefahrlose Nahrung bedürfen, kann sich einbilden jedem Kinde gegenüber stets und überall den gesunden, ausgebildeten, mannbaren Menschenverstand walten lassen zu wollen!

der Crisis und dem Jahrhunderte der Revolutionen!« — »Ich halte es für unmöglich« setzt er hinzu »daß die großen Monarchien Europas noch lange dauern werden. Alle haben geglänzt, und jeder Staat glänzt nur am Vorabende seines Unterganges. Ich habe für meine Ansichten andere Gründe als diesen; aber es ist hier nicht der Ort sie anzugeben, überdies sieht Jeder sie nur zu gut.« Zwanzig Jahre später hatte der König von Frankreich das Schmiedehandwerk gelernt; und hätte er Rousseaus Ansichten und Lehren eben so gut in anderer Beziehung begriffen und befolgt, so würde er nicht auf der Guillotine gestorben sein, — sondern, wenn er vielleicht auch trotz Rousseaus Lehren nicht im Stande gewesen sein würde, den Sturz der alten französischen Monarchie zu verhindern, irgendwo in fremden Ländern, in der neuen Welt — ein tüchtiger Schlossermeister geworden sein.

## 2.

Auch von Religion, von Gott, sprach Rousseau seinem Zöglinge erst, als er selbst zu ahnen anfing, daß es über der Welt noch ein Anderes geben müsse, daß, was er sehe, nicht von selbst entstanden sein könne. Als dies Gefühl zum Durchbruche gelangt war, und seine Neugierde Befriedigung verlangte, führte Rousseau seinen Emil zu einem schlichten Dorfgeistlichen, und dieser, ein Savoyardenvicar, übernimmt es, dem jungen Denker, dem Glaubbedürftigen, sein eignes Glaubensbekenntniß mitzutheilen.

Ich denke, daß auch hier Rousseau in einem Irrthum befangen ist, und daß wenn er selbst in seinem achtzehnten

Jahre zum erstenmale von Gott und Religion hätte sprechen gehört, er nie zu seinem festen Gottglauben, sicher nicht zu seinem Glaubensbekenntnisse, wie er dasselbe dem Savoyardenvicar in den Mund legt, gekommen sein würde. Die gewöhnliche Religionslehre der Kinder ist freilich meist einfältig genug, wenn auch nichts weniger als kindlich, ja in der Regel gerade deswegen so einfältig und erfolglos, weil sie so wenig kindlich ist. Aber der Gottgedanke kann nicht früh genug in das Herz des Kindes gelegt werden, und es ist nicht zweifelhaft, daß das vollkommene Fernehalten desselben gewiß noch schädlicher wirken würde als selbst eine noch so verkehrte Auffassung desselben. Gewohnheit ist die allgewaltige Hand der Natur und Erziehung, und ein Herz, das sich achtzehn Jahre lang gewöhnt hätte, ohne den Gottgedanken fertig zu werden, würde ihn wahrscheinlich nie wieder in sich aufnehmen, nie vollkommen mit ihm verwachsen. Die Gefahr ist übrigens auch weniger groß, als man glaubt. Das Kind selbst verdaut die ihm gereichte Speise in seiner Art, und Rousseau, wie Voltaire, wie Diderot, hatten im Wesentlichen doch ganz dieselbe religiöse Erziehung genossen.

Deswegen ist es aber nicht einerlei, welcher Art die erste Gottesnahrung des Kindes ist; im Gegentheil hängt davon die Zukunft unendlich vieler Menschen ab. Und gerade in dieser Beziehung ist das Glaubensbekenntniß des Savoyardenvicars, das die Eltern und Lehrer, auf die Rousseau wirkte, sehr bald leitete, von der höchsten Bedeutung.

Dieses Glaubensbekenntniß selbst ist ein Meisterwerk in der Auffassungsweise Rousseaus. Der Savoyardenvicar ist aus der orthodoxen katholischen Kirche durch Zweifel und

Unglaube nach und nach zu einer philosophisch-christlichen Lebens- und Weltanschauung gekommen, und diese theilt er dem Schüler Jean Jacques mit.

Er sagt:

»Ob die Materie ewig oder geschaffen sei, ob es ein passives Prinzip gebe oder nicht, — stets ist es sicher, daß das Ganze Eins ist und eine einzige Vernunft verkündet. Denn ich sehe Nichts, das nicht in demselben System geordnet sei, und das nicht demselben Ziele zustrebe; — das heißt: der Erhaltung des Ganzen in der bestehenden Ordnung. Dieses Wesen, das will und das kann, dies durch sich selbst thätige Wesen, dies Wesen endlich, welches es auch sein mag, das das All bewegt, und Alles ordnet, heiße ich Gott. Ich knüpfe an diesen Namen die Idee des Denkens, der Macht, des Willens, die ich vereinigt habe, und die der Güte, die eine nothwendige Folge ist. Aber ich kenne deswegen das Wesen, dem ich sie gebe, nicht besser, es entzieht sich zugleich meinen Sinnen und meinem Verstande, und je mehr ich an es denke, desto tiefer fühle ich meine Schwäche. Ich bin nur sicher, daß es besteht, und daß es durch sich selbst besteht; ich weiß, daß meine Existenz der seinigen untergeordnet, und daß Alles, was ich kenne, vollkommen in derselben Lage ist. Ich ahne Gott überall in seinen Werken, ich fühle ihn in mir, ich sehe ihn überall um mich. Aber sobald ich ihn selbst betrachten will, sobald ich suche, wo er ist, wer er ist, welches seine Bestandtheile, — entschlüpft er mir und mein getrübter Geist sieht Nichts mehr.«

»Durchdrungen von meiner Unzulänglichkeit werde ich nie über die Natur Gottes urtheilen, wenn ich dazu nicht durch das Gefühl der Wechselwirkung zwischen ihm und

mir gezwungen werde. Diese Grübeleien sind stets verwegen; ein Weiser darf sich ihnen nur zitternd überlassen, und nie vergessen, daß er nicht gemacht ist sie zu durchdringen. Denn es ist keine Beleidigung der Gottheit, nicht an sie zu denken, wohl aber eine, verkehrt über sie zu denken.«

Mir scheint es, als ob der Savoyardenvicar hier sich Gott noch immer zu menschlich vorstelle. Auch verkehrt darf der Mensch sich die Gottheit denken, wenn nur in Demuth und im Bewußtsein seiner Ohnmacht, sie zu begreifen. Nur in diesem Wahne, Gott begreifen, in sich aufnehmen, mit seinem schwachen Menschengeiste ganz durchdringen zu wollen, liegt der Frevel, liegt die Verwegenheit. Sie setzt sich Gott gleich, und führt zum Dünkel, zur Ueberschätzung, zum Sturze.

Nach Gott aber ist der Mensch das höchste Wesen, und der Savoyardenvicar belehrt den Zögling unseres Jean Jacques: »Wenn ich die Wahl hätte, meinen Platz in der Ordnung der Wesen zu wählen, was könnte ich Höheres wünschen, denn Mensch zu sein. Diese Betrachtung macht mich weniger stolz als sie mich rührt. Denn dieser Stand ist nicht Folge meiner Wahl, und war nicht Folge des Verdienstes eines Wesens, das noch nicht bestand. Kann ich mich so ausgezeichnet sehen, ohne mir Glück zu wünschen, ob der ehrenvollen Stellung, die ich einnehme, und ohne die Hand zu segnen, die mich auf ihn gestellt hat. Aus dem ersten Blicke, den ich in mich selbst werfe, entspringt in meinem Herzen ein Gefühl des Dankes und der Lobpreisung für den Schöpfer meiner Art und aus diesem Gefühle die erste Huldigung gegen die wohlthuende Gottheit. Ich bete die oberste Macht an, und ich fühle mich durch

ihre Wohlthaten gerührt. Man braucht mich diesen Cultus nicht zu lehren, er ist mir durch die Natur selbst vorgeschrieben. Ist es nicht eine natürliche Folge der Selbstliebe, das zu ehren was uns schützt, und das zu lieben was uns wohl thut?« — —

Den Menschen und seine Stellung betrachtend aber macht der Schüler den Einwurf: »In den Elementen herrscht Ordnung, und die Menschen leben im Chaos. Die Thiere sind glücklich, und ihr König allein ist elend. O Menschheit, wo sind deine Gesetze? O Vorsehung, so regierst du die Welt! Wohlthuendes Wesen, was ist aus deiner Macht geworden? — Ich sehe das Böse auf Erden!«

»Glauben Sie, mein Freund, daß in diesen trüben Betrachtungen, in diesen scheinbaren Widersprüchen die übermenschliche Idee der Seele wurzelt, die bis dahin nicht aus meinen Forschungen hervorging. Indem ich über die Natur der Menschen nachdachte, glaubte ich zwei verschiedene Urtriebe zu entdecken, von denen der eine ihn zum Studium der ewigen Wahrheiten, zur Liebe der Gerechtigkeit, zur Moral, zu den Regionen der Geisteswelt, deren Beschauung die Freude der Weisen ausmacht, erhebt; — und von denen der andere ihn niederhaltend auf sich selbst zurückführt, ihn der Herrschaft der Sinne unterwirft, den Leidenschaften, die ihre Dienerinnen sind, Preis giebt, und alles, was der erste Urtrieb Edles und Großes einflößt, bekämpft. Indem ich mich durch diese beiden Gefühle fortgezogen und angegriffen fühlte, sagte ich mir selbst: Nein, der Mensch ist nicht Eins; ich will und ich will nicht; ich fühle mich zugleich Sclave und frei; ich sehe das Gute, ich liebe es, und thue das Böse; ich bin thätig, wenn ich der Vernunft gehorche, leidend, wenn meine Leidenschaften mich fortreißen.

Und mein herbster Kummer, wenn ich unterliege, ist, zu fühlen, daß ich hätte widerstehen können.« —

In der Sclaverei fußt die Freiheit, in der Unordnung die Ordnung. Die Fesseln der Leidenschaften, der Kampf gegen sie, Sieg oder Niederlage, bekunden die Möglichkeit der Selbstbestimmung, und Selbstbestimmung ist die Seele, der Gottesfunke im Menschen. Der schlichte Vicar fühlt sehr wohl, daß er das Höchste nicht enthüllen kann, sondern nur dunkel zu ahnen vermag. «Ich habe Alles gethan was ich konnte, um die Wahrheit zu erreichen; aber ihre Quelle liegt zu hoch. Wenn meine Kräfte nicht ausreichen, um höher zu steigen, so ist es nicht meine Schuld. Es ist an ihr, sich zu nähern!«

Und wo sie sich nicht nähert, da grübelt, zweifelt, ahnt, hofft, glaubt er, so weit sein Blick hinaufreicht.

Er ist Christ im Sinne der Moral der Bibel, er bezweifelt oft die Satzungen der Kirche, er befreit sich moralisch von ihnen, wo sie ihm widerstreben, ohne deswegen das äußere Band, das ihn an seine Kirche fesselt, zu brechen. Er baut nicht fest genug auf sein schwaches Urtheil, um es andern durch Scandal aufdringen zu wollen. Er ist duldsam gegen jeden Andersglaubenden und hofft deswegen ein mildes Urtheil von Gott und den Menschen.

Im Evangelium aber sieht er ein übermenschliches Machwerk. »Die jüdischen Schriftsteller« sagt er »würden nie diesen Ton, nie diese Sittenlehre gefunden haben, und das Evangelium hat so mächtige Charaktere der Wahrheit, so schlagende, so unnachahmbare, daß der Erfinder noch wunderbarer sein würde als der Held desselben ist.« Er setzt hinzu: »Und dennoch ist dasselbe Evangelium voll von unglaublichen Sachen, von Sachen, die der Vernunft

widerstreben, und die unmöglich ein verständiger Mensch begreifen und zulassen kann. Was thun in all diesen Zweifeln? — **Stets bescheiden und vorsichtig sein, im Stillen achten, was man weder zugeben noch verwerfen kann, und sich demüthigen vor dem großen Wesen, das allein die Wahrheit kennt!«**

## 3.

Nachdem die Erziehung seines Zöglings ungefähr vollendet, nachdem er zum Manne herangereift, hilft Jean Jacques ihm dann eine Gefährtin suchen. Er macht sie ganz nach dem Bedürfnisse seines Zöglings. Aber es gelingt ihm schlecht. Doch ist er bescheiden genug, das selbst zu gestehen: »Ich wollte ein gewöhnliches Weib zeichnen; aber indem ich ihre Seele zu hoch gehoben, habe ich ihren Verstand verwirrt. Ich habe mich selbst irre geführt.« Und dem ist wirklich so; die Sophie seines Emil ist eine langphrasige Schönrednerin.[1] Aber Emil stimmt in diesen Ton so schön mit ein, daß er am Ende doch ein Weib nach seinem Herzen gefunden zu haben scheint.[2] Rousseau

---

[1]) Daß deswegen Rousseau kein gelehrtes Weib, keinen Blaustrumpf aus ihr macht, ist kaum nöthig anzudeuten. Rousseau spricht sich sehr klar in dieser Beziehung und auch über die **Emancipation** des Weibes aus. Er sagt: »Das Weib ist mehr werth als Weib und weniger als Mann. Ueberall wo sie ihre Rechte geltend macht, ist sie im Vortheile; überall wo sie die unsrigen in Anspruch nimmt, bleibt sie weit unter uns. Man kann gegen diese allgemeine Wahrheit nur Ausnahmen anführen; und das ist die beständige Art der galanten Vertheidiger des schönen Geschlechts zu argumentiren.

[2]) Z. B. Emil trifft auch einen Mann, der einen Arm gebrochen hat, er bringt ihn ins Haus der Sophie und hat sich dabei Gefahren

deklamirt oft, und fast immer, so oft er den Weibern gegenübertritt. Seine Natur war so schlicht, daß er vor der gezierten Natur der Frauen seiner Zeit stets das Gleichgewicht verlor.

Aber er war dennoch wieder in gewisser Beziehung gerecht gegen die Sophie, die er aus der Rippe seines Emils geschaffen hatte; denn er läßt sie am Ende ihren Mann — zum Hahnrei machen. Und hierin liegt denn auch ebenso eine ganz gerechte Entwickelung für Emil und seinen Erzieher. Dieser hatte seinen Zögling zu einem außerordentlichen Menschen, zu einem Sonderling, zu einem sehr tüchtigen, edelfühlenden, tapfern, kräftigen, das Beste wollenden, vielwissenden, hochcivilisirten — Halbwilden gemacht. Er paßte überall hin, nur nicht in eine Gesellschaft der Zeit, in der er lebte, in der er wirken sollte, in der er thätig sein mußte, und auf die er angewiesen war. Zu Hause verliert er eine Frau, die er bis zum Aeußersten liebt, — aber als Sclave in Algier schwingt er sich bis zum ersten »Rathgeber des Dey« hinauf. Es ist sehr gut und wohl, sich in die Sclaverei schicken zu können, aber die Aufgabe der Erziehung ist, den jungen Menschen als solchen zum Guten, und als Mitglied der Gesellschaft, in der er leben muß, heranzubilden, damit er das Gute, was er kann und will, zur lebendigen That

---

ausgesetzt. Sophie »boude« deswegen; Emil sagt: »Sophie, vous êtes l'arbitre de mon sort, vous le savez bien. Vous pouvez me faire mourir; mais n'espérez pas me faire oublier les droits de l'humanité, ils sont plus sacrés que les autres, je n'y renoncerais jamais pour vous.« Es wäre gewiß viel einfacher gewesen, seiner Sophie zu zeigen, wie unrecht sie habe, auch nur ein »Mäulchen« (la moue) zu machen. Aber er geht auf Stelzen, das ist seine Art, weil er — eine »außerordentliche« Erziehung bekommen hatte.

gegenüber seinen Mitmenschen werden lasse. Der Irrthum Rousseaus war, daß er stets an einen von der Gesellschaft unabhängigen Urzustand des Menschen dachte, und auch seinen Emil dafür erzog. Deswegen wurde er Hahnrei, mußte er seine Familie und sein Vaterland fliehen, wurde er erst in der Barbarei und Sclaverei ein brauchbarer Mensch.

Rousseau soll die Absicht gehabt haben, seinen Zögling auf einer fernen Insel wieder in die Arme seiner durch das Geschick und ihre Buße gereinigten Sophie zurückzuführen. Aber er kam nicht zu diesem Schlusse. Und es ist auch gut so, und fast eine Fügung des Geschicks, das ihn leitete. Ein so erzogener Mensch ist vielleicht auf einer fernen einsamen Insel an seinem Orte, um in Ruhe den Segen eines engen Kreises zu genießen. Aber ein brauchbarer, dem Ganzen nützlicher Mensch ist er nur — unter Halbwilden, und deswegen ist es ganz logisch, daß der Roman Emil in Algier endet.

Aber das alles verhindert nicht, daß Rousseau auf seinem Wege von der Wiege bis zur Sclaverei seines Lieblings abermals ein paar so gesunder Samenkörner auswarf, daß sie selbst zwischen dem Unkraut seiner Zeit Wurzel faßten, und noch heute Blüthe und Früchte tragen.

# IX.

## Der Gesellschaftsvertrag.

---

### 1.

Unter dem Schutze des Herzogs von Luxembourg, in der Wohnung des Prinzen königlichen Blutes schrieb Rousseau seinen Contrat social. Es herrscht ein wunderbares Geschick über die kecke Laune der Menschlein. Dreißig Jahre später hatte das Werk des armen Heimathlosen den Thron der mächtigsten Königsfamilie gestürzt.

### 2.

Der erste Satz, den Rousseau in seinem Contrat social aufstellt, heißt: »Die gesellschaftliche Ordnung ist ein heiliges Recht, das allen andern zur Grundlage dient. Unterdeß entspringt dies Recht nicht aus der Natur; und somit ist es auf Verträgen begründet.«

Das ist sein Irrthum, dem wir schon früher begegneten. Er sieht die Gesellschaft nicht als ursprünglich in der Natur des Menschen begründet an, und deswegen begründet er sie auf Verträge. Er thut dadurch in gewisser Beziehung seinem eignen System des Staatsvertrags Eintrag, denn dieser wird so zu etwas rein Willkürlichem, während

er im Wesentlichen ebenfalls in der Natur des Menschen liegt, und wie verschieden auch angewendet nach der Culturstufe auf der die Menschen stehen, doch der natürliche und unerläßliche Ausfluß des dem Menschen angebornen Gesellschaftstriebes ist. Die Familienverbindung, die Stammverbindung, die Verbindung zwischen Herr und Sklave, Meister und Knecht, die Gemeinde, der Staat — und dereinst der große Bund der Menschheit — ruhen sämtlich auf Naturverträgen, die erst nur gleichsam instinctartig in dem Bedürfnisse der Menschen begründet erscheinen, sich dann aber nach und nach immer höher ausbilden, immer mehr zu einem klaren Bewußtsein werden, und endlich auf die Stufe gelangen, auf die Jean Jacques selbst sie zu stellen suchte. Der Gesellschaftsvertrag ist überall vorhanden, wo es Menschenverbindungen giebt, nur sind die Bedingungen andere nach den Bedürfnissen.

Der Irrthum Jean Jacques, den Gesellschaftsvertrag gewissermaßen für eine zufällige, zeitliche, örtliche, äußerliche — in die Gesellschaft hineingetragene, nicht aus ihrem innersten Wesen nothwendig und natürlich von selbst hervorgehende — Institution anzusehen, führt ihn gleich zu einem unübersteiglichen Abgrunde. Sein erster Schluß ist ein Sprung. »Weil die gesellschaftliche Ordnung nicht in der Natur begründet ist, muß sie auf Verträgen beruhen.« Nichts berechtigt zu dieser Folgerung, denn zwischen der Natur und den Verträgen liegen noch eine Menge Möglichkeiten, und vor Allem die der Nothwendigkeit, des Hungers, der List und der Gewalt.

Der nächste Schritt auf seiner Bahn macht ihn von neuem straucheln. Er sagt: »Die älteste aller Gesellschaften,

die einzig natürliche, ist die der Familie. Und selbst hier bleiben die Kinder an den Vater nur so lange geknüpft, als sie seiner bedürfen um sich zu erhalten. Sobald dies Bedürfniß aufhört, löst sich das gesellschaftliche Band auf. Die Kinder, befreit von dem Gehorsam, den sie dem Vater schuldeten, der Vater befreit von der Sorge, zu der er gegen die Kinder verpflichtet, treten beide zur Unabhängigkeit zurück. Wenn sie fortfahren verbunden zu bleiben, so ist dies nicht mehr naturgemäß sondern freiwillig, und die Familie selbst erhält sich nur durch Vertrag.«

Der Schluß ist hier wieder wahr; die Voraussetzung aber beruht auf einem doppelten Irrthum, der, wenn er naturgemäß gewesen und in der That eingetreten wäre, zum unmittelbaren Untergange der ersten Menschen geführt, und jedenfalls den in der Natur des Menschen begründeten Fortschritt unmöglich gemacht haben würde.

Nach diesem Irrthume Rousseaus ist der Sohn dem Vater naturgemäß nur Gehorsam schuldig, so lange er des Vaters um sich zu erhalten bedarf. Nun bedarf aber der Vater sehr bald im Alter des Sohnes ebenso sehr um sich zu erhalten, als dieser jenes in seiner Jugend bedurfte. Die Natur hat das Kind auf den Vater und den Vater auf das Kind angewiesen. Der Vater ist dem Sohne und der Sohn dem Vater nothwendig, und um so nothwendiger, je tiefer, und um so weniger nothwendig, je höher die Culturstufe der Gesellschaft ist, in der sie leben. Der Finger Gottes, das Gesetz der Natur sind hier so klar als möglich angedeutet.

Und ohne diesem Gesetze zu folgen, würde die Menschheit am Tage nachdem sie geboren worden, auch wieder

untergegangen und ausgestorben sein. Mit der Vermehrung der Menschen vermehren sich auch die Bedürfnisse. In der Unterstellung eines ersten Menschenpaares konnte dieses seine Bedürfnisse leicht befriedigen und brauchte nur zuzugreifen und die Frucht zu pflücken. Aber von dem Augenblicke an, daß Kinder hinzukommen, verlangt diese Befriedigung unmittelbar Vorsicht und Cultur, wenn zuerst auch noch so wenig, immerhin genug für die Entwickelungsstufe, auf der die Menschen standen. Und diese Erfahrung des ersten Menschenpaares wiederholt sich für alle auf allen Stufen der Gesellschaft. Diese Vorsicht, diese Cultur ist ein erworbenes Gut des Vaters, und wenn der Sohn, ohne sie, sich neben ihm niederlassen wollte, so würde er Gefahr laufen, durch sie beeinträchtigt zu werden, was nichts Anderes heißt, als nicht mehr im Stande sein, die Bedürfnisse, die ihm bereits durch die Vorsicht, die höhere Cultur des Vaters nothwendig geworden sind, zu befriedigen, — und somit würde er nothwendig untergehen, verkümmern, verhungern. Mit jeder, noch so geringen Vermehrung der Menschen ist die höhere Cultur eine unabweisbare Bedingung des Fortbestehens für Alle. Die Auflösung der ersten Familiengesellschaft, sobald der Sohn glauben konnte, er bedürfe des Vaters nicht mehr, würde somit naturgemäß zum Untergange beider, des Vaters, der im Alter auf die Kraft und Arbeit des Sohnes, des Sohnes, der selbst bei seiner Kraft und Arbeit auf die Erfahrungen des Vaters angewiesen ist, führen.

Schon hieraus geht hervor, daß ohne die Annahme des Fortbestehens der ersten Familienverbindung der Fortschritt überhaupt unmöglich erscheint. Der Fortschritt ist eine Urbedingung des Fortbestehens der Menschen, und ge-

hört als solcher zur Natur desselben. Ohne das Fortbestehen der Familie würden die Menschen nur Thiere bleiben, und der Irrthum Rousseaus, der einen wilden, einen Thiermenschen annahm, hat auch diese naturwidrige, aber für ihn folgerechte Unterstellung zu verantworten.

Dieser Irrthum führte dann Rousseau noch zu einem weiteren Fehlschlusse. Er sah die Nothwendigkeit der Familie nur in dem Bedürfnisse, in dem Rechte des Sohnes, nur in der Pflicht des Vaters. Er übersah die Pflicht des Sohnes und das Bedürfniß, das Recht des Vaters. So erhielte überhaupt die Familie und folgerecht die Gesellschaft ursprünglich nur eine einseitige, rein egoistische Grundlage. Der Sohn überläßt nach dieser Ansicht den Vater seinem Geschicke, sobald er seiner nicht mehr bedarf. Auf dieser Grundlage aber ist gar keine Gesellschaft möglich, und es ist ein wunderbarer Widerspruch, daß Jean Jacques, so voll seines Pflichtgefühls, sie auf dieselbe begründen zu können glaubte. Die Gesellschaft beruht nicht auf einem einseitigen Bedürfnisse, auf einem egoistischen Rechte, sondern auf einem allseitigen Bedürfnisse, auf einer gemeinsamen Pflicht, auf Liebe und Ergebenheit.

Der Sohn bedarf des Vaters, aber was zwingt den Vater für den Sohn, dessen er nicht bedarf, zu sorgen? Die Liebe, die Ergebenheit, ein eingebornes Pflichtgefühl — und sonst Nichts, gar Nichts! Ohne dasselbe ist keine Gesellschaft möglich, ohne dasselbe würde das erste Kind der ersten Menschen verhungert sein. Wäre der Gedanke, der den Sohn nach Jean Jacques aus der Familie austreibt, der, daß er seines Vaters nicht mehr bedürfe um sich zu erhalten, natürlich, so wäre auch

der Gedanke des Vaters, daß er des Sohnes nicht bedürfe, ebenso naturgemäß. Ohne Liebe, ohne Ergebenheit, ohne Pflicht ist keine Gesellschaft denkbar, und wer sie ausstreicht oder übersieht, baut die Menschheit in die Luft, säet auf einen kalten Stein den Samen, der das tägliche Geistesbrot der Menschen zeugen muß.

Die Liebe, die Pflicht sind die Grundlage jeder Gesellschaft und müssen auch wieder der Schlußstein der höchsten Gesellschaft, des Staates und der Menschheitverbindung sein. Rousseau kam zu einem ähnlichen Schlußsteine, aber er hatte verkannt, daß die Grundlage derselben Art war; und um dann, von verkehrten Voraussetzungen ausgehend, zu einem naturgerechten Schlusse zu gelangen, muß er sein Werk in zwei Theile brechen. In dem ersten hausen seine Wildmenschen, in dem letzten aber kommt er zum höchsten Bewußtsein der Menschennatur und ihrer edlern Menschen und Bürgerbedürfnisse.

## 3.

Rousseau sah in die Vergangenheit getrübten Blickes, aber desto klarer in die Zukunft hinein. Sein »Gesellschaftsvertrag« ist abermals eine Prophezeiung. Es ist schade für den innern Zusammenhang, daß er ihn für etwas Anderes hielt, und dadurch dem Erfolge, den er hätte haben können, selbst schadete.

Rousseau stellte sich seine Aufgabe einfach dahin: »Ich will suchen, ob es in der bürgerlichen Ordnung Regeln einer berechtigten und sichern Verwaltung giebt. — — Ich werde suchen, in diesen Nachforschungen was das Recht erlaubt stets mit dem zu vereinigen, was das Interesse

vorschreibt, damit die Gerechtigkeit und der Nutzen nicht getrennt erscheinen.«

Diese Aufgabe aber hoffte er zu lösen, indem er das Unrecht und die Gewalt bekämpfte, und dem Recht und der Billigkeit überall das Wort redete.

Sein erster Wurf galt dem Rechte des Stärkern. Er sagt: »Der Stärkere ist nie stark genug um stets Meister zu sein, wenn er seine Stärke nicht in Recht, und den Gehorsam nicht in Pflicht verwandelt. Daher das Recht des Stärkern. — — Unterstellen wir einen Augenblick dies sogenannte Recht: so folgt daraus ein unerklärlicher Galimathias; denn so bald die Stärke ein Recht giebt, so hört die Folge mit ihrer Ursache auf; jede Stärke, die die erste überbietet, tritt in dieser Recht ein. Sobald man ungestraft ungehorsam sein kann, ist man zum Ungehorsam befugt. Und da der Stärkste stets Recht hat, so handelt es sich darum, nur dafür zu sorgen, daß man der Stärkste sei. Was ist aber ein Recht, das untergeht, sobald die Kraft aufhört?«

Man könnte einfach antworten: Das Recht der Kraft!

Rousseau bekämpft hier die Ansicht seiner Zeit, die das Recht auf die materielle Macht fußte, und ist gewiß berufen hinzuzusetzen, daß die Räuber im Walde mit demselben Rechte ihm seine Börse abfordern.

Und dennoch ist er auch hier in einem Irrthume befangen, der wieder Folge seines verkehrten Ausgangspunktes war. Das Recht des Stärkern beruht in der Pflicht, die er gegen den Schwächern übernimmt und **erfüllt.** Diese Pflicht ist die Ursache, die Berechtigung und zugleich die Grenze seines Rechts. Es fängt mit ihr an, und hört mit ihr auf.

Jean Jacques sah die Bande der Familie nur in dem Bedürfnisse, dem Rechte des Sohnes. Er übersah seine Pflicht gegen den Vater. Aber sowohl die Pflicht des Vaters als die Pflicht des Sohnes, ruhen in dem Rechte des Stärkern. So lange der Vater stärker als der Sohn ist, hat er die Pflicht für diesen zu sorgen, und in dieser Pflicht-Erfüllung liegt sein Vaterrecht. Es hört auf, wenn der Sohn stark genug wird, für sich selbst zu sorgen, und sobald er stärker als der Vater ist, beginnt auch seine Pflicht, dem Vater an Sorge und Hülfe zu zahlen, was dieser ihm geliehen, so lange er seiner bedurfte. Das ist das Recht des Stärkern, nämlich die Pflicht für den Schwächern zu sorgen, und so lange diese dauert, so lange sie nothwendig ist und erfüllt wird, besteht auch jenes.

Auf ihm ruht die Gesellschaft in allen ihren Stufen und Verhältnissen von der tiefsten bis zur höchsten; nur mit dem Unterschiede, daß je höher die Stufe der Gesellschaft ist, je entwickelter der Mensch als Mensch erscheint, desto weniger auch der Mensch des Menschen bedarf, und somit auch das Recht des Menschen über den Schwächern mit dem Abnehmen und Aufhören der verhältnißmäßigen Schwäche selbst vermindert wird und endlich aufhört, weil die Pflicht die das Recht begründete nicht mehr nothwendig ist. So lange die Pflicht aber nothwendig, durch die gesellschaftlichen Zustände und die politische Organisation begründet ist, ist sie auch ein Recht — des Schwächern. Und wo der Starke dies Recht nicht als Pflicht gegen die Schwachen erfüllt, ist er selbst ihnen gegenüber rechtlos, und somit die Empörung natürlich und berechtigt.

## 4.

Den zweiten Schlag führte Rousseau gegen die Sclaverei; und er traf ebenso hart, und verfehlte ebenso haarscharf das Ziel wie bei seiner Ansicht über das Recht der Stärke. Die Sclaverei vom Standpunkte des achtzehnten Jahrhunderts aus, ist das blutigste, das am wildesten um Rache schreiende Unrecht. Jede Vertheidigung derselben ist ein Hohn gegen den Geist der Zeit, eine Schmach für die Menschen und die Zustände, von denen diese Vertheidigung ausgeht.

Es wird Rousseau nicht schwer, diesen Hohn und diese Schmach zu zeigen. »Sagen, daß ein Mensch sich dem Andern umsonst gebe, heißt Unsinniges und Unbegreifliches behaupten.... Und wenn auch Jeder sich selbst veräußern könnte, so kann er nicht ebenso seine Kinder mit veräußern. ... Auf seine Freiheit verzichten, heißt auf seine Eigenschaften als Mensch, auf seine Rechte an die Menschheit, selbst auf seine Pflichten verzichten.... Eine solche Uebereinkunft ist nichtig und sich selbst widersprechend, da sie auf der einen Seite unbedingte Gewalt und auf der andern Gehorsam ohne Grenzen festsetzt.« ...

»Man sagt, daß der Sieger das Recht habe, den Besiegten zu tödten, und dieser auf Kosten seiner Freiheit sein Leben rückkaufen könne.... Aber dies Recht, die Besiegten zu tödten, folgt auf keine Weise aus dem Rechte des Krieges.... Der Krieg ist kein Verhältniß des Menschen zum Menschen, sondern des Staates zum Staate, in dem die Menschen nur zufällig Feinde sind.... Selbst in offenem Kriege bemächtigt sich ein gerechter Fürst in Feindes Land nur dessen, was dem Staate gehört; aber

er achtet die Person und das Eigenthum der Privatleute; er achtet die Rechte, auf der seine eigenen ruhen. Das Ziel des Krieges ist nur die Zerstörung des feindlichen Staates. . . . Und selbst, wenn man das gräßliche Recht zu tödten unterstellt, so behaupte ich dennoch, daß ein im Kriege gemachter Sclave oder ein erobertes Volk zu Nichts gegen seinen Meister verpflichtet ist, als wozu man sie mit Gewalt zwingen kann. . . . Von welcher Seite man daher auch die Sachen ansehen mag, das Recht der Sclaverei ist nichtig, nicht nur weil es ungerecht ist, sondern weil es unsinnig ist und Nichts heißt.«

Jean Jacques konnte und durfte nicht anders denken. Von seinem Gesichtspunkte aus und als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts die Vergangenheit nicht erkennend und die Gegenwart und die Zukunft allein im Auge haltend, sind seine Schläge so treffend als durchdringend. Das Recht der Sclaverei ist heute, wo sie neben Europäern und Söhnen der europäischen Cultur stattfindet, wo der Europäer sie von seinem Gesichtspunkte aus beurtheilt, die gräßlichste Verhöhnung alles dessen, was der Neuzeit heilig sein muß.

Und doch gab es Zustände und Verhältnisse in denen das Recht der Sclaverei, als Pflicht aufgefaßt, nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar nothwendig zur Erhaltung der Menschheit in allen ihren Gliedern erscheint. Die Sclaverei hat Jahrtausende bestanden, Jahrtausende sahen die edelsten Menschen sie für naturgemäß und nothwendig an. Wären sie zu allen Zeiten so unnatürlich und so überflüssig gewesen, wie in unsern Jahrhunderten, so würde ihr mehr tausendjähriges Bestehen allein genügen um überhaupt an jedem leitenden Gedanken in der Geschichte der

Menschheit zu verzweifeln, um Menschenverstand und Menschengefühl für Zufall und Launenspiel zu halten.

Aber es ist nicht Zufall, wenn die Sclaverei Jahrtausende eine der Grundlagen der Gesellschaft war. Die Gleichheit unter den Menschen ist die Tochter der höchsten Cultur, der letzte Sieg des Geistes über den Leib, die reinste Entwickelung des Gottgedankens im Menschen. In der physischen Natur aber ist Nichts gleich. Und die Ungleichheit der Natur schafft starke und schwache Menschen und ebenso starke und schwache Familien, Stämme, Völker und Welttheile. Wo aber Kraft und Schwäche aufeinander stoßen, da gehorcht, weicht oder unterliegt diese nothwendig jener. Das ist ein physisches Naturgesetz, wie das der Schwere, wie das der Anziehungskraft, das die Körper zwingt den leeren Raum zu füllen. Nur der Gott im Menschen erlaubt, gebietet von diesem Gesetze eine Ausnahme in den Wechselverhältnissen des Menschen zum Menschen. Und diese Ausnahme ruht in der Pflicht des Starken gegen den Schwachen, die jeden Menschen gewissermaßen instinctartig, das heißt in Folge seiner Natur, belebt. [1]) Der starke Vater sorgt für den schwachen Sohn, der starke Sohn für den schwachen Vater. Das ist das erste Gesellschaftsgesetz, der Ausgangspunkt aller gesellschaftlichen Verbindung.

Eine höhere Stufe bildet die in der Sclaverei liegende Pflicht. Ein menschliches Pflichtgefühl gebietet

---

[1]) Rousseau selbst baut auf sie die Gesellschaft; denn das Mitleiden, das er ihr, in seiner Rede über die Ungleichheit und ihre Ursache, zur Grundlage giebt, ist nichts anders als der menschliche Instinct, das Urgefühl des Menschen, das den Starken zum Mitleiden gegen den Schwachen, Kranken, Elenden zwingt.

dem starken Volke, das schwache nicht, wie sonst in der Natur, wo Stärke auf Schwäche stößt, zu zernichten, sondern im Gegentheile sich des Schwachen anzunehmen, wie der Vater sich des Sohnes annimmt.

Das Doppelwesen, das den Menschen beherrscht, Geist und Leib, Thier und Mensch, Natur und Gott, ist auch hier in einem doppelten Gesetze thätig. Das physische Naturgesetz zwingt die Kraft sich der Schwäche gegenüber geltend zu machen, drängt das Stärkere gegen das weniger Starke an; treibt den Körper die Leere, die sich neben ihm bildet, zu füllen. Dies rein physische Naturgesetz führt zur Eroberung überall, wo ein starkes Volk einem schwachen Volke nahetritt. — Neben diesem physischen Gesetze aber macht sich im Menschen stets auch ein geistiges, ein moralisches Element geltend, das das Starke zwingt, Mitgefühl gegen die Schwäche zu haben, das der Kraft gebietet der Ohnmacht beizustehen, sie zu schützen, ihr zu helfen, sie zu hegen und zu pflegen. Und dieser Gedanke führte in der Eroberung zur Pflicht der Sclaverei, so lange noch Sclaverei Folge der Eroberung war. Wäre nur das rein physische Gesetz im Menschen lebendig, so würde jede Eroberung zum Untergange des eroberten Volkes führen. Erst das Hinzukommen des geistigen Menschengesetzes der Liebe, des Mitleidens, der Hingebung, der Pflicht des Starken gegen den Schwachen führt in dem Wesen des Menschen zu einer Vermittelung zwischen den rein physischen Gesetzen der Natur und dem reinen Moralgesetze Gottes.

Die Sclaverei beruhte auf dieser Doppelthätigkeit, der physischen Macht und der menschlichen Pflicht der Stärke. Sie ist die nächste Stufe der gesellschaftlichen

Entwickelung nach der Familie, und so finden wir auch die ursprüngliche Auffassung der Sclaverei überall als die einer Art Familienbande, die zwischen dem Herrn und dem Sclaven bestand. Der Herr übernimmt die Pflicht, für den Sclaven zu sorgen, und sein Recht geht so weit als diese Pflicht reicht und er sie zu erfüllen vermag und wirklich erfüllt. Die rohe Auffassung, daß der Vater selbst über das Leben seines Sohnes gebietet, wiederholt sich bei der Sclaverei. Der Schutz des starken Vaters sichert das Leben des schwachen Kindes gegen die Angriffe der Thiere des Waldes. Der Vater wagt zu dem Ende alle Tage sein eigenes Leben. Der starke Herr, das starke Volk, vertheidigen ihre schwachen Sclaven gegen die starken Nachbarn und wagen bei dieser Vertheidigung ebenfalls Leib und Leben. Diese Vertheidigung ist die Pflicht des Herrn, und in ihr liegt der Grund des Rechts, das eine rohe und naturstarke Auffassung bis über die Grenze der Natur hinausschieben konnte, das aber bis an diese Grenze hinan nicht weniger naturgemäß ist.

Sehr bald entwickelt sich dann freilich die Sclaverei als ein positives Gesetz, das von nun an die Rechte des Herrn über den Sclaven zu fesseln sucht. So lange dies Recht neben der Kraft zugleich thatsächlich in der Pflicht des Starken gegen den Schwachen ruht, ist es gerechtfertigt. Aber sobald das in der Pflicht lebendige Recht in einem positiven Gesetze zur todten Form verwandelt wird, verliert es die ihm nothwendige Unterstellung des Bedürfnisses auf Seiten des Sclaven und der Befriedigung dieses Bedürfnisses auf Seiten des Herrn. Der Herr sorgt dann nicht mehr für den ihm untergebenen Sclaven, weil dieser des Herrn dem er dient, ebenfalls bedarf, sondern umgekehrt

lernt dann der Herr sich seines Sclaven bedienen, ohne weiter an seine Pflicht zu denken, und wird dann meist am Ende selbst der Sclave dieser Dienste so sehr, daß er ohne sie nicht mehr zu leben vermag. So verliert das Wechselverhältniß, der natürliche contrat social zwischen Herrn und Sclaven seinen Rechtsboden, und die Empörung des Sclaven wird dann befugt und gerechtfertigt.

Von da an ändert noch die Stellung Beider. Nachdem das, nur in der Pflicht begründete, Recht des Herrn diesen rechtfertigenden Grund verloren hat, bleibt bald kein Recht mehr, sondern nur noch Macht und Gewalt übrig. Diese selbst aber verlieren sehr bald ebenfalls ihren natürlichen Boden. Zu Anfang war wirklich Macht auf der einen und Ohnmacht auf der andern Seite, weil sich Kraft und Schwäche, Sieger und Besiegte, gegenüber standen. Die Wechselverbindung zwischen den Menschen aber strebt überall zur Aussöhnung der Ungleichheiten. Herren und Sclaven, die eine Zeitlang miteinander lebten, werden sehr bald Einer von dem Andern Manches angenommen haben. Aber selbst wo Herren und Sclaven als getrennte Racen und Stämme neben einander leben, tritt etwas Aehnliches ein, und kaum Jahrhunderte mögen dazu gehören, den Sclaven hinaufzuschwingen und die Herren herabzudrängen, daß Herr und Sclave sich sehr bald auf derselben Stufe begegnen. Sobald dies der Fall, hört auch die Macht, die Stärke des Herrn auf. Von dem Augenblicke an giebt es nur noch Vorrechte und Vorurtheile, und gegen diese ist die Empörung des Sclaven nicht nur gerechtfertigt, sondern natürlich, nothwendig und sehr bald auch siegreich.

Das ist die Geschichte der Sclaverei in allen Zeiten

und in allen Ländern, — mit Ausnahme derjenigen, die gegenwärtig noch in Amerika stattfindet, und die einen andern Namen haben sollte als den der Sclaverei, denn wie hart dieser auch unseren Ohren klingen mag, so ist er viel zu ehrbar, viel zu milde für das Verhältniß das heute in Amerika und in den Colonien zwischen Herrn und Sclaven stattfindet. Es ist das eine Art civilisirter verkappter Menschenfresserei, die keinen andern Grund hat als den Heißhunger der Einen und die Schwäche der Andern. Die Sclaverei des Alterthums war eine nothwendige Entwickelungsstufe der Gesellschaft, eine Brücke, über die die Schwachen in den Kreis der Starken eingingen. Aber in Amerika ist die Sclaverei heute nur noch ein durch Nichts zu rechtfertigender Hohn des Menschen gegen Gott und sich selbst. Der Schatten, den diese neue Sclaverei auf die alte wirft, ist auch mit Ursache, daß diese selbst so selten begriffen wurde, da man bei ihr meist an jene dachte.

5.

Das Recht der Sclaverei des Alterthums, — wie das der Familie, — beruht in der Pflicht des Starken gegen den Schwachen. Es hört auf, wenn diese Pflicht nicht mehr nothwendig ist, wenn sie nicht mehr erfüllt wird. Sie ist aber nicht mehr nothwendig, wenn Gleichheit der Kräfte bei Herrn und Sclaven eingetreten sind. Von dem Augenblicke an macht sich auch das Bedürfniß gleicher Rechte, gleicher Pflichten für Beide gebieterisch geltend.

Das ist überhaupt der Gang aller Cultur, aller Menschenverhältnisse. Ungleichheit giebt Rechte und Pflichten; die Natur strebt zur Aussöhnung der Ungleichheiten unter

den Menschen, und ist diese Aussöhnung erreicht, die Gleichheit hergestellt, so fordert sie dann auch gleiche Rechte und Pflichten für Alle, geordnet und geregelt durch neue Verträge nach den Bedürfnissen der Culturstufe, auf der die Betheiligten des Vertrages angelangt sind.

Wenn der Sohn erstarkt und zum Manne herangereift ist, während der Vater noch in seiner ganzen Kraft da steht, berathen beide, als Gleiche, über die Bestellung ihrer Länder, über die Geschäfte des Hauses. Wenn die Sclaven auf die Stufe der Herrn hinaufgestiegen sind, theilen sie mit diesen sehr bald alle Geschäfte, werden Kaufleute, Künstler, Redner, Schriftsteller, Staatsmänner und Krieger wie ihre Herren. Sobald die Unterthanen eines Staates zur Mannbarkeit herangewachsen sind, hört hier auch zwischen allen Mannbaren die natürliche Ungleichheit auf, verlangen die zur Mannbarkeit Erstarkten gleiche Rechte mit allen Berechtigten, Theilnahme an aller Staatsthätigkeit.

Rousseau lebte in einer Zeit, wo rings um ihn sich die Zeichen der Mannbarkeit eines großen Theiles des französischen Volkes bekundeten; er stand am Vorabende des Tages, an dem die Mittelstände fragten: »Wer sind wir? — Nichts! — Und was sollen wir sein? — Alles!«

Und er fühlte die da kommenden Dinge voraus, und verkündete sie. Er ahnete, daß die Welt einer neuen Gestaltung der Verhältnisse entgegenschritt, daß ein neuer Staatsvertrag zwischen den zur Mündigkeit herangerückten Klassen und ihren frühern Beherrschern nothwendig geworden. Er forschte nach den Bedingungen dieses neuen Vertrages, und hier tritt er denn in ein Bereich ein, das er vollkommen übersah und beherrschte. »Wenn ich auch

alles was ich bis jetzt bekämpft habe (das Recht des Stärkeren, das Recht der Sclaverei) zugeben wollte, so würden die Helfershelfer des Despotismus dadurch noch Nichts gewinnen.« Und er hat Recht, denn der Despotismus war zu seiner Zeit in Frankreich ebenso unberechtigt als die Sclaverei in Rom zur Zeit wo die ersten Namen Roms Sclaven waren.

Aber auch hier bleibt Rousseau bei seiner alten Verfahrungsweise. Wie er aus dem Walde zu St. Germain nach Paris in Gesellschaft gehen konnte, so ungefähr dachte er sich einen Sprung aus dem Urzustande der Menschen in die staatlichen Verhältnisse unserer Zeit. »Er unterstellt die Menschen auf der Stufe angekommen,« wo sie nicht mehr wild sein können, »wo Hindernisse ihre Erhaltung im Naturzustande unmöglich machen.« Das zwingt sie zu einer gesellschaftlichen Verbindung, und so stellen sie sich die Aufgabe:

»Eine Form der Verbindung zu finden, die die Gesamtkraft, die Person und das Eigenthum jedes Verbündeten vertheidigt und schützt, in der Jeder sich mit Allen verbindet, und nichts desto weniger nur sich selbst gehorcht und ebenso frei bleibt als vorher.« [1])

Er entwickelt diese Ansicht näher und sagt: »Das ist die Grundaufgabe, die der Gesellschaftsvertrag löst. Die einzelnen Bestimmungen dieses Vertrages sind so fest angedeutet durch die Natur des Vertrages selbst, daß die geringste Aenderung sie zernichten und erfolglos machen würde. So daß, obgleich sie vielleicht nirgend fest ausgesprochen

---

[1]) Contr. soc. liv. I, c. VI.

worden, sie überall dieselben, überall stillschweigend angenommen und anerkannt sind, bis der Gesellschaftsvertrag verletzt worden, wo dann Jeder in seine Urrechte zurücktritt, seine natürliche Freiheit zurücknimmt, indem er die bedungene Freiheit, auf die er verzichtet, verliert. Diese Bestimmungen, gehörig bedacht, lassen sich alle auf Eine zurückführen, die nämlich, die gänzliche Veräußerung jedes Verbündeten mit allen seinen Rechten an die ganze Gemeinschaft. Denn erstens, da jeder sich ganz giebt, so ist die Bedingung gleich für Alle; und da sie für Alle gleich ist, so hat Keiner ein Interesse, sie dem Andern zu erschweren. Da überdies die Veräußerung ohne Rückhalt stattfindet, so ist die Vereinigung so vollkommen als möglich, und keiner der Verbündeten hat mehr etwas in Anspruch zu nehmen. — — Endlich, da Jeder sich allen giebt, so giebt er sich Niemanden, und da Jeder der Verbundenen eben so viel Recht erlangt, als man ihm selbst abtritt, so gewinnt man den Ersatz für alles was man verliert, und mehr Kraft, das zu schützen was man hat. — Wenn man so alles aus dem Vertrage beseitigt, was nicht zu seinem Wesen gehört, so wird man finden, daß er sich auf den folgenden Satz zurückführen läßt: »Jeder von uns bringt in Gemeinschaft seine Person und seine ganze Macht unter die oberste Leitung des Gesamtwillens, und wir nehmen in Gesamtheit jedes Mitglied als untheilbaren Theil des Ganzen auf.«

So ungefähr würde die Akademie von Dijon die Preisfrage über den Grundsatz eines Staatsvertrags, aus dem Gesichtspunkte des achtzehnten oder vielleicht besser des neunzehnten Jahrhunderts aufgefaßt, gestellt haben,

wenn sie die Bedürfnisse der Zeit und die Nothwendigkeiten der nächsten Zukunft geahnet hätte. Rousseau aber denkt sich, daß die ersten Menschen, die in eine gesellschaftliche Verbindung treten, sich die Aufgabe so einfach und zugleich so unendlich verwickelt gestellt hätten. Wir sahen wie er sich als Wilder mit der höchsten christlichen Duldsamkeit und europäischen Culturphilosophie von einem Baume zum andern treiben ließ; und so begründet er auch den Gesellschaftsvertrag für seine Wilden in demselben Standpunkte der höchsten Culturstufe des achtzehnten Jahrhunderts. So lange noch eine moralische Ungleichheit, Kraft und Schwäche, in den gesellschaftlichen Beziehungen vorhanden sind, ist der Staatsvertrag nicht auf dem Fuße der Gleichheit möglich. Die hohe Cultur der neueren Zeit, die Entwickelung des christlichen Grundsatzes der Gleichheit vor Gott verwischt immer mehr alle höhere wesentliche Ungleichheit, in so weit sie bei den Gesellschaftspflichten und Gesellschaftsrechten von Bedeutung ist, und hierin erst ruht die Möglichkeit eines Staatsvertrages, gegründet auf Gleichheit aller Mitglieder der Gesellschaft. Gleichheit der Bürger war schon oft da, ob nun die Bürger eine Handvoll Spartaner, Athener, Römer neben der Masse der Sclaven, oder ein Häuflein Ritter und Adeliger neben der Masse der Knechte und Bauern waren. Der Gedanke der Gleichheit aller Menschen, die die Gesellschaft umfaßt, schlägt im Christenthum die ersten Wurzeln, und brauchte achtzehnhundert Jahre um endlich Früchte zu tragen. Rousseau war einer der ersten, der diese Frucht klar erkannte, vom Baume brach und sie den Menschen hinreichte; — und das ist sein Verdienst. Er ließ die natürlichen Ungleichheiten bestehen und fußte seine

Gesellschaft auf die höhere Menschengleichheit. Und so kommt er zu dem Schlusse: »daß der Grundvertrag, anstatt die natürlichen Ungleichheiten zu zerstören, im Gegentheile eine moralische und gerechtfertigte Gleichheit an die Stelle alles dessen setzen muß, was die Natur als physische Ungleichheit zwischen die Menschen gelegt hat; und daß die Menschen, wenn auch ungleich an Kraft und Geist, alle durch Vertrag und Recht gleich werden müssen.«

## 6.

Es ist in Bezug auf das Ergebniß von geringer Bedeutung, daß er sich über den Ursprung des Baumes, dessen Früchte er bot, täuschte. Diese Täuschung aber wird schon beim nächsten Schritte, den er auf der rechten Bahn, die er jetzt eingeschlagen hat, thut, abermals sehr klar. Denn mit diesem ersten Schritte wird seine Staatsverbindung so gerundet und vollendet, daß keine des Alterthums mehr in sie paßt. Nachdem er seine Aufgabe erkannt hat, fährt er fort und sagt: »Dieser Verbindungsakt setzt an die Stelle der Persönlichkeit jedes einzelnen Vertragsmitgliedes einen Gesamt-Körper, der aus so vielen Mitgliedern besteht, als die Versammlung Stimmen hat, und der durch denselben Akt seine Einheit, sein gemeinsames Ich, sein Leben und seinen Willen erhält. Diese öffentliche Person, die sich so durch die Einigung aller andern bildet, hieß sonst die Cité, und heißt jetzt die Republik, oder der politische Körper, — der wieder Staat heißt, wenn er passiv, Herrscher (souverain) wenn er aktiv ist, und Macht (puissance) gegenüber seines Gleichen. In Bezug auf alle Verbündeten nimmt sie den Gesamtnamen Volk

an, und die Theilnehmer heißen insbesondere Bürger, in so fern sie an der Herrscherbefugniß Antheil haben, und Unterthanen, in so fern sie den Gesetzen des Staates unterworfen sind.«

Es ist klar, daß schon in diesem ersten allgemeinen Umrisse die Grundzüge der Republik und der Volksherrschaft, gefußt auf Unterthänigkeit gegen das Gesetz, offenbar hervortreten. Die weitere Entwickelung seiner Ansichten ist aber nichts als die nähere Ausführung dieser Grundzüge.

Vor allem sucht er das Wesen, die Stellung und die Thätigkeit des Herrschers, des Souverain, näher zu bezeichnen. »Jedes bei dem Vertrag theilnehmende Individuum ist auf eine doppelte Weise verpflichtet: als Mitglied des Herrschers (souverain) gegen jeden Einzelnen, und als Mitglied des Staats gegen den Herrscher.« — Der Herrscher, der Souverain, besteht aus allen einzelnen Vertragsmitgliedern, und »hat somit kein anderes Interesse als das der Gesamtheit, kann kein anderes haben.« — — »Wer sich weigert, dem Gesamtwillen zu gehorchen, wird dazu durch den ganzen Körper gezwungen, was nichts anderes heißt, als ihn zwingen, frei zu sein.«

Die Herrschaft, die Souverainеté, ist unveräußerlich. »Die Macht kann immerhin übertragen werden, nicht aber der Wille. In der That, wenn es auch nicht unmöglich ist, daß der Wille eines Einzelnen in manchen Punkten mit dem Gesamtwillen übereinstimmt, so ist es dagegen unmöglich, daß er beständig und überall mit ihm einverstanden. Denn der Sonderwille strebt seiner Natur nach nach Bevorzugung, und der Gesamtwille nach Gleich-

heit. Es ist noch weniger möglich, eine Bürgschaft für diese Uebereinstimmung zu haben, selbst wenn er stets bestehen sollte, was denn keine Folge der Berechnung, sondern des Zufalles wäre.«

»Wenn daher ein Volk einfach verspricht zu gehorchen, so löst sich dadurch selbst der Staatsvertrag auf, es verliert die Eigenschaft ein Volk zu sein. In dem Augenblick, wo es einen Meister hat, giebt es keinen Herrscher, keinen Souverain mehr, und somit ist der Staatskörper zerstört.« — Erträgt es ruhig den Meister, »so muß man aus dem Schweigen aller auf die Zustimmung des Volkes schließen.«

Die Herrschaft ist untheilbar.

»Aber unsere Politiker, die die Herrschaft nicht in ihrem Grundsatze theilen können, theilen sie in ihrem Gegenstande; sie theilen sie in Macht und Wille, in gesetzgebende und vollziehende Gewalt, in Abgaben-, Gerichts- und Kriegsrechte, in innere Verwaltung und die Macht Verträge mit dem Auslande zu schließen; oft mischen sie alle diese Theile durcheinander, oft trennen sie sie; sie machen aus dem Herrscher ein phantastisches Wesen aus allerlei Fetzen zusammengesetzt. Gerade als ob sie einen Menschen aus verschiedenen Leibern bilden wollten, von denen der eine die Augen, der andere die Arme, der dritte die Beine hergäbe. Die Charlatans in Japan schneiden Kinder in Stücke, werfen die einzelnen Glieder in die Luft und lassen dann das Kind wieder ganz und lebendig herabfallen. Das sind ungefähr die Kunststückchen unserer Politiker.«

Rousseau fragt sich dann: ob der Gesamtwille irren könne? Und er antwortet: »der Gesamtwille ist stets Recht, strebt stets nach dem Gesamtwohl. Aber daraus folgt

nicht, daß die Berathungen des Volks stets dieselbe Richtigkeit haben. Man will stets sein Bestes, aber man sieht es nicht stets. — — Wenn Bestechungen, wenn Sonderverbindungen auf Kosten der Gesamtverbindung stattfinden, so wird der Gesamtwille dieser Sonderverbindungen zum allgemeinen in Rücksicht auf ihre Theilnehmer, zum besondern in Rücksicht auf den Staat. Dann kann man sagen, daß es nicht mehr so viel Stimmen als Menschen, sondern so viel, als Sondergesellschaften bestehen, giebt. — — Die Ausgleichung aller Interessen geht aus dem Gegensatze gegen das Interesse jedes Einzelnen hervor. — — Aber wenn eine dieser Sondergesellschaften so groß ist, daß sie das Uebergewicht über alle andern davonträgt, so ist das Ergebniß nicht mehr die Summe aller kleinen Interessen, sondern die eines einzigen Interesses; dann giebt es keinen Gesamtwillen mehr, und die Ansicht, die den Sieg davon trägt, ist nur noch eine Privatansicht.«

Nachdem er so das Wesen der Volksherrschaft geschildert, sucht er ihre Gränzen näher zu bezeichnen. »Es handelt sich hier, die besondern Rechte der Bürger und des Herrschers des Gesamtvolkes zu bestimmen; und die Pflichten, die die ersten in ihrer Eigenschaft als Unterthanen zu erfüllen haben, von den natürlichen Rechten, die ihnen als Menschen zukommen, zu unterscheiden. Alles, was jeder Einzelne durch den Gesellschaftsvertrag von seiner Macht, seinen Gütern, seiner Freiheit veräußert, ist der Theil, der zum Gebrauche der Gesamtheit unerläßlich ist. Man muß übrigens zugleich zugestehen, daß der Herrscher, das Volk, allein Richter darüber ist was dazu gehört. Alle Dienste die ein Bürger dem Staate erzeigen kann, ist er ihm schuldig, sobald jener sie verlangt. Aber

der Herrscher seiner Seits darf die Bürger mit keinen Lasten beladen, die der Gesamtheit nicht nutzen. Er kann dies selbst nicht einmal wollen, denn nach den Gesetzen der Vernunft geschieht nichts ohne Ursache, ebenso wenig als nach den Gesetzen der Natur.« — — »In Wahrheit, sobald es sich um eine besondere That oder ein besonderes Recht, über einen Punkt, der nicht durch eine allgemeine und vorhergehende Uebereinkunft geordnet ist, handelt, wird die Angelegenheit eine Streitsache, ein Prozeß« — — der nicht mehr vor den Herrscher gehört, sondern vor Richter, die über den Streit zwischen ihm und dem Bürger entscheiden.

»Der Gesamtwille ändert seine Natur, wenn er auf einen besondern Gegenstand gerichtet ist, und kann, als Gesamtwille, weder über einen einzelnen Menschen noch eine Einzelnhandlung entscheiden. Wenn das Volk von Athen seine Chefs ernannte und absetzte, dem einen Ehren, dem andern Strafen zusprach, und durch eine Menge Sonderbeschlüsse ohne Unterschied alle Thätigkeit einer Regierung ausübte, so hatte das Volk dann nicht mehr einen wahren Gesamtwillen; es handelte nicht als Herrscher, sondern als Richter.«

»Was den Willen verallgemeinert, ist weniger die Zahl der Stimmen, als das Gesamtinteresse das sie vereinigt. Durch die Natur des Vertrages selbst verpflichtet oder bevortheiligt jeder Akt der Herrschaft, das heißt jeder authentische Akt des Gesamtwillens, alle Bürger in gleichem Umfange.« So wird es auch klar, was eigentlich ein Akt der Herrschaft ist. »Es ist keine Uebereinkunft des Höhern gegen einen Niedern, sondern eine Uebereinkunft des Körpers mit seinen Gliedern; sie ist gerecht, weil sie

den Gesellschaftsvertrag als Grundlage hat; sie ist billig, weil sie allen gemeinschaftlich ist; sie ist nützlich, weil sie keinen andern Zweck als das Gesamtwohl haben kann; sie ist grundfest, weil sie die öffentliche Macht und die höchste Gewalt zum Bürgen hat.«

Aus all dem folgt, »daß der Herrscher nie berechtigt ist, einen Unterthan mehr als den andern zu belasten, weil dadurch die Angelegenheit eine Sonderhandlung wird, und seine Macht nicht mehr befugt ist.«

In dieser Auffassung ist das Gesetz nichts als der Gesamtwille des Volkes zum Besten Aller. »Wenn das ganze Volk über das ganze Volk entscheidet, so berücksichtigt es nur sich selbst, und wenn dann eine Wechselverbindung stattfindet, so geschieht dies nur von der Gesamtheit aus in Rücksicht auf die Gesamtheit. Dann ist der Gegenstand, über den man bestimmt, ebenso allgemein als der Wille, der bestimmt. Und dieser Akt heißt ein Gesetz.«

»Das Gesetz kann immerhin bestimmen, daß es Vorrechte geben soll, aber es kann diese Vorrechte nicht persönlich machen; das Gesetz kann mehrere Klassen von Bürgern einrichten, und selbst Eigenschaften bestimmen, die diesen Klassen Rechte geben, aber es kann nicht Diesen oder Jenen bezeichnen, um in dieselben eingewiesen zu werden; es kann eine königliche Regierung errichten und auch eine bestimmte Erbfolge; aber es kann keinen König wählen, und keine königliche Familie ernennen. Mit einem Worte, jede Thätigkeit, die rein persönlich ist, gehört nicht zur gesetzgebenden Macht.«

In Folge dieser Auffassung der gesetzgebenden Macht im Volke, des Gesetzes als des Gesamtwillens

zum Gesamtbesten, kommt Rousseau dann auch zu einem festen Begriffe des Wortes Republik. »Ich nenne Republik jeden Staat der durch Gesetze beherrscht ist, unter welcher Regierungsform dies auch sein mag; denn nur dann herrscht das Gesamtinteresse, nur dann ist die res publica zu Etwas geworden. Jede gerechtfertigte Regierung ist eine Republik.«

»Das Volk, dem Gesetze unterworfen, muß sein Urheber sein, und nur denen, die sich verbinden, kommt es zu, die Bedingungen ihrer Verbindung zu ordnen.« Das Volk also ist der Gesetzgeber, und dieser erlangt die höchste Vollkommenheit, die er erreichen kann, »wenn jeder Bürger nichts ist und nichts kann als durch alle andere, und wenn die dem Ganzen gegebene Macht gleich oder größer ist als die natürlichen Kräfte aller Individuen.«

Wenn Rousseau die Trennung der Gewalt des Herrschers in gesetzgebende und vollziehende bekämpfte, so verhindert ihn dies natürlich nicht von der andern Seite eine scharfe Gränze zwischen der Gesetzgebung und der Verwaltung zu ziehen und zu beweisen, wie gefährlich es ist, aus der einen in die andere überzugreifen.« Wer den Menschen befiehlt, soll nicht zugleich auch über die Gesetze bestimmen, und wer über die Gesetze bestimmt, nicht auch den Menschen befehlen.« Und er glaubt, daß Rom untergegangen, weil es in »denselben Häuptern die gesetzgebende Macht und die Herrschergewalt vereinigte.«

Rousseau sucht dann das Ziel, die letzte Aufgabe der Gesetzgebung des Volkes und sagt: »Wenn man sich endlich fragt: worin besteht das höchste Gut Aller, was muß das Endziel jeder Gesetzgebung sein? so findet man, daß es sich auf zwei Hauptaufgaben zurückführen läßt, die

Freiheit und die Gleichheit.« Worin die bürgerliche Freiheit besteht, wurde schon früher gezeigt; und so bleibt nur noch übrig die bürgerliche Gleichheit näher zu bestimmen, und Rousseau thut es, indem er sagt: »Man darf sich nicht einbilden, dies Wort verlange daß alle Stufen der Macht und des Reichthums vollkommen dieselben seien. Aber die Macht muß nicht bis zur Gewalt reichen, und nie anders ausgeübt werden als in Folge des Ranges und der Gesetze; und in Bezug auf den Reichthum darf kein Bürger reich genug sein um die andern kaufen zu können, und keiner arm genug, um gezwungen zu sein sich zu verkaufen.« Ne souffrez ni des gens opulens ni des gueux! setzt er einfacher in einer Note hinzu.

»Diese Gleichheit ist ein Wahn, der nicht in der That bestehen kann, — wirft man mir ein. — Aber wenn der Mißbrauch unvermeidlich ist, folgt daraus, daß man ihn nicht wenigstens zu ordnen suchen soll? Gerade weil die Natur der Dinge stets dahin strebt, die Gleichheit zu zerstören, muß die Gesetzgebung stets dahin streben, sie aufrecht zu erhalten.«

## 7.

Das ist Rousseaus System im Allgemeinen. Er sucht dasselbe dann im Einzelnen durchzuführen, wobei wir, wie überall und in allem was er thut, auf dieselbe tiefe Ahnung der Bedürfnisse der Zeit und der Zukunft, neben oft unbegreiflichen Irrthümern und Fehlgriffen, stoßen.

Wir haben gesehen wie Rousseau die Gesetzgebung von der Verwaltung oder Regierung trennt. Jene gehört dem Volke. »Aber diese kann der Gesamtheit als Gesetzgeberin oder Herrscherin nicht angehören, denn diese

Macht besteht nur in Sonderakten, die nicht Gegenstand des Gesetzes und somit des Souverain, dessen Akte nur Gesetze sein können, sind.«

»Was ist denn aber die Regierung? Eine vermittelnde Behörde zwischen den Unterthanen und dem Herrscher, zu ihrem wechselseitigen Bedürfnisse, beauftragt mit der Vollziehung der Gesetze und der Aufrechthaltung sowohl der bürgerlichen als politischen Freiheit. Die Mitglieder dieser Corporation heißen Magistrate oder Könige, das heißt: Regierende. Somit haben diejenigen, die behaupten, daß der Akt, durch den ein Volk sich seinen Chefs unterwirft, kein Vertrag sei, vollkommen Recht. Es ist nur ein Auftrag, ein Amt, in dem sie als einfache Beamten des herrschenden Volks (souverain) in seinem Namen die Macht ausüben, die es ihnen überträgt, und die es begränzen, ändern und zurücknehmen kann, sobald es ihm beliebt. Die bleibende Veräußerung eines solchen Rechts ist unverträglich mit der Natur der Gesellschaft und widerspricht dem Zwecke jeder Verbindung.«

Die Regierung, die Magistrate, der König — sind also dem Souverain, dem Volke gegenüber nichts als seine Beamten, deren Bestehen, so wie der Umfang ihrer Macht von dem Bedürfnisse des souverainen Volkes abhängt.

Das Volk als Souverain giebt Gesetze, die Regierung als Beauftragte des Volks vollzieht sie, und das Volk als Unterthan gehorcht. »Wenn der Souverain selbst regieren, oder die Regierung Gesetze geben, oder die Unterthanen ihnen zu gehorchen sich weigern wollten, so würde Unordnung der Ordnung folgen, der Staat sich auflösen und in Despotismus oder Anarchie verfallen.«

Die Regierung als solche muß an Stärke zunehmen, je zahlreicher das Volk, die Masse der Unterthanen wird. »Aber je mehr Kraft die Regierung haben muß, um das Volk (als Unterthanen) zu lenken, desto mehr Macht muß das Volk als Souverain erlangen, um die Regierung in Schranken zu halten.« Dieser Gegensatz ist der Grundton seiner Ansichten, und in Folge desselben sagt er denn auch: »Der Staat besteht durch sich selbst, die Regierung nur durch den Herrscher, Souverain. Somit ist oder soll der Herrscherwille des Fürsten nichts anderes sein als der allgemeine Wille oder das Gesetz, seine Macht nichts als die öffentliche Macht in ihm vermittelt. Sobald er aber aus sich selbst irgend einen durchgreifenden und unabhängigen Akt ziehen will, beginnt die Verbindung des Ganzen sich aufzulösen.« In der Gränze ihrer berechtigten Thätigkeit aber muß die Regierung stark und geachtet sein; »sie bedarf eines besondern Jchs, einer gemeinsamen Gefühlsweise für alle ihre Mitglieder, einer Macht, eines Eigenwillens, die ihre Erhaltung vermitteln. Diese Sonderexistenz unterstellt Versammlungen, Räthe, die Macht sich zu besprechen und zu beschließen: Rechte, Würden, ja Vorrechte, die dem Fürsten ausschließlich zukommen, und die die Stellung des Magistrats um so ehrenwerther machen je beschwerlicher sie ist.«

Der Magistrat, die Regierung im Gegensatz zum Souverain, kann aus mehr oder weniger Mitgliedern bestehen, und je nach der Anzahl derselben ist die Regierung entweder *demokratisch*, wenn das ganze Volk oder die Mehrzahl desselben, *aristokratisch*, wenn nur eine Minderzahl des Volkes an der Regierung Theil nimmt, und *monarchisch*, wenn sie einem Einzelnen übertragen ist.

»Man hat zu allen Zeiten viel über die beste Regierungsform gestritten, ohne zu bedenken, daß jede derselben unter gewissen Umständen die beste und unter andern die schlechteste sein kann.«

»Gäbe es aber ein Volk von Göttern, so würde es sich demokratisch regieren. Eine so vollkommene Regierung ist nicht gemacht für Menschen.«

Rousseau neigt zur Aristokratie hin. Aber er unterscheidet zwischen der natürlichen, der Wahl- und der Erbaristokratie, und sagt: »Die erstere steht nur einfachen Völkern an; die letztere, die Erbaristokratie, ist die schlechteste von allen Regierungen; die zweite, die Wahlaristokratie, ist die beste, sie ist die einzige Aristokratie die den Namen verdient. — — Die beste und die natürlichste Ordnung verlangt, daß die Weisen die Masse regieren, wenn man sicher ist, daß sie sie zum Besten des Ganzen und nicht zu ihrem eignen Sondervortheile regieren.«

Er erkennt die Vortheile der Monarchie an. »Die thätigste Regierung ist die eines Einzigen; — — Alles geht hier demselben Ziele zu, das ist wahr. Aber dies Ziel — ist nicht das des Gesammtwohls, und so schlägt die Macht der Regierung stets nur um so mehr zum Nachtheile des Staates aus. — — Politische Schönredner mögen den Monarchen immerhin sagen, wie ihr heiligstes Interesse verlange, daß das Volk blühend, zahlreich, gefürchtet sei. Sie wissen sehr gut, daß dies nicht wahr ist. Ihr persönliches Interesse fordert, daß das Volk schwach, elend sei und ihnen nie widerstehen könne. Ich gebe zu, daß wenn die Unterthanen stets vollkommen unterwürfig wären, das Interesse des Fürsten verlangte, daß das Volk

mächtig sei, damit diese Macht als die seinige ihm bei seinen Nachbarn Achtung verschaffe. Aber da dies Interesse nur untergeordneter Art ist, und da die beiden Unterstellungen nicht neben einander bestehen können, so ist es natürlich, daß die Fürsten stets den Grundsätzen den Vorzug geben, die ihnen am unmittelbarsten nützlich sind.« —

Er hat noch andere Gründe, die republikanische der monarchischen Regierung vorzuziehen. »In jener erhebt die öffentliche Stimme stets nur aufgeklärte und fähige Männer zu den ersten Aemtern; während die, die in den Monarchien sich hinaufschwingen, meist nur kleine Strudelköpfe, kleine Spitzbuben, kleine Intriguanten sind, denen die kleinen Talente, die in den Höfen zu großen Stellen führen, nur dazu dienen, dem Publikum ihre Nichtigkeit zu zeigen, sobald sie an ihrem Ziele angelangt sind.«

Der »fühlbarste Nachtheil der Regierung eines Einzelnen aber ist der Mangel einer beständigen Fortsetzung der Regierung.« Um ihm abzuhelfen, hat man die Krone für erblich erklärt. Aber Rousseau glaubt nicht, daß man mit dem Kopfe für eine Krone auch Gehirn fürs Regieren erbe. »Man giebt sich viele Mühe, wie man sagt, um den jungen Prinzen die Kunst zu regieren beizubringen. Es scheint nicht, daß diese Erziehung ihnen viel nützt.«

Er ist strenge und sagt einfach: »Um zu sehen, was diese Regierungsart an und für sich ist, muß man sie unter kurzsichtigen oder böswilligen Fürsten betrachten; denn sie kommen entweder so auf den Thron, oder der Thron macht sie zu solchen. — Diese Schwierigkeiten sind unsern Schriftstellern nicht entgangen; aber sie lassen sich durch dieselben nicht stören. Das Mittel ist, wie sie sagen, gehorchen

ohne zu murren. Gott giebt die schlechten Könige in seinem Zorne, und man muß sie ertragen, wie eine Strafe des Himmels.« —

In der Demokratie ist das Volk weniger mit Abgaben belastet; in der Aristokratie schon mehr; in der Monarchie lastet das schwerste Gewicht auf ihm. Aber nicht die Masse der Abgaben, sondern erst der Umschwung derselben aus der Kasse des Staates in die Tasche des Volkes bedingt die mehr oder geringere Last der Abgaben. Darin aber, daß die Monarchie große Abgaben, die Aristokratie weniger große und die Demokratie die geringsten fordert, sieht Rousseau die Ursache, daß Monarchien reichen, Artistokratien weniger reichen, Demokratien nur armen Völkern anstehen. Da der geringere oder größere Reichthum theilweise von der Ergiebigkeit des Bodens abhängt, so soll dann diese wieder in etwa die Regierung bedingen; die Wüsten und öden Steppen weist Rousseau den Wilden, die Gegenden, wo die Cultur nicht ausreicht für das Bedürfniß, den Barbaren; die Länder, wo die Arbeit alles Nothwendige, und nicht mehr, hervorbringt, den freien Völkern; und endlich die ergiebigen Länder den Monarchien zu. Er läßt sich in dieser Phantasie durch nichts stören, und sagt einfach: »Wenn auch der ganze Süden mit Republiken und der ganze Norden mit Despotien bedeckt wäre, so würde es deswegen nicht weniger wahr sein, daß die heißen Länder dem Despotismus, die kalten der Barbarei und die Mittelregionen der bonne politique zustehen.« Wenn man auf einen so festüberzeugten Gegner stößt, so würde es wenig nützen, die höhere Geschichte und Geographie zu Hülfe zu rufen, die bekunden, daß alle Regierungsarten nach und nach in allen Regionen vorgekommen sind und noch heute

vorkommen [1]); ja die sogar beweisen, daß bis zu einem gewissen Grade die Natur selbst dem Menschenwollen und Menschenernste gehorcht, und dort wo einst nur kalte Wälder und Schneegebirge waren, jetzt die blühendste Cultur herrscht. Es ist, wie auch in Montesquieus Freiheitswärmemesser, etwas Wahres in der Ansicht dieser beiden großen Denker, und zwar, daß die Natur, wo der Mensch sie allein gewähren läßt, den Menschen halbwegs beherrscht, — beherrscht, so lange er ihr nicht Gesetze vorschreibt und zu gehorchen gebietet. Das Wunder, das die Sonne stillstehen machte, geschieht überall und zu jeder Stunde, wo der Menschengeist einen Sieg über das Gesetz der Natur davonträgt; und er trug und trägt solcher Siege überall und zu allen Zeiten davon, wo er überhaupt zu Kraft und Willen, zur geistigen Mannbarkeit herangewachsen ist. —

Es ist auch ein Naturgesetz, daß man selten nur Einen Schritt strauchelt. Aus einem Irrthum fällt man in der Regel in einen anderen. Rousseau sagt mit Enthusiasmus: »Die wenigst bewohnten Länder sind die geeignetsten zum Despotismus, die reißenden Thiere herrschen nur in der Wüste!« Schade, daß es nicht wahr ist. Dieser Irrthum Rousseaus führt wieder zu einem andern, indem er in der

---

[1]) Rousseau selbst sagt ein paar Capitel weiter III, 10: »de la démocratie à l'aristocratie, de l'aristocratie à la royauté — c'est là l'inclination naturelle du gouvernement« in seiner geschichtlichen Entwickelung. Er sagt ein andermal, daß das Volk wie der Mensch geboren werde, wachse, erstarke, seine Reife erreiche und dann wieder untergehe. Aber er setzt hinzu: „Die Constitution des Menschen ist das Werk der Natur, die des Staates das Werk der Kunst." Das ist wieder sein Grundirrthum, aus dem die meisten andern, in die er fällt, hervorgehen. Die Volksconstitution ist so natürlich wie die Menschenconstitution, und beide ändern nach Umständen.

größeren oder geringeren Bevölkerung den Maßstab für die Blüthe des Landes gefunden zu haben glaubt. Jedermann weiß heute, daß Elend in gewisser Beziehung Treibhauswärme für die Vermehrung des Volkes ist, und daß nach einem schrecklichen Gesetze eines strengen Gottes für je Einen, der Hungers gestorben, am nächsten Tage Hunderte die nach Brot rufen, aus der Erde aufschießen.

Die große Mehrzahl aller Irrthümer Rousseaus sind Folge seines Wesens und seiner Stellung; wenn er auch ein Denker war, so war er noch mehr ein Dichter; er war kein Philosoph — sondern ein Prophet. Als Dichter und Prophet aber konnte er sich selten aus dem engen Kreise einer kleinlichen Auffassung der Verhältnisse hinausdenken. Wie tief seine Ansichten auch oft sind, wie durchgreifend sie die letzten Ursachen und äußersten Folgen auch oft ahnen, so ist dennoch sein Blick stets nur auf einen sehr kleinen Umfang begrenzt. Er ist und bleibt überall le citoyen — de Genève. Die kleine Stadtrepublik ist in gewisser Beziehung seine Welt, und nur wo er auf ähnliche Verhältnisse stößt, fühlt er sich zu Hause. Sobald sich aber diese Verhältnisse vergrößern, verliert er den Ueberblick, geht er in die Irre.

Er fragt sich im Laufe seines Werkes: Welches Volk am geeignetsten für eine gute Gesetzgebung? und unter den Bedingungen, die er aufstellt, ist auch die, daß alle Mitglieder des Staates sich persönlich kennen können. Unter den Völkern seiner Zeit sind seiner Ansicht nach nur die Corsen noch einer Gesetzgebung fähig. Als er sich selbst eine Art Musterstaat einbildet, giebt er demselben zehntausend Bürger.

Das ist der Kreis, den sein Geistesauge umfaßte. Und was nicht in denselben eingezwängt werden konnte, was

nicht halbwegs in Sparta, Rom oder Genf hineinpaßte, schien ihm unnatürlich.

Daher kommt es auch, daß er die großartige Verwikkelung und das kunstreiche Fachwerk der Volksvertretung nicht begriff. In seinem Staate war sie nicht nöthig, und wo er sie sah und wo sie nöthig war, paßten der Staat und dessen Verhältnisse nicht mehr in seine Auffassung hinein. Die Nothwendigkeit der Vertretung ist ihm nur eine Entartung, die nur Folge der Faulheit und des Luxus ist. Das Geld ist für ihn die erste Ursache der Vertretung. »Faulheit und Geld schafft endlich Soldaten, um dem Vaterlande zu dienen, Vertreter, um es zu verkaufen.« — — Gebet Geld und ihr werdet bald Ketten haben. Das Wort Finanzen ist ein Wort der Sclaverei und in der Cité unbekannt. In einem wirklich freien Staate thun die Bürger Alles mit eigener Hand und nichts durchs Geld. Weit entfernt für die Erfüllung ihrer Pflichten bezahlt zu werden, würden sie eher zahlen, sie selbst zu erfüllen.«

Es ist auch hier etwas Wahres in dieser Auffassung. Das Geld ist vom Bösen, weil es dem Bösen dient. Aber es ist doch nur das Mittel, nicht das Böse, das Uebel selbst. Wo dies Mittel zum Bösen verwandt wird, würde das Böse sich ebenso geltend machen, ob man nun mit Geldmünzen, Eisenstangen, Häuten oder ganzen Heerden zahlte. Daß man das Laster zahlt, daß man die Untugend kauft, ist das Uebel; ob nun in dieser oder jener Art, ist einerlei. Und gekauft, bezahlt wurde es zu allen Zeiten, wo es käuflich war. Wo man nach dem Mittel seine Lust zu befriedigen hascht, wo Gier und Geiz sich einstellen, hören Ehre und Tugend auf; und deswegen ist das Geld

vom Bösen, wo es das Streben der Masse wird, um mit ihm der Lust, dem Luxus, der kalten Eigenliebe zu fröhnen. Aber auch hier nur ist es vom Bösen, weil es das Mittel zum Bösen wird, nicht weil es an und für sich vom Bösen ist. Dies Mittel ändert, vergrößert, vermehrt, vereinfacht sich, je nachdem die Bedürfnisse und Zustände der Völker ändern, sich vergrößern, vermehren, vereinfachen. Das Geld in seiner gröbsten wie in seiner feinsten Auffassung gehört zur Culturstufe auf der das Volk steht und ändert mit dieser selbst. Es ist edel, ihm zu fluchen, wenn es das Mittel zum Unrecht wird; aber es heißt doch nur das Schwert schlagen, das uns verwundet hat. Die Hand, die es führt, das Laster allein ist verantwortlich. Und wer glaubt, nur das Mittel bekämpfen zu dürfen, wird bald erfahren, daß er sich an dem Schwerte das ihn verletzt hat, nur stets wieder verwundet, so oft er nach ihm schlägt, anstatt auf die Hand zu zielen, die es führt.

Rousseau selbst hat sich in seinem Kampfe gegen das Geld, der in ihm wie Alles, was er theoretisch erfaßte, auch thatsächlich zur Lebensregel wurde, alltäglich wund gerungen.

Wie das Geld für die Arbeit, so ist auch die Volksvertretung nur eine Art Tauschmittel für den Antheil jedes Einzelnen an bürgerlicher Freiheit. Ueber eine gewisse Stufe der Gesellschaft hinaus ist Vertretung unerläßlich; und das Alterthum verlor oft schon deswegen seine Freiheit, sobald es diese Stufe erreicht hatte, gerade weil es nicht wußte, wie sie durch Vertretung vermitteln. Die Regierung ist im Wesentlichen überall nichts als eine Vertretung, als ein Abtreten des Antheils jedes Einzelnen an der Verwaltung des Ganzen. Die vorchristliche und vorgermanische Auf-

fassung stieg nicht über die Ansicht der Gemeinde, der Stammverhältnisse hinaus. Völker im höhern Sinne, nicht vom Gesichtspunkte der Stamm- und Raceneinheit, sondern vom Gesichtspunkte einer menschheitlichen Volksverbindung aus, giebt es erst in der Neuzeit. Und erst in dieser wurde die Vertretung des Volks selbst ein Bedürfniß.

Vertretung ist überall nothwendig, wo nicht alle Betheiligten gesamter Hand eine bestimmte Handlung vornehmen können. Es kömmt Nichts darauf an, welchen Charakter diese Handlung hat, ob sie in Bezug auf den Staat eine Verwaltungs- oder eine Gesetzgebungs-Handlung ist. Wo die Masse der Betheiligten zu groß wird, um sie ins Gesamt vollführen zu können, da wird Vertretung nothwendig und unerläßlich.

Jeder Verwaltungsakt, jede Regierungshandlung verlangt in der Regel nur Einzelne zur Vollziehung, weil sie in der Regel eben nur gegen Einzelne gerichtet ist. Daher werden mit seltenen Ausnahmen überall Einzelne damit beauftragt. Und so im Alterthum wie in der Neuzeit. Wo aber die Einzelnen nicht ausreichen, tritt auch die Masse mit ein. Richtet sich die Regierungshandlung gegen Viele, gegen einen Theil des Volks, so ruft sie die Volksmacht zu Hülfe, so weit sie derselben bedarf; und so auf- und absteigend, nach den Bedürfnissen tritt eine mehr oder minder vergrößerte Vertretung ein.

Die Gesetzgebung ist activ und passiv, eine Gesamthandlung aller Bürger gegen alle Bürger des Staates. Und somit nehmen alle Bürger des Staates daran Theil. So lange diese Gesamttheilnahme persönlich möglich ist, mag sie persönlich stattfinden; wo sie nicht mehr persönlich möglich ist, stellt sich das Bedürfniß der Vertretung ganz

von selbst ein. Aber die vorchristliche und vorgermanische Auffassung — Germanenthum und Christenthum gehen auch in dieser Beziehung Hand in Hand — fühlten dies Bedürfniß nie und nirgend recht durchgreifend, weil in ihr der Begriff des Volks nicht über die Stadtgemeinde, nicht über die Stammansicht hinausreichte. Der größte Staat des Alterthums und der Welt, Rom, handelte stets nur von dem Standpunkte der Stadt aus. Thätige Staatsbürgerrechte hatten nur die Bewohner Roms, und als die Italiener und andere Provinzialbewohner ebenfalls Bürgerrechte erhielten, erlangten sie nur das Recht der Bewohner von Rom, und konnten nur Gebrauch davon machen, wenn sie persönlich in Rom waren. Die Stadt beherrschte die Welt, aber die Weltherrschaft ruhte wieder nur in den Stadtrechten Roms.

Und deswegen kam das Alterthum nicht zur Volksvertretung. Der Welt-Herrscher, der Souverain, konnte sich nicht aus seinen vier Pfählen herausdenken, weil er nicht bis zu einer menschheitlichen Auffassung der Begriffe von Mensch und Volk gelangt war. Erst die Neuzeit ging aus den Stadtgrenzen heraus, erkannte zuerst durchgreifend und selbstbewußt in der Lehre Christi Menschengleichheit an, und gelangte durch sie zum höhern Begriffe eines Volks, und so auch zum Bedürfnisse der Vertretung.

Rousseau aber saß so fest zwischen seinen vier Pfählen in Genf, wie die Alten zwischen denen von Sparta, Athen und Rom. Und deswegen sah er die Vertretung als eine Entartung an, und suchte auch ihre Ursache in einer solchen. »Die Erkaltung der Vaterlandsliebe, die Herrschaft des Einzelnwohls, die Größe der Staaten, die Eroberungen,

die Mißbräuche der Regierung haben auf die Bahn der Vertretung, der Abgeordneten in den Volksversammlungen geführt.«

Mit mehr Recht sagt er: »Die Abgeordneten des Volkes sind und können eigentlich nicht seine Vertreter sein, sondern sind nur seine Beauftragte (commissaires).« Das ist in gewisser Beziehung wahr, ebenso wahr, wie die Regierung selbst nur ein Auftrag, nur ein Amt ist. Und daraus folgt ebenso logisch, daß die Gesetzgeber, wie die Regierung, für ihr Amt dem Volke verantwortlich sind. Nicht aber auch, wie Rousseau sagt, »daß sie nichts fest beschließen können, und daß jedes Gesetz, das das Volk nicht in Person genehmigt hat, kein Gesetz sei.« Die Genehmigung ist unerläßlich, aber sie ist sowohl activ als passiv möglich. Die Wahl ist eine moralische Gewähr, daß der Gewählte im Geiste des Volkes handeln werde. Des Volkes Schweigen eine thatsächliche, daß der Gewählte in seinem Sinne gehandelt hat. Rousseau selbst erkennt dies bei der Regierung an, wo er zeigt, wie das Volk, das gegen die Handlungen seiner Regierung nicht auftritt, sie thatsächlich genehmigt. Ganz so bei der Gesetzgebung. Nur ist es klug von jedem Volke, sich die Mittel zu sichern, die ihm erlauben, sich ohne Hinderniß klar und unumwunden über die Thätigkeit seiner Gesetzgeber auszusprechen. Es giebt deren viele in der Neuzeit, sie sind die Früchte der neuern Cultur, und heißen: Presse, Volksversammlungen, Bittschriften und neue Wahlen. Rousseau, der das eine dieser Mittel benutzte, um die Reste der alten Welt unbewußt aus den Angeln zu heben, ahnete ihre Bedeutung nicht, weil er auch in Bezug auf sie in seinen vier Pfählen von Genf und Sparta festsaß.

Er hatte als Spartaner noch ganz andere Ursachen, gegen die Volksvertretung zu klagen. »Die Idee der Vertretung ist neu; — sie kommt uns von der Feudalregierung, von dieser ungerechten und sinnlosen Regierung, in der die Menschen herabgewürdigt und ihr Name entehrt sind.« Er konnte den Uebergang aus dem Alterthum in die Neuzeit, der in der Feudalherrschaft vermittelt ist, nicht begreifen; er und seine Gleichzeitler sahen von ihr meist nur die Reste überflüssig gewordener Einrichtungen; und so wurde schon der Name »Feudalherrschaft«, für sie zu einer Art gespenstigen Alpdrückens, unter dem sie in Angst seufzten, und meist, wie im Traume, sich durch einen Sprung in unbekannte Tiefen retten zu müssen glaubten.

Als Spartaner zieht er dann auch im Allgemeinen gegen die Neuzeit zu Felde, und ruft uns zu: »Ihr fürchtet das Elend (la misère) mehr als die Knechtschaft!« Es ist wahr; aber ist es ein Unrecht? arm sein und frei ist groß, aber elend und frei sein — unmöglich. Die Kette des Elends ist stärker als die stärkste Sclavenkette des Alterthums, und uns vor ihr zu hüten ist die erste und höchste Aufgabe der Neuzeit. Rousseau aber war zu sehr Spartiate um dies zu begreifen, zu sehr an Armuth gewöhnt, um das Elend zu fürchten. Aber dennoch fühlt er auch als Spartiate, daß wir ein Recht haben, ihm seine Sclaven vorzuhalten, und weicht dem Hiebe aus, indem er uns angreift und ruft: »Ihr Völker der Neuzeit, ihr habt keine Sclaven, aber ihr seid welche, ihr zahlt ihre Freiheit mit eurer. Ihr mögt immerhin euch dieses Tausches rühmen; ich sehe mehr Feigheit als Menschlichkeit in ihm.« — Es ist sicher, daß wenn nur die Menschlichkeit im Spiele wäre, die Sclaverei noch heute bestünde. Aber es ist ebenso unabweisbar,

daß die Neuzeit, die keiner Sclaven mehr bedarf, die ohne sie fertig wird und werden muß, sich ruhig vom Alterthume den Vorwurf der Feigheit machen lassen kann, wenn es sich darum handelt, wer muthvoller ist, der Einzelne, der überall dem Lebenskampfe als Einzelner, selbst auf die Gefahr endlosen Elends und geistiger Sclaverei hin, entgegentritt, oder der Spartiate, der für seine Freiheit Alles wagte, aber Sclaven bedurfte, um seinen Hunger zu stillen, um sein und seiner Kinder tägliches Brot herbeizuschaffen. Wir dürfen ihm gegenüber stolz sein — auf unser Elend! Zu dem ernsten Kampfe gegen dasselbe gehört ein ganz anderer Menschen- und Mannesmuth als zu dem lustigen Spiele der Waffen. Ein arbeitsiegender Tagelöhner ist ein Held der selbst die tapfersten Vertheidiger der Termopylen erröthen machen könnte.

## 8.

Rousseau schreitet von nun an rasch seinem Ziele zu. Es bleibt ihm nur noch übrig das Wesen der Regierung selbst zu bezeichnen, und dann es an einem Beispiele zu bekunden.

Er bekämpft noch einmal die Ansicht, daß das Verhältniß zwischen der Regierung und den Bürgern auf einem Vertrage beruhe, und hat dabei vorzüglich die Regierungen seiner Zeit und Frankreichs im Auge. Er sagt einfach: »Ebenso gut könnte man mit dem Namen Vertrag den Akt belegen, in dem der Eine dem Andern sagte: Ich gebe dir Alles, was ich habe, unter der Bedingung, daß du mir zurückgiebst was dir beliebt.« Der Unsinn ist groß und klar.

Er sucht dann die Idee, die der Constituirung der Regierung zum Grunde liegt, und findet sie in einem Doppelakte. »Durch den ersten bestimmt der Herrscher (Souverain), daß es eine Regierungsbehörde unter dieser oder jener Form geben soll; — und durch den zweiten ernennt das Volk die Chefs, die mit der Regierung beauftragt sind.«

Nachdem er so die Regierung begründet hat, forscht er nach den Mitteln, die Usurpation der Regierungsgewalt zu verhindern. Und sagt: »Die Errichtung der Regierung ist kein Vertrag, sondern ein Gesetz; die Statthalter der ausübenden Gewalt sind also nicht die Meister des Volkes, sondern seine Beamten; es kann sie ein- und absetzen, wie es ihm beliebt; es fragt sich nicht für sie zu unterhandeln, sondern zu gehorchen, und indem sie die Aemter, die der Staat ihnen auflegt, übernehmen, thun sie Nichts als eine Bürgerpflicht erfüllen, ohne irgend das Recht zu haben, über die Bedingungen zu streiten.«

»Wo es also vorkommt, daß das Volk eine erbliche Regierung einsetzt, ist dies nicht eine Verpflichtung, die es übernimmt, sondern eine vorsichtliche Form, die es seiner Regierung giebt, bis es ihm gefällt anders zu bestimmen.«

»Es ist wahr, daß diese Aenderungen stets gefährlich sind, und daß man nie an die bestehende Regierung rühren muß, bis sie unverträglich wird mit dem allgemeinen Besten. Aber diese Vorsicht ist eine politische Regel, kein Recht, und der Staat ist nicht mehr verpflichtet, die Civilregierung seinen Chefs, als die Militärautorität seinen Generalen zu lassen. Es ist ebenso wahr, daß man in einem solchen Falle nicht genug alle Formalitäten beobachten kann, um

einen regelmäßigen und gerechtfertigten Akt des ganzen Volkes von dem Geschrei einer Faction zu unterscheiden.«

Zu dem Ende verlangt Rousseau periodisch wiederkehrende Versammlungen, die keiner besonderen Berufung bedürfen. Und hier sollen dann jedesmal die beiden Fragen vorgelegt werden:

Gefällt es dem Souverain die gegenwärtige Form der Regierung aufrecht zu erhalten?

Gefällt es dem Volke die Verwaltung denen zu lassen, die bis jetzt damit beauftragt waren?

Er fühlt halbwegs, daß die Anwendung seines Grundsatzes in den neuern Staaten auf die größten Hindernisse stoßen würde, aber er glaubt dieselben dennoch in den Institutionen Roms vollkommen überwunden. Deswegen schildert er diese in seiner Art. Er beschreibt die Volksversammlungen, die Comitia der Römer in der Auffassung, die zu seiner Zeit die herrschende war. Er deutet mit stolzem Selbstvertrauen darauf hin, daß hier ein Volk von »zweimalhunderttausend Menschen« sich in denselben bethätigte. Ebenso schildert er das römische Institut der Tribunen, in denen er die »Conservateurs des Gesetzes und der gesetzgebenden Gewalt« sieht. Er geht dann zur Dictatur über, die eingesetzt wurde, um »die geheiligte Macht der Gesetze zu unterbrechen, wenn das Heil des Vaterlandes dies gebieterisch forderte.« Endlich schildert er noch das altrömische Institut der Censur, und stößt dabei abermals auf eine neue Folge seines Grundirrthums, nach dem die Organisation der Gesellschaft ihm als etwas Gemachtes, nicht als etwas aus der Natur des Volkes Hervorgehendes erscheint. Er sagt bei Gelegenheit der altrömischen Censur: »Die Ansichten eines Volkes fließen aus seiner

Constitution. Obgleich die Gesetze die Sitten nicht ordnen, so zeugt die Gesetzgebung sie dennoch. Wenn die Gesetzgebung schwach wird, so entarten die Sitten. Aber dann würde auch das Urtheil der Censoren nicht thun, was die Macht der Gesetze nicht thun konnte. Es folgt daraus, daß die Censur nützlich sein kann, um die Sitten rein zu erhalten, nie aber um sie wieder herzustellen. Errichtet Censoren so lange die Gesetze Kraft haben; sobald dieselben untergegangen, ist Alles verloren.«

Es ist dies abermals halb wahr, halb falsch. Tacitus begriff zuerst, wo die Macht der germanischen Barbaren gegenüber der römischen Civilisation lag, und sagte es in ein paar Worten: »Die Sitten sind hier mächtiger als die Gesetze.« Sie sind es überall, und waren es auch unter den Römern, und selbst als Rom in Folge seiner schlechten Sitten nicht mehr stark, sondern nur noch groß und gewaltig war. Und aus der Macht der Sitten gingen die Gesetze und Institutionen hervor, und als die Gesetze ohnmächtig wurden, hatten die Sitten die sie geschaffen, längst aufgehört Macht zu haben, waren sie längst durch andere ersetzt. Und deswegen ist es wahr, wenn Rousseau behauptet, daß die Macht der Censur zernichtet war, als die der Gesetze nicht mehr bestand. Nur sieht Rousseau nicht die Ringe der Kette die bis zu den Sitten führten.

## 9.

Zum Schlusse seines ganzen Werkes entwickelt dann Rousseau noch seine Ansichten über die Staatsreligion. Er ist auch hier in gewisser Beziehung ein Sohn des Alterthums, und mißversteht sehr oft die Bedeutung der christ-

lichen Religion in der Uebergangszeit aus dem römischen Alterthum in die neuere Auffassung der Verhältnisse zwischen Religion und Staat. Und hier, wie fast überall, mißkennt er die Vergangenheit und ahnet dennoch wieder sehr klar die Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft. Er sieht nicht, wie der römische Katholicismus — den christlichen Einheits- und Menschheitsgedanken verkennend — in seiner staatlichen Auffassung eher auf der Grundansicht des alten Roms und seiner Weltherrschaft beruht, wie die Päbste im Wesentlichen doch die Erbfolger der Kaiser Roms sind. Er legt dann folgerecht von seinem Standpunkte aus dem Christenthum zur Last, was nur dem römischen Pantheismus, der alle Religionen in seinem Pantheon vereinigte, zuzurechnen ist.

Mit Recht aber beklagt er den aus dieser nicht christlichen, sondern altrömischen Auffassung des Katholicismus hervorgehenden Zwiespalt zwischen Staat und Kirche. »Aus dieser Doppelmacht folgt ein beständiger Kampf der Gerichtsbarkeit beider, der eine gesunde Politik in allen christlichen Staaten unmöglich gemacht hat, so daß man nie wußte wem man gehorchen mußte, dem Herrscher oder dem Priester.«

In den Staaten, wo seit der Reformation und durch andere Ursachen der Fürst auch der erste Bischof ist, herrscht dennoch in gewisser Beziehung derselbe Zwiespalt fort und Rousseau hat Recht, wenn er sagt, daß der König von England und der Czar von Rußland nur Erhalter, nicht Gesetzgeber der Kirche sind. »Ueberall, wo die Geistlichkeit eine Corporation bildet, ist sie Gesetzgeber in ihrem Lande. Es giebt also zwei Mächte, zwei Herrscher, sowohl in England und Rußland als überall sonstwo.«

»Von allen christlichen Schriftstellern«, fährt er fort, ist der Philosoph Hobbes der einzige, der das Uebel und das Mittel dagegen erkannt hat, der den Vorschlag gewagt, die zwei Köpfe des Adlers zu vereinigen, und Alles auf die politische Einheit zurückzuführen, ohne die der Staat und die Regierung nie fest begründet sein werden. — — Nicht was verkehrt und falsch in seinem System ist, sondern was gerecht und wahr in ihm, hat ihm den Haß zugezogen.« Rousseau entwickelt dann seine Ansicht weiter und sagt: »Die Religion läßt sich in Bezug auf die Gesellschaft in zwei Arten theilen, die Religion des Menschen und die Religion des Bürgers. Die erstere, ohne Tempel, ohne Altäre, ohne Ceremonien, beschränkt auf den rein innerlichen Cultus des höchsten Gottes und der ewigen Pflichten der Moral, ist die reine und einfältige der Bibel, der wahre Deismus, und was man das göttliche Naturrecht nennen könnte. Die andere, anerkannt in einem besonderen Lande, giebt diesem seine Götter, seine natürlichen Schutzmächte; sie hat ihre Dogmen, ihre Ceremonien, ihren äußern Cultus von dem Gesetze vorgeschrieben; außer der Einen Nation, die ihr folgt, sind alle andern für sie ungläubig, fremd, barbarisch; ihre Rechte und Pflichten für den Menschen reichen nicht über ihre Altäre hinaus. So waren alle Religionen der ersten Völker, denen man den Namen des göttlichen Civilrechts geben kann.«

»Es giebt eine dritte Art Religion, viel wunderlicher, die den Menschen zwei Gesetzgebungen, zwei Häupter, zwei Vaterlande giebt, sie widersprechenden Pflichten unterwirft, und sie verhindert, zugleich gläubig und gute Bürger zu sein. So ist die Religion des Lamas, die der Japaner,

und die des römischen Christenthums. Man kann diese die Religion des Priesters nennen.« .

»Diese dritte ist so offenbar verkehrt, daß es Zeit verschwenden hieß, dies beweisen zu wollen. -- Die zweite ist gut darin, daß sie den göttlichen Cultus mit der Liebe zu den Gesetzen verbindet; — aber sie ist vom Bösen dadurch daß sie auf Irrthum und Lüge beruht, die Menschen täuscht, sie abergläubig macht, und die wahre Gottreligion in hohlem Formwesen ersäuft.«

»So bleibt nur die Religion des Menschen oder des Christenthums, — nicht das von heute, sondern das des Evangeliums, das himmelweit von jenem verschieden ist, — übrig. Durch diese heilige, herrliche, wahre Religion erkennen alle Menschen, Kinder Gottes, sich als Brüder, und die Gesellschaft die sie verbindet, löst sich selbst nicht durch den Tod auf.«

»Aber da diese Religion keine besondere Verbindung mit dem Staatskörper hat, so läßt sie den Gesetzen die ganze Macht, die sie aus sich selbst ziehen, ohne ihnen eine zuzufügen, und hierdurch bleibt eine der festesten Banden der Gesellschaft ohne Wirkung. Im Gegentheile, anstatt die Herzen der Bürger an den Staat zu fesseln, löst sie sie von ihm wie von allem Irdischen ab; ich kenne nichts, was dem Gesellschaftsgeiste mehr entgegen ist.«

Eine Gesellschaft wahrer Christen scheint ihm so unmöglich wie ein Volk wahrer Republikaner, »das würde keine menschliche Gesellschaft mehr sein.« Er zeigt, wie sie nicht einmal die stärkste und dauerndste sein würde, da ihr aller Enthusiasmus für das Irdische fehlen, und sie der Gewalt und dem Betrug anheimgefallen sein würde.

Ja, er geht noch weiter und sagt: »Ich täusche mich, wenn ich von einer christlichen Republik spreche; jedes dieser Worte schließt das andere aus. Das Christenthum lehrt nur Dienstbarkeit und Abhängigkeit. Sein Geist ist der Tyrannei zu vortheilhaft, als daß sie nicht stets Nutzen aus ihm ziehen sollte. Die wahren Christen sind gemacht um Sclaven zu sein; sie wissen es und lassen sich dadurch wenig schrecken; dieses kurze Leben hat zu wenig Werth in ihren Augen.«

Die Tapferkeit der ersten Christen stört ihn wenig, sie hörte auf als das Kreuz den Adler besiegt, und so auch der römischen Tapferkeit ein Ende gemacht hatte; die Kreuzfahrer sind keine Christen sondern Soldaten des Priesters; die Kämpfer der Reformation überschlägt er. Ich habe nicht Lust hier zu zeigen, wie falsch diese ganze Ansicht ist, und wie das zur thätigen Bürgerpflicht gewordene Gesetz des Christenthums: »Was du willst daß dir geschehe, thue andern,« — wie mit Einem Worte die Liebe, Menschenliebe, Christenliebe, vielleicht nicht zum Enthusiasmus und so stets zum Siege durch das Schwert, aber sicher stets zum Siege durch die Liebe führen müssen. Die Christen siegten nur in der That so lange, als sie ruhig den Märtyrertod hinnahmen, und erst als sie zum Schwert griffen und Schlachten gewannen, zwang ihnen der römische Pantheismus trotz aller Siege im römischen Pabstthume, das Joch der Besiegten auf. Der tapfere Spartaner Jean Jacques Rousseau aber war hier wieder nicht Christ genug, um die Unterströmungen der Geschichte zu erkennen.

Aber aus diesen Irrthümern fällt er dann abermals ganz unberufen, ohne zu wissen wie und nicht ohne über

neue Irrthümer zu straucheln, in die Wahrheit hinein. Er kommt endlich zu seinen Schlußansichten, und sagt: »Der Staat verlangt, daß jeder Bürger eine Religion habe, die ihn seine Pflichten lieben macht; aber die Dogmen dieser Religion kümmern weder den Staat noch die Mitglieder desselben anders denn als Dogmen, die sich auf die Moral und die Pflichten, die der, der sie bekennt, zu erfüllen hat, beziehen.«

»Es giebt also ein rein bürgerliches Glaubensbekenntniß, dessen Artikel zu bestimmen der Souverain berechtigt ist, nicht eigentlich als religiöse Dogmen, sondern als Gesellschaftsgefühle, ohne die es unmöglich ist ein guter Bürger und ein treuer Unterthan zu sein. Ohne Jemanden zwingen zu können, sie zu glauben, kann er jeden aus dem Staatsbunde ausweisen, der sie nicht glaubt; er kann ihn verbannnen, nicht als ungläubig, sondern als ungesellig, als unfähig die Gesetze und die Gerechtigkeit wahrhaft zu lieben, und ihnen im Falle der Noth sein Leben zu opfern. Wenn Jemand, nachdem er öffentlich diese Dogmen anerkannt, sich benimmt, als ob er sie nicht glaube, so mag er zum Tode verurtheilt werden, denn er hat das größte aller Verbrechen begangen, er hat vor dem Gesetze gelogen.« »Die Dogmen der bürgerlichen Religion müssen einfach, in geringer Zahl, klar ohne Commentar und ohne Erklärung sein. Das Bestehen der mächtigen, wissenden, wohlwollenden, vorsehenden und mildthätigen Gottheit, — des Fortbestehens der Seele, — das Glück der Gerechten, — die Strafe der Bösen, — die Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages und der Gesetze; — das sind die positiven Dogmen. Die negativen Dogmen beschränken sich

auf ein einziges, die Unduldsamkeit, sie gehört den Religionen an, die wir ausgeschlossen haben.«

»Jetzt, da es keine ausschließliche nationale Religion mehr geben kann, muß man alle dulden, die die andern dulden, so lange ihre Dogmen nichts den Bürgerpflichten Widersprechendes haben. Aber wer da wagt zu sagen: Außer unserer Kirche kein Heil! muß aus dem Staate ausgetrieben werden, wenn der Staat nicht die Kirche und der Fürst nicht Papst ist.«

Die Todesstrafe gegen die Abtrünnigen ist ein sehr strenges Urtheil. Ueberhaupt ist die ganze Ansicht Rousseaus darin verkehrt, daß er die religiösen Grundpfeiler seiner Staatskirche für unumstößlich ansieht, nachdem er eben die der Vergangenheit umgestoßen hat. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo selbst diese nicht mehr nothwendig, nicht mehr die rechten sein mögen. Aber wer um sich schaut, wird bald erfahren, daß die Religion von der Jean Jacques träumte, das Christenthum, das er vorhersagte, und das sich auf ein paar Grundansichten zurückführen läßt, heute der Glaube der unendlichen Mehrzahl aller denkenden Menschen ist.

Die Auflösung aller staatlichen Elemente der Religion im Staate, die Anerkennung der Grundwahrheiten aller aus dem Christenthum hervorgegangenen oder durch dasselbe bedingten Religionsauffassungen, unbedingte Duldung für alle Religionen, die den Pflichten der Bürger nicht widersprechen — das ist der gesunde Same, aus dem, trotz manchen Unkrauts, die Frucht der Zukunft hervorgehen wird.

Volksherrschaft und Bürgerreligion sind in zwei Worten die Grundwahrheiten, deren Bedürfniß Rousseau zuerst wieder lebendig fühlte, und die er dann in seinem Contrat social der Welt von neuem klar zu machen suchte. Wie viele Schlacke an diesem puren Golde klebt, die Zukunft wird das Gold erkennen.

---

# X.

# Rousseau und Friedrich II.

## 1.

Das Parlament von Paris hatte in Folge von »monarchischen und jesuitischen« Einflüssen die Grundsätze des Emil als republikanisch und ketzerisch verdammt, und die Verhaftung des Verfassers verordnet. Der Erzbischof von Paris erließ überdies einen Hirtenbrief gegen den Ketzer, auf den Rousseau später mit einem der schlagendsten seiner Werke antwortete. [1])

Rousseau floh vor dem Urtheile des Parlaments und wendete sich der »freien protestantischen« Schweiz zu. Er wollte nicht gleich nach Genf gehen. »Die Vaterlandsliebe rief mich dorthin, und wenn ich hätte hoffen können, dort in Frieden zu leben, so würde ich nicht angestanden haben. Aber da mir weder die Ehre noch die Vernunft erlaubten als Flüchtling mich dorthin zurückzuziehen, so entschloß ich mich, mich nur zu nähern, und in der Schweiz abzuwarten, welchen Beschluß man in Genf über mich fassen werde.«

---

[1]) Wir theilen daraus keine Auszüge mit, weil wir dieselben Ansichten und Grundsätze anderswo wiederfinden.

»Bei meiner Ankunft auf dem Boden der Republik Bern« sagt er weiter »ließ ich anhalten, stieg aus, warf mich zur Erde, küßte sie und rief mit Begeisterung: Himmel, Schützer der Tugend, ich preise dich, ich berühre die Erde der Freiheit.«

Die erste Nachricht, die ihn in dem Lande der Freiheit traf, war die, daß schon neun Tage nach dem Decret des Parlaments von Paris sein Werk auch in Genf, in seiner Vaterstadt, in der protestantischen Republik, von Henkershand verbrannt und der Verfasser desselben, wenn er das Genfer Gebiet betreten sollte, in körperliche Haft erklärt worden war. Die protestantischen Eiferer Genfs dachten wie die Jesuiten in Paris; die aristokratischen Republikaner handelten gegen ihn wie die monarchischen Absolutisten. Voltaire [1]) herrschte in Genf und gab den Ton an für alle Genfer »Philosophen«; und sein Haß gegen Rousseau war mit im Spiele, als Genf diesem seine Thore schloß.

---

[1]) Voltaire war der unbedingteste Gegenfüßler Rousseaus. Es wäre kaum nöthig gewesen, daß Grimm und Mad. d'Epinay ihn noch persönlich gegen Rousseau eingenommen hätten. Ich berühre das Verhältniß dieser beiden Titanen der Geisterwelt nur vorübergehend, weil eine umfassende Würdigung ihrer Zwiste auch eine umfassende Darstellung des Wesens und der Ansichten Voltaires erfordert, was mich hier zu weit führen würde. — Grimm, als er hörte, daß Rousseaus Emil in Genf verbrannt worden sei, schrieb im Juli in seiner Correspondenz: »Das könnte den Autor nach Genf gehen machen; denn — dies würde ganz anders pikant sein, als wenn Niemand sich diesem Urtheile widersetzt.« Rousseau ging nicht nach Genf. Bald nachher zeigte sich in Genf eine Partei die offen für Rousseau in die Schranken trat, und sogar die Regierung bedrohte. Jetzt, im August, sagt Grimm in seiner Correspondenz: »Er hat nicht den Muth diese Gelegenheit zu benutzen.« — Er kannte seinen Rousseau so genau, der edle, feste Mann!

Rousseau fühlte den neuen Stoß in dem so oft getroffenen Herzen. Seine Hoffnung, ein Vaterland wiederzufinden, sein Vertrauen auf die Grundsätze der Freiheit in einer Republik, seine liebsten Träume der Vergangenheit, seine schönsten Luftschlösser für die Zukunft brachen mit einem Schlage zusammen. Der dunkle Schatten in seiner Seele wurde immer größer, immer dunkler.

Er war bis nach Yverdun im Canton Bern gekommen. Freunde wollten ihn dort festhalten, und er hoffte, daß die Gegner seines Wirkens ihn ruhig in diesem kleinen Städtchen lassen würden. Bald aber hörte er, daß fester Befehl von den Berner Machthabern gegeben worden, ihn aus der Stadt auszutreiben. Er wartete die Vollziehung desselben nicht ab, sondern zog, von Freunden dazu veranlaßt, nach Matiers in der Grafschaft Neufchatel.

Neufchatel gehörte dem König von Preußen. Rousseau, der citoyen, der Republikaner, haßte die Könige; und er sah sich von den Republikanern gehetzt, gezwungen, Schutz bei einem Könige zu suchen. Sein inneres Gefühl machte ihn einen Augenblick anstehen. Er sagt: »Die angeborne Liebe zur Gerechtigkeit, die stets mein Herz verzehrte, verbunden mit meiner geheimen Neigung für Frankreich, hatten mir seit langem eine Abneigung gegen den König von Preußen, Friedrich II, der mir durch seine Grundsätze und sein Benehmen die Achtung vor dem Gesetze der Natur und allen Pflichten der Menschen mit Füßen zu treten schien, eingeflößt.« Deswegen hatte er unter ein Portrait des Königs, das in seiner Stube hing, geschrieben:

Il pense en philosophe et se conduit en roi!

In die Hand dieses Königs sich zu begeben, sah er sich nun gezwungen. Er sagt weiter: »Ich wagte es, mich

ihm anzuvertrauen, und glaubte wenig zu wagen. Ich wußte, daß die niedrigen Leidenschaften nur schwache Menschen unterjochen, und wenig Macht haben über die Seelen festeren Stahls, wie ich die seinige stets erkannte. Ich urtheilte, daß zu seiner Art zu regieren es gehöre, sich in einem solchen Falle großmüthig zu zeigen, und daß es nicht über seinen Charakter liege, es zu sein. Ich urtheilte, daß eine gemeine und leichte Rache nicht einen Augenblick in ihm die Liebe zum Ruhm aufwiegen werde. Ich setzte mich im Geiste an seine Stelle, und ich hielt es nicht für unmöglich, daß er die Gelegenheit benutzen könne, um den Mann, der gewagt hatte schlecht von ihm zu denken, mit dem Gewichte seiner Großmuth zu erdrücken. Ich ging also nach Motiers mit einem Vertrauen, dessen Preis zu würdigen ich ihn vollkommen fähig hielt. Und ich sagte mir: »Wenn Jean Jacques an die Stelle Coriolans tritt, so wird Friedrich nicht hinter dem General der Volsker zurückstehen wollen!«

Und der citoyen, den die Republikaner austrieben, täuschte sich nicht in seinem Urtheile über den König.

Er schrieb an Friedrich den Zweiten:

»An den König von Preußen.

»Ich habe viel Uebels von Ihnen gesagt, ich werde vielleicht noch welches sagen. Unterdeß aus Frankreich, Genf, Bern vertrieben, komme ich nun, Zuflucht in Ihren Staaten zu suchen. Es war vielleicht ein Fehler, daß ich damit nicht angefangen habe, und dieses Lob ist eines von denen, deren Sie würdig sind. Sire, ich habe von Ihnen keine Gnade verdient, ich fordere keine, aber ich habe geglaubt, Euer Majestät erklären zu müssen, daß ich in

Ihrer Macht bin, und daß ich in ihr sein wollte. Sie können über mich verfügen, wie Sie wollen.«

Rousseau fand den Schutz den er suchte, und mehr; denn der Statthalter Friedrichs (Marechal Lord Georg Keith von Schottland) wurde nicht nur sein Gönner sondern bald sein ergebener Freund, — freilich wieder so ergeben, als man es in diesen hohen Regionen zu sein vermag.

Friedrich ertheilte dem Verfolgten nicht nur die Erlaubniß in seinen Staaten zu wohnen, sondern gab Lord Keith auch den Auftrag, ihn mit Geld — 12 Louisd'or — zu unterstützen, und wenn Rousseau es wünsche, ihm ein Häuschen nach seinem Geschmacke bauen zu lassen. »Dieses letztere Anerbieten« sagt Rousseau »rührte mich sehr, und ließ mich die Knickerei des andern vergessen. Ohne das eine noch das andere anzunehmen, betrachtete ich Friedrich als meinen Wohlthäter und meinen Schutzherrn; und ich schloß mich ihm so innig an, daß ich von nun an so großen Antheil an seinem Ruhme nahm als ich bis dahin seine Erfolge ungerecht fand.« Daß das persönliche Benehmen Friedrichs gegen ihn die Ansichten Jean Jacques über den König und seine Politik bedingen konnte, ist freilich schlimm genug; aber erklärt sich vielleicht um so natürlicher, als höchst wahrscheinlich auf alle andern großen »Philosophen« aller Zeiten derartige persönliche Berührungen kaum weniger Einfluß ausübten, wenn auch die »Philosophen« selten so kindlich oder kindisch einfältig waren, sich diesen Einfluß selbst zu gestehen und ihn der Welt zu verrathen.

Wäre Rousseau damals nach Potsdam gegangen, so würde er höchst wahrscheinlich noch einmal den »Höfling«

versucht haben. Wir sahen, wie er zu dieser Rolle paßte, und wie schön er sich in sie schickte. Es ist vielleicht die Frage, ob Friedrich II sie ihm nicht leichter gemacht hätte als der brave Herzog von Luxembourg. Vielleicht ist es auch ein Glück für Beide, daß sie sich nicht näher getreten sind.

Unterdeß begann Rousseau, nachdem er seine Ansichten über den König geändert hatte, seine neue Laufbahn als dessen Verehrer, Vertheidiger, Anhänger und Lobredner. Friedrich hatte damals eben Frieden geschlossen nach siegreichem siebenjährigen Kriege. Anstatt zu entwaffnen, hielt er sein Heer ungefähr auf dem Kriegsfuße. Rousseau schrieb zu dieser Zeit einen zweiten Brief an Friedrich. Er selbst sagt über diesen Brief und dessen Veranlassung: »Da ich sah, daß der König nicht entwaffnete, so fürchtete ich, daß er schlechten Nutzen aus seinen Vortheilen ziehen und nur halb groß sein möchte. Ich wagte es, ihm in dieser Beziehung zu schreiben, und ich nahm den zutraulichen Ton, der gemacht ist Männern seiner Art zu gefallen, und ich richtete an ihn die Stimme der Wahrheit, die die Könige so wenig gemacht sind anzuhören.... Mylord schickte den Brief ab. Der König antwortete nicht, und einige Zeit später, als der Mylord-Marechal in Berlin war, sagte ihm der König nur, daß ich sehr mit ihm gebrummt habe.« (grondé.)

Sehen wir nun den Brief, den der zum Verehrer des großen Königs bekehrte Jean Jacques an diesen schickte. Er schrieb ihm:

»Sire!

Sie sind mein Schutzherr und mein Wohlthäter, und ich habe ein Herz, gemacht zur Erkenntlichkeit. Ich will

Sie zahlen, so gut ich kann. Sie wollen mir Brot geben. Giebt es keinen Ihrer Unterthanen, der welches bedarf? Nehmen Sie das Schwert, das mich blendet und mich verletzt, vor meinen Blicken weg. Es hat nur zu sehr seine Pflicht gethan, und der Scepter ist vernachlässigt. Die Laufbahn ist groß für Könige Ihres Stoffes, und Sie sind noch weit vom Ziele. Unterdeß drängt die Zeit, und Sie dürfen keinen Augenblick verlieren, wenn Sie das Ziel erreichen wollen. —

»O daß ich Friedrich den Gerechten, den Gefürchteten, seine Staaten mit zahllosem Volke, dessen Vater er wäre, bedecken sehen könnte! Jean Jacques Rousseau, der Feind der Könige, würde am Fuße seines Thrones sterben gehen.« —

Es gab und giebt wohl noch Leute genug, die ob dieses Briefes sich schwer eines Lächelns erwehren.[1]) Aber weswegen dies Lächeln? Daß Rousseau einem König Wahrheit zu sagen wagte, oder daß er sich einbildete dadurch irgend etwas nutzen zu können? Ihr habt die Wahl. Uns genügt es, daß der arme, schwache, furchtsame, mädchenhafte Jean Jacques trotz seiner »geänderten Ansicht« über das Verdienst Friedrichs vollkommen der Alte, sich selbst und seinem innern Wesen treu blieb.

Er fand den Schutz, den er in der Stadt, die sich die gebildetste von ganz Europa nannte, den er in der Republik, die die freieste der Welt hieß, vergebens suchte, in dem letzten Dörfchen eines Staates, den ein König be-

---

[1]) Rousseau selbst schrieb später über denselben: »Vielleicht sagte ich nicht, was ich hätte sagen sollen, oder nahm nicht den Ton, den ich hätte nehmen müssen. Ich kann nur für das Gefühl einstehen, das mich die Feder ergreifen ließ.«

herrschte, dessen Tyrannei, trotz seiner Größe, trotz der Umsicht seines weitgreifenden Willens, Rousseau veranlaßte, die Wohlthaten zu verweigern, die ihm der König aus der Tasche eines ausgesaugten Volkes anbot.

## 2.

Er hoffte endlich Ruhe zu finden. Er suchte sie abermals in der Einsamkeit eines entlegenen Fleckens; aber auch in diese Einsamkeit folgte ihm sein Bedürfniß geliebt zu sein.

Das Gesetz der Schweizerkantone verlangte damals, daß jeder **Bürger** der Religion des Staates angehöre. Rousseau theilte, wie wir bereits gesehen haben, die Ansicht, daß der Staat das Recht habe, die **äußere Form** der Religion für jeden, der thätiger Staatsbürger sein wolle, zu bestimmen. Er hatte sich schon früher der Religion seines Vaterlandes wieder angeschlossen.

In Motiers war die erste Staatsangelegenheit seines Herzens, sich in die religiöse Gemeinschaft seiner Mitbürger aufnehmen zu lassen. Er schrieb zu dem Ende an den Pfarrer von Motiers Herrn Mont-Mollin einen Brief, in dem er sich gegen das Urtheil der Genfer über seinen Emil verwahrte und seine Zustimmung zur reformirten Religion erklärte. »Es ist schlimm« sagt er hier »daß die Lehrer des Evangeliums sich zu Rächern der römischen Kirche, deren unduldsame und blutige Dogmen allein in meinem Buche angegriffen sind, aufgeworfen haben ... Ich erwarte von Ihnen, mein Herr, ein billigeres Urtheil. Wie dem aber auch sei, so trägt das Buch in sich selbst alle nöthigen Aufklärungen, und da ich es nur durch sich

selbst erklären könnte, so übergebe ich es, wie es ist, dem Tadel oder der Zustimmung der Weisen, ohne es weder vertheidigen noch abläugnen zu wollen. — Indem ich mich also auf das beschränke, was meine Person angeht, so erkläre ich mit aller Achtung, daß ich seit meiner Wiedervereinigung mit der Kirche, in der ich geboren bin, stets die reformirte christliche Religion bekannt habe... Ich bin dieser wahren und heiligen Religion mit gutem Glauben ergeben, und ich werde es bis zu meinem letzten Athemzuge sein. Ich wünsche stets mit ihr auch äußerlich, wie ich es in meinem Herzen bin, verbunden zu bleiben; wie trostreich es auch für mich sein muß an der Communion der Getreuen Theil zu nehmen, so wünsche ich es, ich erkläre es, eben so sehr zu ihrer Erbauung und zur Ehre der Kirche als zu meinem eigenen Vortheile. Denn es ist nicht gut, daß man sich einbilde, ein Mann, der denkt könne kein Mitglied der Kirche Christi sein.«

Der Pfarrer willigte gerne ein, und so trat Rousseau zum Communionstische der Gemeinde, in der er sein Leben ruhig beschließen zu können hoffte. Er sagt über die Gefühle, die ihn damals beherrschten: »Inmitten der Verbannung und Verfolgung fand ich eine sehr große Herzenslabung darin, mir sagen zu können, daß ich wenigstens unter meinen Brüdern lebte.« — — Ein paar Tage nachher schrieb er der Gräfin von Boufflers: »Ich habe den Trost, nun Mitglied der Kirche zu sein. Man muß unterdrückt, krank sein und an Gott glauben, um zu fühlen, wie wohlthuend es ist, unter seinen Brüdern zu leben.«

Seinem Freunde du Peyrou schrieb er später noch klarer über das innere Gefühl, das ihn zum Communionstische trieb: »Man muß« sagt Jean Jacques diesem

»mein Unglück kennen, man muß die Schmerzen eines zarten Herzens, das Alles verliert was ihm theuer ist, gefühlt haben, um zu beurtheilen, wie trostreich es mir war, einer Gesellschaft von Brüdern anzugehören, die mir Ersatz biete für die Verluste, die ich gemacht hatte, und für die Freunde, mit denen ich keinen Umgang mehr haben konnte. Es schien mir, als ob, im Herzen verbunden mit dieser kleinen Herde eines milden und verständigen Cultus, ich meine Feinde leichter vergessen würde. In der ersten Zeit war ich im Tempel bis zu Thränen gerührt. — Da ich nie unter Protestanten gelebt hatte, so hatte ich mir von ihnen und ihrer Geistlichkeit Engelbilder gemacht. Dieser so einfache und so reine Cultus war es eben, was meinem Herzen Noth that. Er schien mir ganz besonders dazu geschaffen worden zu sein, um den Muth und die Hoffnung der Unglücklichen aufrecht zu erhalten. Alle die ihn theilen, schienen mir ebenso viele wahre Christen, unter sich verbunden durch das zarteste Wohlwollen. — Sie haben mich bald von einem so schönen Irrthume geheilt; aber ich lebte damals in ihm, und nach meinen Ideen schätzte ich den Preis unter ihnen aufgenommen zu sein.«

Hier war es auch, wo er die armenische Kleidung, die Weste, den Caffetan, die Pelzmütze und den Leibgürtel anlegte. Er hatte schon in Montmorency die Absicht gehabt, diese Kleidung zu wählen. Seine Krankheit zwang ihn sehr oft Sonden zu tragen, wozu die orientalische Tracht viel bequemer war als die europäische. Das war sein Hauptgrund, und ohne den Sturm, der in Montmorency gegen ihn losbrach, würde er schon dort den Hosen ihren Abschied gegeben haben »au risque du qu'en dira-t-on,

dont je me souciais très-peu.« In Motiers glaubte er, nachdem er den Pfarrer über diese hochwichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen und seine Zustimmung erhalten hatte, alle »mögliche Sicherheit zu haben, daß man ihn ruhig lassen werde,« und so führte er seinen Entschluß aus.

Wir haben ihn schon oft als Kind handeln sehen. Seine Eitelkeit war hier sicher mit im Spiele. Den Caffetan erklärt die Krankheit, die Pelzmütze aber hängt mit den Sonden nicht zusammen. Er mochte sich im Herzen das Zeugniß geben, daß er nur aus höhern Staatsgründen handelte, denn so schwach und blind sind wir Menschlein oft, daß wir fortgetrieben werden von Ursachen, die wir weder fühlen noch sehen. Rousseau fragte die Mareschalin Luxembourg ebenfalls um ihre Meinung, und ist ganz stolz darauf, daß sie ihm sehr dazu gerathen. Ich fürchte, sie hat nicht ohne ein leises Hohnlächeln in ihrem Salon erzählt, daß der »citoyen« endlich die armenische Kleidung angelegt habe.

Auch das Notenabschreiben wurde in Motiers durch eine andere Handarbeit ersetzt. Zu dem »Musikalienhandel« gehörte eine Stadt wie Paris. Ueberdies hatte Rousseau durch seinen Emil und den Contrat social so viel gewonnen, daß er vorerst eine Weile ruhig und unbesorgt um das tägliche Brot zusehen konnte. Aber es war ihm nicht gegeben, müßig zuzusehen. Deswegen kam er auf den Gedanken Schnürriemen zu machen, und bald ging er nicht mehr ohne sein Flechtküssen aus, nahm es zu Besuchen mit, und setzte sich mit ihm, wie die Frauen, vor seine Thüre, und sprach mit den Vorübergehenden. »Das half mir,« sagt er, »die Inhaltlosigkeit des Geplauders ertragen, und meine Zeit ohne Langeweile bei meinen Nach-

darinnen zu vertreiben, von denen mehrere liebenswürdig genug waren und des Geistes nicht ermangelten.«

»Um aus diesen Schnürriemen Nutzen zu ziehen,« fährt er in seinen Confessionen fort, »machte ich sie meinen jungen Freundinnen bei ihrer Hochzeit zum Geschenke, — unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder selbst zu nähren versprachen.«

Dies Selbstnähren der Kinder war eine der Grundideen seines Emil, wodurch er die Erziehung überhaupt der Natur wieder näher bringen wollte. Die Flechtarbeit die er machte, war eine kindische Spielerei, aber selbst in diesem Spiele vergaß er den Ernst des Kampfes nicht, den er unternommen hatte, und von dem er nicht einen Augenblick abstand. Eine höhere Macht trieb ihn zu einem höheren Ziele. Es ist, als ob der Gott, der die Welt lenkt, sein Zauberschwert — eine Feder in der Hand dessen, dem er es leiht, ein Blitz auf dem Haupte dessen, den es trifft, — am liebsten schwachen, einfältigen Menschen, unschuldigen, ohnmächtigen Kindern anvertraue!

## 3.

Rousseau war ruhig und glücklicher als er kaum je gewesen war. Einer seiner Freunde, der Graf d'Escharny besuchte ihn oft und beschreibt diese Besuche und ihre gemeinsamen Ausflüge. Er speiste oft mit ihm zusammen und sagt: »Seine Küche war einfach, wie er sie liebte, und ich theilte seinen Geschmack, saftige Gemüse, Hammelskeulen mit wohlriechenden Kräutern. Die Unterhaltung war lebhaft, anregend, sie behandelte allerart Gegenstände ohne Folge. Wir waren logischer in unserm Hunger als

in unsern Tischreden, und wir aßen mit allem Nachdenken, das diesen fehlte. Oft wären die Abhandlungen über die Speisen, die man uns vorsetzte, und die Eigenschaften jedes Gedeckes würdig gewesen in der Kunst der Feinschmecker zu glänzen, und im rocher du Cancale eingeschrieben zu sein.«

»Mademoiselle Levasseur erschien von Zeit zu Zeit und unterbrach unser tête-à-tête. Rousseau lachte auf ihre Kosten, mitunter auf meine, aber ich zahlte mit derselben Münze... Er fühlte sich wohl und war sehr frohen Sinnes... Wir nahmen den Kaffee ohne Liqueurs. Oft setzte er sich nach Tisch an sein épinette, begleitete mich bei italienischen Liedern oder sang selbst welche... Abends im Sommer machten wir Ausflüge in die nahen Gehölze. Bei schönem Mondscheine machte es ihm besondere Freude an den Ufern der Reuß Duos zu singen. Wir hatten stets eine gute Anzahl von Zuhörern, besonders die jungen Mädchen des Dorfes.«

Rousseau begann in dieser Zeit seine Studien der Botanik. Seine Liebe zur Natur trieb ihn zu denselben, und er gab sich ihnen mit Leib und Seele hin. In derselben Weise wie jene Besuche bei Rousseau, erzählt Graf d'Escharny Ausflüge ins Gebirge zum Botanisiren, bei denen Jean Jacques stets vorauf war, und die die höchste, freieste schönste Lebenslust bekunden. »Wer würde es glauben, dieser Jean Jacques, bekannt durch seinen Menschenhaß, war mit uns auf allen unsern Ausflügen, der einfältigste, der sanfteste, der bescheidenste aller Menschen.«

Jahrelang lebte Rousseau ungestört in dem engen Kreise, den er sich in Motiers geschaffen hatte. Das Gerücht der Plaudereien, Verdrehungen und Verläumdungen seiner

Gegner drang oft bis zu ihm. Es berührte ihn wenig. Sein Ruf war mit jedem neuen Werke, das er veröffentlichte, stets gewachsen, und die Verfolgungen, die seinem Emil zu Theil wurden, vermehrten nur noch das Ansehen des Geächteten. Von allen Seiten strömten Besuche nach Motiers, um den verbannten Einsiedler zu sehen, aus allen Weltgegenden erhielt er Briefe, in denen man sein Orakel befragte. Alte und junge, berühmte und unbekannte Schriftsteller wendeten sich an ihn, um die Weihe seiner Ansicht über ihr Streben zu erlangen; ein Prinz (von Würtemberg) fragte ihn über seine innersten Beziehungen zu seiner Frau und seinen Kindern von Schritt zu Schritt um Rath; ein General (Paoli), an der Spitze eines Volkes, das fremde Ketten abgeschüttelt hatte, forderte von ihm eine neue Gesetzgebung, um die junge Freiheit für alle Zukunft zu sichern. — Der Statthalter des Königs von Preußen (Lord Marechal Keith) wurde der ergebenste und liebreichste Freund des armen Verbannten. Vielleicht nie haben sich in dem Leben eines Menschen größere Gegensätze berührt denn in dem Rousseaus, als er in Demuth um die Zulassung zu dem Communionstische einer armen Bauerngemeinde anhielt, in dem Kreise der Frauen saß und Schnürriemen flocht, — während die ganze gebildete Welt aus seinen Werken neue Grundsätze zur Erziehung der Menschen, zur Regierung der Völker einsog.

---

# XI.

## Briefe aus dem Gebirge.

### 1.

Unterdeß erhob sich auch in Genf selbst eine Partei, die gerade in Folge des Benehmens der dortigen Machthaber gegen Rousseau nach und nach immer stärker wurde. Wir haben gesehen, wie Grimm ihm den Muth absprach, sich an ihre Spitze zu stellen. So lange es sich nur um ihn, nur um seinen eigenen, persönlichen Streit handelte, besaß er Bescheidenheit und Ehrbarkeit genug, diesen Muth nicht zu haben. Nach gerade aber nahm diese Partei einen ganz andern Standpunkt ein. Der persönliche Streit für oder gegen Rousseau trat in den Hintergrund und allgemeine Reformansichten rückten an seine Stelle. Von da an wuchs denn auch dem einfältigen Jean Jacques, ohne daß er selbst wußte wie, der schwache Muth zur offenen Kampflust für die Grundsätze, die er vertheidigte, und die seine Landsleute halbwegs aufgegriffen hatten.

Er hatte in Folge der Verurtheilung seiner Schriften und des Benehmens gegen ihn selbst, bei der Regierung in Genf öffentlich seinem Bürgerrechte entsagt. Dieser Schritt machte natürlich einen nicht geringen Eindruck bei seinen Freunden und Anhängern. Erst jetzt traten diese wieder offen

für ihn in die Schranken, und zwar diesmal, wie gesagt, mit allgemeinen Klagen und Vorstellungen gegen bestehende Mißbräuche. Diese Vorstellungen führten zu Gegenvorstellungen, und riefen eine Menge Streitschriften hervor. Eine derselben, von dem procureur général der Republik, Tronchin, verfaßt und Lettres écrites de la campagne betitelt, war besser als alle andern und traf die Anhänger Rousseaus und der Reform so hart, daß sie selbst glaubten nur Rousseau könne die Niederlage wieder in Sieg verwandeln. Dieser sagt einfach: »Ich gestehe, daß ich derselben Ansicht war, und aufgefordert von meinen ehemaligen Mitbürgern, die mir eine Pflicht daraus machten, ihnen in einer Verlegenheit, deren Veranlassung ich war, mit meiner Feder beizustehen, unternahm ich die Widerlegung der Lettres écrites de la campagne.« Er ahmte den Titel nach, indem er sein Schriftchen: Lettres écrites de la montagne nannte. —

## 2.

Die Lettres écrites de la montagne hatten einen doppelten Zweck; sie sollten die religiösen Ansichten seines Vicaire savoyard und das politische System seines Contrat social näher entwickeln und gegen die Angriffe, die sie erlebt, in Schutz nehmen. In Bezug auf seine Religionsansichten sind diese Briefe das Klarste und auch wohl das Tiefste, was er geschrieben hat. Ein paar Auszüge werden den Geist derselben bekunden. Er sagt gleich in dem ersten Briefe:

»Unterstellen wir einen Augenblick, daß das Glaubensbekenntniß des Vikar in einer Ecke der christlichen Welt angenommen sei, und sehen wir, was daraus Gutes oder

Böses hervorgehen würde. Das hieße, es weder angreifen noch vertheidigen, sondern richten nach seinen Wirkungen.«

»Ich sehe vorerst die größten Neuerungen ohne irgend einen Schein der Neuerung; keine Aenderung im Cultus und große Aenderungen in den Herzen, Bekehrungen ohne Aufsehen, Glaube ohne Zwist, Eifer ohne Fanatismus, Vernunft ohne Glaublosigkeit, wenig Dogmen und viel Tugend, die Duldsamkeit des Philosophen und die Mildthätigkeit des Christen.«

»Unsere Proselyten werden zwei Glaubensregeln haben, die nur Eine ausmachen, die Vernunft und das Evangelium. Das letztere wird um so unangreifbarer sein, als es sich auf die erstere, und nicht allein auf gewisse Thatsachen fußt, die, da sie des Beweises bedürfen, die Religion der Autorität der Menschen unterwerfen.«

»Der ganze Unterschied zwischen ihnen und den alten Christen wird darin bestehen, daß diese Leute sind, die viel über das Evangelium streiten ohne sich Mühe zu geben es zu befolgen, während jene sich sehr bestreben werden es zu befolgen und nie darüber zanken.

»Wenn die Zank-Christen kommen und ihnen sagen: ihr, ihr nennt euch Christen ohne es zu sein, denn um Christ zu sein, muß man an Jesus Christus glauben, und ihr glaubt nicht an ihn; — dann werden die friedlichen Christen antworten: »Wir wissen nicht recht, ob wir nach eurer Art an Christus glauben, weil wir dieselbe nicht kennen. Aber wir suchen zu thun, was er uns vorschreibt. Wir sind Christen, jeder auf seine Weise, wir, indem wir sein Wort bewahren, ihr, indem ihr an ihn glaubt. Seine Liebe will, daß wir Alle Brüder seien; wir

befolgen sie, indem wir euch als solche anerkennen. Um der Liebe willen zu ihm, beraubt uns nicht eines Titels, den wir aus allen Kräften ehren, und der uns ebenso theuer ist als euch.«

»Die Zankchristen werden ohne Zweifel erwiedern: Wenn ihr euch nach Jesus benennt, so müßt ihr uns auch sagen, mit welchem Rechte. Ihr beachtet, sagt ihr, sein Wort; — aber welches Gewicht gebt ihr ihm? Erkennt ihr die Offenbarung? Nehmt ihr das ganze Evangelium oder nur einen Theil an? Worauf fußt ihr diese Unterscheidung? Schöne Christen, die mit dem Herrn feilschen, die in seiner Lehre heraussuchen was ihnen beliebt anzuerkennen oder zu verwerfen.«

»Hierauf würden die Anderen ruhig antworten: »Brüder, wir feilschen nicht, denn unser Glaube ist kein Handel. Ihr unterstellt, daß es von uns abhängt, anzunehmen oder zu verwerfen was uns beliebt. Aber dem ist nicht so, und unsere Vernunft gehorcht keineswegs unserm Willen. Wie gerne wir auch das, was uns falsch erscheint, für wahr anerkennen möchten, es würde uns falsch erscheinen trotz unseres entgegengesetzten Willens. Alles was an uns liegt ist, zu sprechen wie wir denken, und unser einziges Verbrechen ist, euch nicht betrügen zu wollen.«

»Wir erkennen das Ansehen Jesus Christus an, weil unser Verstand mit seinen Vorschriften übereinstimmt und uns ihre Herrlichkeit zeigt. Er sagt uns, daß es den Menschen zukommt, diesen Vorschriften zu folgen, aber daß es über ihrer Macht lag, sie zu finden. Wir geben die Offenbarung zu, als Ausfluß des Geistes Gottes, ohne die Art zu kennen, wie sie stattgefunden, und ohne uns zu quälen, sie zu finden. Vorausgesetzt, wir wissen, daß Gott

gesprochen hat, so liegt uns wenig daran, zu erklären, wie er es gemacht hat, um sich verständlich zu machen. Indem wir so in dem Evangelium die göttliche Autorität anerkennen, glauben wir, daß Jesus Christus mit dieser Autorität begabt war. Wir erkennen in seinem Benehmen eine übermenschliche Tugend, und in seinen Lehren eine übermenschliche Weisheit, das steht fest für uns. Wie dies zugegangen ist? Das ist es nicht, das geht über unsere Begreifkraft. Ihr begreift es? Wohlan, wir schätzen 'euch glücklich dafür von ganzem Herzen. Eure Vernunft mag stärker sein als die unsrige, aber daraus geht nicht hervor, daß eure uns zum Gesetz dienen muß. Wir geben zu, daß ihr Alles wißt; erlaubet, daß wir Etliches nicht wissen.« »Ihr fragt uns, ob wir alle Lehren annehmen, die Jesus Christus gegeben hat. Der Nutzen, die Nothwendigkeit der meisten dieser Lehren ist uns klar, und wir suchen ihnen nachzukommen. Einige übersteigen unsere Fassung; sie wurden ohne Zweifel für aufgeklärtere Geister gegeben als wir sind. Wir glauben nicht, die letzten Grenzen der menschlichen Vernunft erreicht zu haben, und tiefer blikkende Menschen bedürfen höherer Vorschriften.«

»Vieles übersteigt im Evangelium unsere Fassungsgabe, und scheint uns selbst auffallend. Aber deswegen verwerfen wir es nicht. Ueberzeugt von der Schwäche unseres Verstandes wissen wir zu verehren, was wir nicht zu begreifen vermögen, wenn die Verbindung dessen, was wir begreifen, uns es für über unserer Aufklärung stehend betrachten läßt. Alles, was uns zu wissen nöthig ist, um heilig zu sein, scheint uns klar im Evangelium. Wozu brauchen wir den Rest zu verstehen? In Bezug auf diesen Punkt bleiben wir unwissend, aber von Irrthum frei, und

wir werden deswegen nicht weniger gute Menschen sein. Dieser demüthige Vorbehalt selbst ist der Geist des Evangeliums.«

»Wir verehren dies heilige Buch nicht gerade als Buch, sondern als das Wort und das Leben Jesus Christs. Der Charakter der Wahrheit, der Weisheit, der Heiligkeit, der sich in ihm findet, belehrt uns, daß diese Geschichte nicht wesentlich verändert ist;[1]) aber es ist uns nicht bewiesen, daß sie es in keiner Weise sei. Wer weiß, ob das was wir nicht verstehen, nicht in den Text eingeschobene Fehler sind? Wer weiß, ob Schüler, die so tief unter dem Meister standen, ihn stets recht begriffen, stets das Begriffene recht wiedergegeben haben? Wir entscheiden darüber nicht, wir vermuthen nicht einmal, und wir legen euch diese Unterstellung nur vor, weil ihr welche verlangt.«

»Wir können uns in unsern Ansichten täuschen, aber ihr könnt es ebenso gut in den eurigen; und weswegen nicht, da ihr Menschen seid? Ihr könnt ebenso überzeugt sein wie wir, aber nicht mehr. Ihr könnt aufgeklärter sein, aber ihr seid nicht unfehlbar. Wer soll also zwischen den beiden Parteien richten? Ihr? das würde nicht gerecht sein. Noch weniger dürften wir es, die wir uns selbst so wenig zutrauen. Lassen wir also diese Entscheidung dem gemeinsamen Richter, der uns erwartet. Und da wir einverstanden sind über die Regeln unserer wechselseitigen Pflichten, ertragt uns für den Rest wie wir euch ertragen. Seien

---

[1]) »Was würde aus den einfältigen Gläubigen werden, wenn man all das nur durch die Nachforschungen der Critik oder die Autorität der Pastoren wissen könnte? Mit welchem Rechte wagt man den Glauben von so vielem Wissen und so vieler Unterwürfigkeit abhängig zu machen?«
Anm. J. J. R.

wir Männer des Friedens, Brüder; vereinigen wir uns in der Liebe unseres gemeinsamen Meisters, in der Ausübung der Tugenden, die er vorschreibt: das ist es, was der wahre Christ thut.«

»Wenn ihr uns aber diesen werthvollen Titel nach Allem, was wir gethan, um als Brüder mit euch zu leben, verweigern solltet, so würden wir uns über diese Ungerechtigkeit trösten und bedenken, daß Worte keine Sachen sind, daß die ersten Schüler Christs nicht den Namen Christen annahmen, daß der Märtyrer St. Stephan ihn nie trug, und daß, als Paul zum christlichen Glauben bekehrt wurde, es noch keine Christen auf Erden gab.«

»Glauben Sie, mein Herr!« — fährt Jean Jacques fort, »daß eine in dieser Weise behandelte Controverse sehr heftig sein und lange dauern, und daß die eine der Parteien nicht bald genug zum Stillschweigen gebracht sein würde, wenn die andere nicht mehr streiten wollte? Wenn unsere Proselyten Herren des Landes sind in dem sie leben, so werden sie eine ebenso einfache Form des Cultus einführen als ihr Glaube, und die Religion, die daraus hervorgehen würde, würde die nützlichste sein durch ihre Einfalt selbst. Befreit von Allem was man an die Stelle der Tugend setzt und ohne abergläubische Gebräuche und Spitzfindigkeit in der Lehre, würde sie vollkommen auf das wahre Ziel hinausstreben, das da ist: Die Erfüllung unserer Pflichten.« — —

Der Hauptgrundsatz Rousseaus ist die Duldung, und er lehrt sie auch hier wieder: »Erkennet mit uns die Grundsätze der Pflichten des Menschen und des Bürgers an; im Uebrigen glaubt was euch beliebt. Was die Religionen anbelangt, die wesentlich schlecht

sind, die den Menschen veranlassen Böses zu thun, so darf man sie nicht dulden, weil dies selbst der wahren Duldung entgegen wäre, die keinen andern Zweck hat als den Frieden unter den Menschen. — — Uebrigens werden die friedlichen Christen nicht mit ihren Brüdern hadern, sondern ohne sich abzuquälen um sie zu bekehren, sich ihnen anschließen in Christenliebe, ihren Versammlungen beiwohnen, ihre Formeln annehmen, und, da sie sich selbst nicht für unfehlbarer halten, sich der Ansicht der Mehrzahl in allem unterwerfen, was ihr Gewissen nicht belastet und ihnen nicht von Einfluß auf ihr Seelenheil scheint.«

»Das ist das Gute, werden Sie sagen; — sehen wir nun auch das Uebel. Es läßt sich in wenig Worte fassen. Gott wird nicht mehr das Mittel der Böswilligkeit der Menschen sein. Die Religion wird nicht mehr zum Instrumente der Tyrannei der Priester und der Rache der Usurpatoren dienen; sie würde nur noch dazu dienen, die Gläubigen gut und gerecht zu machen. Das ist es nicht, was diejenigen wollen, die sie gängeln; das ist schlimmer für sie; als wenn sie zu Nichts diente. Und somit ist diese Lehre dem Menschengeschlecht nützlich, und schlecht für seine Unterdrücker.«

»Ihre Anhänger würden keine Christen in der Art des heiligen Paulus sein, der seiner Natur nach ein Eiferer war und Christ selbst nicht gehört hatte; sie würden Christen sein in der Art des heiligen Johannes, den der Meister selbst gewählt, und der aus seinem eigenen Munde die Lehren erhalten hat, die er uns überliefert.«

Rousseau bekämpft das »dogmatische und theologische Christenthum, das durch die Menge und die Dunkelheit seiner Dogmen, und vor Allem durch die Nothwendigkeit

sie anzunehmen, zu einem stets offenen Schlachtfelde zwischen den Menschen wird.« — Er will ein anderes Christenthum, »so wie es in dem wahren Geiste desselben liegt, frei, entfesselt von allen Banden des Fleisches, ohne andere Hindernisse in den Dogmen als die Sitten und die Gesetze. Die christliche Religion ist durch die Reinheit ihrer Moral stets gut und gesund im Staate, vorausgesetzt daß man aus ihr keinen Theil der Constitution des Staates macht, vorausgesetzt daß sie in ihm einzig als Religion, Gefühl, Ansicht, Glaube zugelassen sei. Aber als politisches Gesetz ist das dogmatische Christenthum eine schlechte Einrichtung.«

## 3.

Nachdem er so seine Ansicht über das Christenthum im Allgemeinen und dessen Verbindung mit dem Staate dargestellt, geht er zur Würdigung der Reformation über. Er sieht das Wesen derselben in der persönlichen Freiheit und in der allgemeinen Duldung. Die Reformirten »verbanden sich darin, daß sie Jeden als befugten Richter für sich selbst anerkannten. Sie duldeten und mußten alle Auslegungen mit Ausnahme Einer dulden, und zwar derjenigen, die die Freiheit der Auslegung aufhebt. Diese Eine Interpretation die sie verwarfen, war die der Katholiken. Sie mußten also insgesamt Rom verurtheilen, und Alle verurtheilten es.«

Er giebt die Thätigkeit des Herrschers, des Souverain, bei der Herstellung der äußern Formen und der Ernennung der Lehrer zu, »denn Ordnung, Regeln sind nöthig beim öffentlichen Unterricht.« — — »Aber daraus folgt

nicht, daß jeder Einzelne gezwungen sei, die Auslegungen und die Doctrine, die man ihnen giebt, stets zuzugeben. Jeder bleibt allein Richter darüber für sich selbst, und erkennt in ihnen kein anderes Ansehen als sein eigenes.« Er setzt hinzu: »Man beweise mir heute, daß ich gezwungen bin, in Glaubenssachen mich irgend Jemanden zu unterwerfen, — und von morgen an werde ich Katholik, und jeder wahre und folgerechte Mensch wird thun wie ich. Denn die freie Interpretation der Schrift verlangt nicht nur das Recht die einzelnen Stellen, Jeder nach seiner besonderen Auffassung, auszulegen, sondern auch das Recht im Zweifel zu bleiben über die, die er zweifelhaft findet, und das, die nicht zu verstehen, die ihm unverständlich scheinen. Das ist das Recht jedes Einzelnen, ein Recht, über das weder die Pastoren noch die Regierung zu entscheiden haben.«

Die reformirte Kirche hat diese Bahn verlassen. »Sie hat so lange gegen die katholische Geistlichkeit gestritten, daß die protestantische Geistlichkeit am Ende selbst den Geist des Streitens und des Haderns annahm. — — Calvin war ohne Zweifel ein großer Mann, aber er war ein Mensch und was schlimmer ist ein Theologe.« Der Geist des Streitens »ist in Wahrheit der der Reformatoren, aber nicht der Reform. Die protestantische Religion ist duldsam ihrem Grundsatze nach; Duldung ist ihr Wesen. Sie ist es so weit, als es möglich ist, es zu sein, da das einzige Dogma, das sie nicht duldet, das der Unduldsamkeit ist.«

In Bezug auf die Angriffe, denen er selbst von der protestantischen Geistlichkeit ausgesetzt war, spricht er das strenge Urtheil aus: »Ich sehe in den protestantischen Geistlichen nur noch schlechte Bedienten der Priester, denen

sie weniger aus Liebe zu ihnen als aus Haß gegen mich dienen.« [1])

Seine Gegner warfen ihm ins Besondere vor, daß er nicht an die im Evangelium vorkommenden Wunder glaube. Gegen diesen Angriff vertheidigte er sich ins Besondere. »Sehet« ruft er ihnen zu »wie ungerecht ihr seid. Ihr gebt zu, daß Wunder nöthig sind um eine göttliche Sendung zu bekunden, und dennoch kommt ihr, einfache Sterbliche, auf euere eigene Verantwortung hin, und sprecht wie die Abgesandten Gottes!«

»Aber wenn die Folgen, die man aus den Wundern gegen mich ziehen möchte, wahr sein sollen, so müßte feststehen, daß die Wunder entweder der einzige Beweis der Offenbarung wären, oder daß ich die andern Beweise ebenfalls angriffe. Aber es ist nicht wahr, daß die Wunder der einzige Beweis der Offenbarung sind, und es ist nicht wahr, daß ich die andern Beweise verwerfe, da man sie im Gegentheile gerade in dem Werke in dem man mich anklagt die Offenbarung zu zerstören, findet.«

Christ selbst hat mehr denn einmal gesagt, daß er nicht gekommen um Wunder zu thun. Rousseau fußt auf diese Stellen und fährt fort: »Sehet zu, wem wir eher Glauben schenken sollen, denen die behaupten, daß es die Offenbarung verwerfen heißt, wenn man die Wunder Jesus nach den Zeichen, die sie bekunden, nicht zugiebt, — oder Jesus selbst, der erklärt, daß er keine Zeichen zu geben habe. Der, der mich verwirft, ist verdammt, sagt Christus. Setzt er hinzu: die Wunder, die ich thue, verur-

[1]) In einer Note nimmt er seinen Pastor aus, in einer zweiten Ausgabe nimmt er aber diese einzige Ausnahme wieder zurück.

theilen ihn? Nein, sondern: Das Wort, das ich gebracht, wird ihn verurtheilen. Der Beweis ist also im Worte, und nicht in den Wundern.«

»Weil ein Prophet Nichts in seinem Lande gilt, that er in seinem sehr wenig Wunder.[1]) Es steht selbst geschrieben, daß er keine that, weil man sie nicht glaubte.[2]) Wie? Ihrer Unglaubhaftigkeit wegen hätte er welche thun sollen, um zu überzeugen, wenn die Wunder diese Absicht gehabt hätten?« — —

»Ja, ich werde stets behaupten, daß die Stütze, die man in ihnen für den Glauben sucht, sein größtes Hinderniß ist. Nehmt die Wunder aus dem Evangelium und die ganze Welt wird zu den Füßen Christs liegen.«

Das veranlaßt aber dennoch Jean Jacques nicht, die Unmöglichkeit der Wunder zu behaupten. Im Gegentheile sagt er nachträglich: »Laßt euch dadurch nicht irren, daß ich die Wunder nicht für unerläßlich zum Christenthume halte, und schließt daraus nicht, daß ich sie verwerfe. Nein, ich habe sie nicht verworfen, und verwerfe sie nicht. Wenn ich Gründe angeführt, um sie zu bezweifeln, so habe ich die Gründe, um an sie zu glauben, nicht verhehlt. Es besteht ein großer Unterschied zwischen: eine Sache leugnen, und eine Sache nicht behaupten, zwischen: verneinen und nicht zugeben. Und ich habe diesen Punkt so wenig entschieden, daß ich leugne, daß in allen meinen Schriften sich Eine Stelle finde, in der ich mich bestimmt gegen die Wunder ausspreche.« —

»Was mich anbelangt, so sehe ich Thatsachen in der

---

[1]) Matth. XIII, 58.

[2]) Mark. VI, 5.

heiligen Schrift angeführt. Das genügt, um in dieser Beziehung mein Urtheil aufzuhalten. Wären sie anderswo, so würde ich diese Thatsachen verwerfen, oder ihnen den Namen Wunder nehmen. Aber weil sie in der Schrift sind, verwerfe ich sie nicht. Ich gebe sie deswegen ebenso wenig zu, weil meine Vernunft dem widerstrebt, und weil von meiner Entscheidung über diesen Punkt mein Heil nicht abhängt. Kein verständiger Christ kann glauben, daß Alles in der Bibel, bis auf die Worte und die Irrthümer, göttlich sei. Was man göttlich glauben muß, ist Alles was mit unsern Pflichten zusammenhängt. Denn wozu sollte Gott das Uebrige eingegeben haben? Aber die Lehre von den Wundern hängt damit auf keine Weise zusammen, und das habe ich bewiesen.«

Zum Schlusse der Vertheidigung seiner religiösen Ansichten kommt er dann noch einmal auf die Grundabsicht zurück, die dieselbe beherrscht, und sagt: »Wem konnte ein Werk mißfallen, in dem man, ohne Jemanden zu tadeln oder wenigstens Jemanden zu verwerfen, zeigte, wie im Wesen Alle einverstanden seien; daß so viel Zwiespalt nur entstanden, daß so viel Blut nur geflossen, weil man sich mißverstanden; — daß Jeder in seiner Religion in Ruhe bleiben müsse und die Andern nicht stören dürfe; — daß man überall Gott dienen, seinen Nächsten lieben, den Gesetzen gehorchen müsse, und daß hierin allein das wahre Wesen jeder guten Religion bestehe. Das heißt zugleich die philosophische Freiheit und die religiöse Frömmigkeit begründen; das heißt die Liebe zur Ordnung mit den Vorurtheilen Anderer aussöhnen, das heißt die Parteien zerstören, und sie alle zu demselben Ziele der Menschheit und der Ver-

nunft zurückführen; weit entfernt Streit zu stiften, heißt dies die Wurzel derjenigen Zwiste abhauen, die noch keimen, und unfehlbar heute oder morgen wieder erstehen werden, wenn der Eifer des Fanatismus, der nur schlummert, wieder erwacht; — das heißt mit einem Worte in diesem Jahrhunderte, das nur friedlich aus Theilnahmlosigkeit, Jedem sehr feste Gründe geben stets zu sein was er jetzt ist, ohne zu wissen weswegen er es ist.« —

## 4.

Der politische Theil seiner Briefe vom Berge hatte eine doppelte Absicht, und zwar die seinen Contrat social gegen die Angriffe, die gegen ihn gerichtet worden, zu vertheidigen, und dann seine Ansicht über die Zwiste, die unter den Genfern ausgebrochen, zu sagen.

Zur Vertheidigung des Contrat social giebt er eine kurze Uebersicht seines Systems. Es ist nicht nöthig diese hier zu wiederholen. Nur ein paar Bemerkungen sind auch für sein Urtheil über die Genfer Angelegenheiten von Bedeutung. Am Schlusse der Darstellung des Systems seines Contrat social sagt er:

»Der Grundsatz, der die verschiedenen Formen der Regierung bedingt, besteht in der Zahl ihrer Mitglieder. Je kleiner diese, desto stärker ist die Regierung, je größer desto schwächer. Und da es in der Natur der Souverainité liegt, an Kraft stets ab, und in der der Regierung stets zuzunehmen, so muß die ausübende Behörde stets am Ende den Sieg über die gesetzgebende davon tragen. Und wenn endlich das Gesetz der Menschen-Willkür unterthänig ist, so giebt es nur noch Herren und Sclaven; der Staat ist zerstört.« — —

»Die verschiedenen Formen der Regierung beschränken sich auf drei. — — Ich gebe der mittleren zwischen beiden den Vorzug, sie heißt die aristokratische. Aber man darf nicht vergessen, daß die Constitution des Staates und die der Regierung sehr verschiedene Dinge sind, und daß ich sie nicht verwechselt habe. Die beste Regierung ist die aristokratische, der schlechteste Souverain ist die Aristokratie.«

Sein Souverain war das Volk. Er glaubte seine Ansichten vielfach in der Republik Genf verwirklicht zu sehen, und begriff daher um so weniger, wie gerade die Genfer die Ansichten seines Contrat social am heftigsten bekämpften. Aber dies war dennoch wieder ganz natürlich, denn in Genf war in der That die Aristokratie nicht nur die Regierung, sondern auch der Souverain. Die Grundsätze Jean Jacques hatten in Genf bei dem Volke so tief eingegriffen, daß gerade in Folge derselben der Kampf zwischen den Mittelständen und der Aristokratie begonnen hatte. Die Aristokratie nahm nicht nur die Regierung in Anspruch, sondern auch ein Veto gegen die gesetzgebende Gewalt des Volksrathes. Und gegen diese Anmaßung trat Jean Jacques am Schlusse seiner Briefe vom Berge sehr tapfer in die Schranken. Er sagte: »Es gibt zwei Parteien in Genf; auf der einen Seite sehe ich das Volk, sehr wenig zählreich, friedlich und kalt, aus arbeitsamen Leuten bestehend, dem Gewinn nachstrebend, ihrem eigenen Interesse und der Stimme ihrer Geistlichkeit unterworfen, voll von ihrem Handel und ihren Fabriken. — — Auf der andern Seite sehe ich eine kleine Stadt, deren Geschäfte im Wesentlichen sehr unbedeutend sind, eine Behörde unabhängiger und beständiger Magistrate, beinahe

müßig aus Beruf, und ihre vorzüglichste Beschäftigung aus einem für die, die befehlen, sehr großen und sehr reellen Interesse machend, das heißt: ihre Herrschaft stets zu vermehren, denn die Ehrsucht, wie der Geiz, steigt stets mit ihren Vortheilen. Und je mehr man ihre Macht ausdehnt, desto mehr wird man von der Sucht Alles zu können, verzehrt. Stets darauf bedacht, Unterschiede, zu wenig bemerkbar, in den durch Geburt Gleichen zu bemerken, sieht sie in ihnen nur ihre Untergeordneten, und glüht darnach, in ihnen nur ihre Unterthanen zu sehen.«

»In der Mehrzahl der Staaten« fährt er fort »ist die Unordnung Folge einer entarteten und dummen populace, erhitzt erst durch unerträgliche Quälereien, dann im Geheimen aufgeregt durch listige Unruhstifter, die mit irgend einem öffentlichen Ansehen beehrt sind, das sie vermehren wollen. Aber giebt es etwas Verkehrteres, als eine solche Idee auf die Genfer Bürgerschaft oder wenigstens auf den Theil, der der Macht gegenüber steht, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, anwenden zu wollen? In allen Zeiten war dieser Theil stets die Mittelklasse zwischen den Reichen und den Armen, zwischen den Chefs des Staates und der populace. Diese Klasse, gebildet aus Leuten, ungefähr gleich durch ihr Vermögen, ihren Stand, ihre Aufklärung, ist nicht hoch genug gestellt um Ansprüche zu machen, nicht tief genug um nichts zu verlieren zu haben. Ihr großes, ihr gemeinsames Interesse ist, daß die Gesetze beobachtet, die Magistrate geachtet, die Constitution aufrecht erhalten, und der Staat in Frieden seien. Keiner freut sich in diesem Stande in keiner Weise einer solchen Ueberlegenheit über die andern, daß er sie zu seinem persönlichen Interesse mißbrauchen könnte. Das ist der gesundeste Theil der

Republik, der einzige, von dem man unterstellen kann, daß er sich in seinem Benehmen kein anderes Ziel stecke als das Wohl Aller.«

»Sehen Sie im Gegentheile, worauf die andere Partei sich fußt. Leute, die im Ueberflusse schwimmen, und das elendeste Volk. Darf man in diesen beiden Extremen, von denen die eine gemacht ist zu kaufen, und die andere sich zu verkaufen, die Liebe zur Gerechtigkeit und zu den Gesetzen suchen? Durch sie entartet stets der Staat, der Reiche hat das Gesetz in seiner Börse, der arme liebt sein Brot mehr als die Freiheit.«

So sprach Rousseau sich gegen die Ansprüche der Aristokratie aus, und wurde der tapferste Bundesgenosse der Bürgerschaft,[1]) der auch seine Unterstützung bald den Sieg gewinnen half. Die Gegner suchten Angst vor den Ausschweifungen der Freiheit zu machen. Aber Jean Jacques antwortete auch auf diesen Einwurf, indem er sagte: »Unterstellen wir diesen Mißbrauch der Freiheit ebenso natürlich als den der Macht; so bleibt stets der Unterschied zwischen beiden, daß der Mißbrauch der Freiheit zum Nachtheile des Volkes ausschlägt, das sich seiner schuldig macht, und, es wegen seines Unrechts bestrafen, dasselbe zwingt die Mittel zur Abhülfe zu suchen. So ist auf dieser Seite das Uebel stets nur eine Crisis, und kann nie zu einem bleibenden Zustande werden. Wogegen der Mißbrauch der Gewalt nicht zum Nachtheile der Mäch-

---

[1]) Die neueren französischen Demokraten, die sich stets auf Jean Jacques berufen, würden ihn ruhig als einen bourgeois heimschicken, wenn sie mit ihm in thatsächliche Berührung kämen, oder auch nur sein ganzes System begriffen.

tigen, sondern der Schwachen ausschlägt, und somit durch seine Natur ohne Maß, ohne Halt, ohne Grenzen ist. Er hört nur mit der Zerstörung desjenigen auf, der das Uebel trägt. Sagen wir also« setzt er schließlich hinzu, »daß die Regierung der geringen Zahl, die Aufsicht über die Regierung der Gesamtheit zukommt; und daß, wenn von der einen und der andern Seite der Mißbrauch unausbleiblich ist, es immer besser ist, daß das Volk durch seine eigene Schuld unglücklich sei, als ohne seine Schuld durch die Hand eines andern unterdrückt zu werden.«

---

## XII.

## Rousseaus Flucht aus der Schweiz.

### 1.

Jeder Schwung der leichten Feder Rousseaus fiel als Kolbenschlag auf das Haupt seiner Gegner herab. Der staatliche Unsinn und die religiöse Unduldsamkeit der kleinen Republik fühlten sich gleich hart getroffen. Die Aristokratie und die Geistlichkeit dachten nur an Rache.

Rousseau hatte vom König von Preußen das Bürgerrecht im Canton Neufchatel erhalten, und war also von dieser Seite sicher. Die unmittelbare Folge des Zornes der Genfer Aristokratie mußte sich darauf beschränken, auch die »Briefe vom Berge« durch Henkershand verbrennen zu lassen, nachdem man sie im Allgemeinen, als voll der gräßlichsten Grundsätze und — unwürdig jeder Antwort, ja selbst jeder Erwähnung, verdammt hatte.

Aber die »Frommen,« die »Heiligen« in Genf glichen den frommen Heiligen anderswo. Sie blieben bei dieser Strafe nicht stehen. Sie erklärten, daß dies neue Werk vollkommen unchristlich, ja antichristlich sei. Später arbeitete ein Genfer Prediger diese Ansicht weit und breit aus. Das war ein Same, den schwarze Vögel weiter trugen,

und der unter den Füßen Rousseaus selbst Wurzel fassen sollte.

Schon früher hatte seine Communion in der Gemeinde von Motiers Veranlassung zu falschen Auslegungen gegeben, und, wie es scheint, hatte der Pfarrer Montmollin selbst Rousseau seine Zweifel über dessen »reformirtes Christenthum« gezeigt. In einem Briefe, ein paar Monate nach seiner Aufnahme in die Gemeinde von Motiers geschrieben, sagt Jean Jacques dem Prediger derselben: »Ich bin überzeugt, mein Herr, daß wenn ich stets in protestantischen Ländern gelebt hätte, das Glaubensbekenntniß des Savoyarden-Vicar entweder nicht geschrieben worden — was gewiß in vieler Beziehung ein Unglück wäre — oder aller Wahrscheinlichkeit nach in seinem zweiten Theile eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Ich glaube unterdeß nicht, daß man Einwürfe unterdrücken soll, die man nicht erledigen kann. Denn diese schleichende Klugheit hat ein Ansehen von Unredlichkeit, das mich empört, und läßt mich fürchten, daß es im Herzen wenig wahre Gläubigen giebt. — — Die Einwürfe verhindern nicht, daß eine bewiesene Wahrheit bewiesen ist; und man muß sich mit dem begnügen was man weiß, und nicht alles wissen wollen, selbst in der Religion. Wir dienen Gott nicht weniger mit dem Herzen.«

Die Frommen in Genf und der Schweiz hatten seine Aufnahme in die Kirche wie einen Scandal angesehen. Sie hetzten den Pfarrer Montmollin gegen seinen Pfarrgenossen schon vor der Veröffentlichung der Lettres de la montagne auf, sie bewachten jeden Schritt den Rousseau that, und versuchten es, um ihn zu fesseln, neue und orthodoxere Erklärungen von ihm zu erlangen. Herr Montmollin war wohl

Anfangs in einiger Verlegenheit und mochte eine Weile zwischen Rousseau und seinen Vorgesetzten und Amtsgenossen schwanken. Er schrieb Jean Jacques einmal einen Brief, den er von Rousseau selbst verbessern ließ, wahrscheinlich erst in guter Absicht. Aber das verhinderte ihn nicht, sich mit diesem Briefe und auf Kosten Rousseaus später den Rücken zu decken. Die Heiligen sind nun einmal nicht anders. Ueberdies hatte Herr Montmollin sich selbst der Privatverhältnisse des »schwachen und fügsamen« Jean Jacques zu sehr angenommen. »Er wollte alle meine Angelegenheiten wissen, meine Correspondenz kennen, leiten, mein Testament empfangen, meine ganze kleine Haushaltung anordnen.« Und auch das ist so Art der frommen Herrn.

Rousseau empörte sich bald gegen diese täglichen Quälereien. Er schrieb daher an einen seiner Freunde, Prediger in Genf: »Ihre Prediger und ich sind weit von einander. Sie haben geglaubt, in meinem Briefe an Montmollin eine Gelegenheit zu finden, mich zum Kriechen gegen sie zu zwingen. Sie werden Zeit haben sich zu enttäuschen. Da sie sich meiner Achtung beraubt haben, mögen sie sehen, wie sie mit meiner Verachtung auskommen. Ich habe ihnen diese Achtung öffentlich bezeugt, ich habe Unrecht gehabt, aber das ist auch das einzige Unrecht, das ich gegen sie gut zu machen habe.« Er setzt hinzu, daß er »alle Inquisitoren für ebenso viele Satelliten des Teufels« halte.

Er hatte erst die Absicht gehabt, um des Friedens willen das Feld zu räumen, die Schweiz zu verlassen und nach London oder Berlin zu gehen. Die Verwickelungen in Genf aber, die ihr offenes Auftreten zu einer Art

Pflicht machten, führten dann zu jener Schrift, in der er auch der Geistlichkeit gegenüber eine festere Stellung einnahm.

Sehr bald zeigte sich die Wirkung in Motiers. »Eines Tages« erzählt Rousseau »als die Zeit der Communion heranrückte, kam der Prediger der Gemeinde zu mir, um mir den Rath zu ertheilen, mich vom Communionstische ferne zu halten, indem er mich zugleich versicherte, daß er mich sonst ruhig lassen werde. — — Da ich aber ein solches Nachgeben für eine Feigheit hielt, und ich auch dem Volke keine neue Veranlassung, über meine »Impietät« zu schreien, geben wollte, so verweigerte ich dies kurz; worauf der Prediger unzufrieden wegging, und mir sagte, daß ich es bereuen werde.«

Rousseau ließ seinen Mißmuth in einem Briefe an den Lord Marechal Keith aus, und schrieb ihm: »Sie wissen, wozu sie die Religion mißbrauchen. Sie machen aus ihr einen großen Strohwisch, den sie mit Schmutz besudeln, und den sie mir mit Gewalt in den Mund stecken wollen, um mich mit Ruhe in Fetzen zu zerreißen, ohne daß ich um Hülfe schreien könnte.«

Der Kampf, sobald er persönlich wurde, war seiner Natur ein Grausen, und so dachte er abermals an die Flucht. Aber wohin gehen? In seiner Verzweiflung und bei seinen Leiden wirft er sogar seine Blicke auf Italien, und bittet den König von Preußen, dessen Geld er ausgeschlagen hatte, um einen Titel, der ihm in Italien preußischen Schutz sichern könne. Wir sahen den Republikaner bereits sich vor den Republikanern in die Staaten eines absoluten Fürsten flüchten; er stand auf dem Punkte, als Reformator, sich vor den Reformirten unter dem Schutze

eines preußischen Gesandschaftstitels in das Land der katholischen Inquisition zu retten.

## 2.

Unterdeß wuchs der Sturm; der Pfarrer von Motiers hatte ihm nicht umsonst gesagt, daß er bedauern werde, seinem »guten Rathe« nicht zu folgen. Nach Ueberlegung und gepflogener Berathung kam der Pfarrer abermals zu ihm, diesmal mit der Drohung, ihn zu excommuniciren, wenn er sich nicht fügen wolle. Rousseau selbst schrieb unmittelbar über diese Scene an den procureur général in Neufchatel. »Gestern, mein Herr, beehrte mich Hr. Montmollin mit einem Besuche, in dem wir eine heftige Besprechung hatten. Nachdem er mir die förmliche Excommunikation als unausbleiblich ankündigte, schlug er mir, um dem Scandal auszuweichen, einen Mittelweg vor, den ich einfach verweigerte. Ich sagte ihm, daß ich keine zweideutige Stellung wolle; daß ich entweder drinnen oder draußen, in Frieden oder im Kriege, Lamm oder Wolf sein wolle. Er machte mir in dieser Angelegenheit mehrere Einwürfe, die ich zerstäubte; denn da weder Verstand noch Gerechtigkeit in allem dem ist, was man gegen mich thut, so bin ich stark, sobald man sich in Unterhandlung einläßt. Um ihm zu zeigen, daß meine Festigkeit keine Hartnäckigkeit und noch weniger Frechheit sei, erbot ich mich, daß, wenn die »Classe« mich in Ruhe lassen wollte, ich mich verpflichten würde, *in meinem Leben nichts mehr über irgend einen Religionspunkt zu schreiben.* Er antwortete, man beklage sich, daß ich diese Verpflichtung schon einmal übernommen und nicht gehalten habe. Ich

erwiderte, daß man Unrecht habe; daß ich den Beschluß wohl für mich hätte nehmen können, aber daß ich es Niemanden versprochen habe. Er erklärte, daß er nicht Herr sei, und daß er fürchte, die Classe habe bereits einen Entschluß gefaßt. Ich antwortete, daß mir das leid thun würde, aber daß ich auch den meinigen gefaßt habe. Indem er fortging, sagte er mir, daß er thun werde was er könne; ich sagte ihm, daß er thun könne was er wolle; und so verließen wir uns. Somit, mein Herr, werfe ich nächsten Donnerstag entweder den Degen oder die Scheide in den Fluß.«

An demselben Tage schrieb er dem Prediger selbst: »Aus Rücksicht für den Herrn Professor Montmollin, meinen Pastor, und aus Achtung vor der venerablen Classe, erbiete ich mich, wenn mans annehmen will, durch ein eigenhändiges Schreiben mich zu verpflichten, nie mehr ein neues Werk über irgend einen religiösen Gegenstand zu veröffentlichen, selbst über dieselbe nicht beiläufig in einem Werke, das ich über irgend einen andern Gegenstand veröffentlichen könnte, zu sprechen. Und weiter werde ich fortfahren durch mein Gefühl und mein Benehmen den ganzen Werth zu bekunden, den ich darauf lege, mit der Kirche vereinigt zu sein.«

Diese Erklärung, die auf den ersten Blick auffallen muß, erscheint ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß Jean Jacques sich für nichts weniger als einen »Schriftsteller« hielt; daß er geschrieben hatte weil ihn sein Beruf drängte, und daß er endlich zu dem Glauben gekommen, er habe nun alles, wozu er berufen gewesen sei, gesagt. Seine »Schriftsteller-Laufbahn« schien ihm zu Ende zu sein, wie er alle Tage dem Ende seines Lebens entgegen-

sah, und deswegen hegte er schon lange die Absicht, nichts mehr zu veröffentlichen.

Aber es war den »Frommen« um ein anderes Ergebniß zu thun. Deswegen klagte die »venerable Classe« (die Corporation der Pastoren von Neufchatel) die neue Schrift Rousseaus sowohl bei der Regierung als beim Stadtmagistrat an, und letzterer verurtheilte und verbot sie ohne Umstände. Die venerable Classe selbst setzte einen Richttag auf den 13. März 1765 an. Unterdeß aber trat der Lord Marechal Keith, im Namen des Königs von Preußen, für Jean Jacques in die Schranken, und erließ ein Schreiben an die venerable Classe, das am 13. vorgelesen werden sollte. Die »Frommen« sind in der Rache auch stets sehr schlangenklug. Sie rückten den Richttag um einen vor, und wollten schon am 12. die Excommunication durchsetzen. Der Schutz des Königs und seines Stellvertreters, verbunden mit der Achtung vor Recht und Vernunft, die bei der Mehrzahl der Pastoren siegte, machten dies kluge Manöver mißlingen. Worauf denn Herr Montmollin der venerablen Classe einen Mittelweg vorschlug, den nehmlich, Rousseau vor das Consistorium von Motiers zu laden, um ihn hier aufzufordern, zu erklären, ob er an Christus, todt und von den Todten wieder auferstanden, an die Offenbarung glaube, und die heilige Schrift für göttlichen Ursprunges halte? Bei nicht genügenden Antworten sollte dann das Consistorium die Excommunication über den Heiden und Ketzer erlassen.

So wurde Jean Jacques vor das Consistorium von Motiers geladen. Dies Consistorium bestand aus den Aeltesten des Dorfes und der Gemeinde. Rousseau sagt über-

sie: »Wer von ihnen würde im Stande sein mein Buch zu lesen, und zu verstehen, wovon es handelt. Nehmen wir, wenn man will, den eifrigen Satelliten des Herrn de Montmollin aus, diesen Großmarechal, den er so stolz anführt, den großen Küster, den Boirude seiner Kirche, der sich so gut auf Hufeisen und theologische Bücher versteht.«

Dennoch war Rousseau entschlossen, den Handschuh aufzunehmen, sich vor seine »Brüder« zu stellen und ihnen einfach und kräftig die Wahrheit ans Herz zu legen. Er studirte auch eine sehr schöne Rede ein. Aber mit jedem Tage, der ihn dem hohen Gericht näher brachte, sank ihm mehr und mehr der Muth der Rede. Er besaß ihn nie, er fühlte, daß er stumm und sprachlos seinem zungenfertigen Gegner das Feld vollkommen überlassen und, unschuldig, wie die Schuld selbst vor seinen Anklägern erscheinen werde. Daher entschloß er sich am letzten Tage vor der Zusammenkunft des Consistoriums zum schriftlichen Verfahren, und schickte einen Brief, in dem er sagte: »Ich bitte Sie, meine Herren, zu bedenken, daß, da ich seit langem in der Kirche lebe, weder Pastor, noch Lehrer, noch mit irgend einem Theile des öffentlichen Unterrichts beauftragt bin, ich, als Privatmann, als einfaches Mitglied der Kirche keiner Untersuchung und Inquisition über meinen Glauben unterworfen werden darf. Solche Inquisitionen, unerhört in diesem Lande, greifen alle Grundlagen der Reform an, und verletzen zugleich die evangelische Freiheit, die christliche Liebe, das Ansehen des Fürsten, und die Rechte der Unterthanen sowohl als Mitglieder der Kirche denn als Bürger des Staates. Ich bin stets vor dem Gesetze und den Menschen für meine Handlungen und mein Benehmen verantwortlich; aber da

man bei uns die Unfehlbarkeit der Kirche nicht anerkennt, wer hat da das Recht, ihren Mitgliedern vorzuschreiben, was sie glauben sollen. Somit bin ich, einmal in die Kirche aufgenommen, nur Gott allein Rechenschaft über meinen Glauben schuldig.«

Dann zeigt er, wie Herr Montmollin ihn früher, trotz des Emil aufgenommen, und die Lettres de la Montagne nichts seien als eine Vertheidigung seines frühern Werkes gegen die Anklage, daß es nicht christlich sei. Am Schlusse deckt er sich in seiner Angst noch durch die Gunst des Königs: »Ich bin Ihnen, meine Herren, alle Art Hochachtung schuldig und zolle sie gerne, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß man den Schutz, dessen der König mich würdigt, nicht so weit vergesse, um mich zu zwingen den der Regierung anzurufen.«

Herr Montmollin wollte erst den Brief nicht vorlesen, und den Abwesenden ohne Umstände Ungehorsams wegen verurtheilen. Aber es fanden sich Leute in dem Consistorium, die theils Jean Jacques achteten, theils die Regierung fürchteten. Sie zwangen erst den frommen Herrn Montmollin den Brief vorzulesen. Das that er dann mit Zusätzen und Bemerkungen, die dessen Wirkung zernichten sollten. Aber Herr Martinet, Castellan des Val de Travers, unterstützte die Gemäßigten, und diese setzten es durch, daß der Brief ohne Zusatz gelesen wurde; worauf sich endlich sogar eine Mehrzahl der Stimmen fand, die erklärte, daß sie nicht die Absicht und das Recht hätten, in Glaubenssachen gegen Einzelne zu verfahren. Genug Jean Jacques wurde nicht excommunicirt.

Aber er fühlte, daß von nun an seines Bleibens nicht mehr in Motiers war. Er schrieb seinen Freunden, daß

er ein »Stück Friedenserde suche, um dort seine Knochen ausruhen zu lassen.« Seine Freunde aber, und besonders der Lord Marechal, glaubten, daß eine Versöhnung möglich, und wollten ihn nicht wegziehen lassen. Sie riethen ihm zu einer neuen öffentlichen Erklärung, daß er während seines Aufenthaltes in der Schweiz sich ruhig verhalten werde. Er war dazu erbötig und schrieb an du Peyrou, er möge ihm nur eine Form schicken, und er wolle sie unterzeichnen: was aber nicht verhinderte, daß er hinzusetzte: »Mein Blut stockt, ein Fieber durchwühlt mich, ich kann nicht weiter, und nie in meinem Leben hat mich etwas so viel gekostet als dieses authentische Versprechen, das ich über etwas abgeben muß, was ich vollkommen entschlossen bin zu halten, ob ich es nun verspreche oder nicht. Aber indem ich klage und jammere, habe ich das Herz voll von Liebe für Alle, die sich so großmüthig meiner Ruhe annehmen, und die mir die besten Rathschläge ertheilen, um sie zu sichern.«

Aber all das war doch nur Flickwerk. Im Wesentlichen hatte Rousseau gesiegt, waren die Frommen besiegt; und die Frommen aller Länder und aller Zeiten gleichen sich. Herr Montmollin hatte bis jetzt halb offenen Visirs gekämpft, von nun an hetzte er im Stillen das Volk gegen Rousseau auf. Es verbreitete sich das Gerücht, daß dieser der Antichrist selbst sei; ein anderes Gerücht sagte, er behaupte in seinen Büchern die Frauen hätten keine Seele. Seine »schönen und geistreichen« Nachbarinnen, mit denen er sonst zusammen Schnürrieme geflochten hatte, lauerten ihm mehrere Tage auf, um ihn mit Mistgabeln eines Bessern zu belehren. An die Stelle der Liebe und Freundschaft, die Rousseau hier von seinen »Brüdern« hoffte, die er durch Zuvorkommenheit, durch Hülfe, durch Almosen

erworben zu haben glaubte, stieß er nun alle Tage auf Zeichen des Hasses.

Sein Herz blutete von neuem. Er schrieb an eine Freundin, die ihn durch ein herbes Wort verletzt hatte: »Ich liebe die Wahrheit, ohne Zweifel; aber, wenn ich je einen Freund habe der sich in meiner Lage befindet, und ich fände ihm keine trostreiche Wahrheit zu sagen — so würde ich lügen.«

Trotz seiner Freisprechung, trotz des unterschriebenen Waffenstillstandes entschloß er sich daher, Motiers so bald als möglich zu verlassen. Das Bekanntwerden dieser Absicht und die ernsten Mahnungen der Regierung an den frommen Pfarrer, sich »jeder weitern Aufhetzung des Volkes zu enthalten« ließen Rousseau eine Weile Ruhe. Er wurde krank — sein Herz hatte abermals für seine zarte Feinheit zu viele und zu harte Stöße erhalten. Viele Monate lang kam er nicht aus seinem Zimmer, die Gefühle, die draußen wachten, hielten ihn belagert. »Das Schauspiel des Hasses des Volks zerriß mir das Herz, daß ichs nicht länger ertragen konnte.« Die Krankheit selbst aber verhinderte ihn, seinen Entschluß, Motiers zu verlassen, sobald er wünschte, auszuführen.

Der Aufschub mochte am Ende Herrn Montmollin zu lange dauern. Am 1. September war Kirchweih im Dorfe, und Abends warfen die Bauern Jean Jacques die Fenstern ein. — In der Nacht vom 6. auf den 7. wurde seine Thüre zerschmettert, und sein Haus von neuem mit Steinen beworfen, so daß Rousseau und seine Therese selbst persönlich in Gefahr schwebten.

Am andern Tage flüchtete er, diesmal nicht vor den Philosophen, den Absolutisten, den Jesuiten, sondern vor

dem blinden, durch Pfaffenunduldsamkeit aufgehetzten Haufen schlichten Volkes, einfältiger Bürger und Bauern, für die er die innigste Liebe und Theilnahme hegte, und für die er sein Leben lang gekämpft hatte.

## 3.

Auf seinen Ausflügen hatte Rousseau ein paar mal die Insel St. Pierre, oder wie man sie in Neufchatel nennt, die Insel de la Motte besucht. Sie war von aller Welt abgeschlossen und nur Ein Haus auf ihr, in dem ein Aufseher wohnte. Mitten im See hatte sie Hügel, Felder, Wiesen und Buschwerk genug, um den engen Raum viel größer erscheinen zu lassen als er war, und jedem Freunde der Natur die schönsten Schauspiele aller Art zu bieten.

Hierhin flüchtete Jean Jacques. »Diese Wahl paßte so sehr zu meinem friedlichen Geschmacke, zu meiner die Einsamkeit und das Nichtsthun liebenden Stimmung, daß ich sie zu den wohlthuendsten Träumen rechne für die ich mich am meisten begeisterte. Es schien mir, daß ich in dieser Insel getrennter von den Menschen, sicherer gegen ihre Beleidigungen, vergessener, freier, mit einem Worte der Süßigkeit des Nichtsthuns und des beschaulichen Lebens ungestörter anheimgegeben sei. Ich hätte in der Insel so abgeschlossen sein mögen, daß ich keine Verbindung mehr mit den Sterblichen gehabt hätte; und es ist sicher, daß ich alle denkbaren Maßregeln nahm, um mich, so viel als möglich, der Nothwendigkeit, welche zu unterhalten, zu entziehen.«

»Ich nahm« fährt Jean Jacques fort »in gewisser

Beziehung Abschied von meinem Jahrhundert und meinen Gleichzeitlern, ich sagte der Welt Lebewohl, indem ich mich auf diese Insel für den Rest meiner Tage verbannte. — Denn das war mein Entschluß, hier dachte ich den großen Plan des müßigen Lebens auszuführen.«

Er erklärt dies Nichtsthun selbst. »Dies Müßiggehen[1], das ich liebe, ist nicht das eines Faulen, der mit gekreuzten Armen vollkommen unthätig ist, und ebenso wenig denkt als er handelt. Es ist zugleich das Müßiggehen eines Kindes, das beständig in Bewegung ist, um nichts zu thun, und das eines Schwätzers, dessen Kopf wirbelt sobald seine Arme stille stehn. Ich liebe es, unablässig mit Nichts beschäftigt zu sein; hundert Sachen anzufangen und keine zu beendigen, zu gehen und zu kommen wie's mir durch den Sinn fliegt; jeden Augenblick meine Pläne zu ändern; einer Fliege in allen ihren Kreuz- und Querzügen zu folgen; einen Fels entwurzeln zu wollen; ohne Angst eine Arbeit von zehn Jahren anzufangen und sie in zehn Minuten wieder aufzugeben; den ganzen Tag ohne Ordnung und ohne Folge zu messen, und in allem nur der Laune des Augenblicks zu gehorchen.«

Die Insel gehörte den Bernern; aber durch Vermittelung des Lord Marechals Keith und auf die Zusicherung vieler der angesehensten Familien von Bern glaubte Rousseau sicher zu sein, daß die dortigen Machthaber ihn ruhig lassen würden. Ein Vertrag mit Du Peyrou über seine Werke, so wie eine kleine Rente von 600 Fr., die er von

---

[1]) Es ist bezeichnend genug, daß die deutsche Sprache kein rechtes Wort für Oisiveté hat. Müßiggehen, Nichtsthun, Faulheit sind ganz plebejische Schimpfworte gegenüber dem Geistesaristokratismus des Wortes Oisiveté.

seinem »Freunde« Lord Keith annehmen zu dürfen glaubte[1]), sicherten seinen Unterhalt.

Er fand von neuem bald wieder die verlorene Ruhe. Er war ja von den Menschen abgeschlossen und durfte, ferne von ihnen, sie lieben. Er sagt: »Der Aufenthalt auf dieser Insel gefiel mir so wohl, daß ich den Entschluß faßte, alle meine Wünsche in sie zusammenzudrängen, und den hinzufügte, sie nie wieder zu verlassen. Die Besuche, die ich in der Umgegend zu machen hatte, belästigten meine Einbildung; ein Tag den ich außer meiner Insel zubringen mußte, schien mir einer, den ich meinem Glücke abzog, und aus den Ufern des Sees heraustreten hieß für mich mein Element verlassen. Ueberdies hatten die Erfahrungen der Vergangenheit mich scheu gemacht. Daß eine Wohlthat meinem Herzen zusagte, schien mir genug, mich darauf gefaßt zu machen sie bald wieder zu verlieren. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, mich Abends am Ufer niederzusetzen, besonders wenn der See aufgeregt war. Ich fühlte ein eigenes Vergnügen, wenn die Wellen sich zu meinen Füßen brachen; sie wurden mir zum Bilde der Stürme der Welt und des Friedens meiner Wohnung, und ich ließ mich mitunter von dieser wohlthätigen Idee so hinreißen, daß ich Thränen aus meinen Augen fließen fühlte. Diese Ruhe, die ich mit Leidenschaft genoß, war durch nichts getrübt als die Furcht sie zu verlieren; aber diese Angst war so groß, daß sie den Genuß störte. Ich fühlte meine Lage so zweifelhaft, daß ich auf ihre Dauer nicht rechnen konnte. O, sagte ich zu mir selbst, wie gerne würde ich die Freiheit, wegzugehen, an der mir nichts

[1]) Lord Keith warf ihm 1200 Fr. aus, Rousseau nahm 600 Fr. an.

liegt, gegen die Sicherheit, stets hier bleiben zu können, eintauschen. Anstatt hier geduldet zu werden, weswegen bin ich nicht gezwungen hier zu bleiben?«

## 4.

Das waren die Gefühle, die ihn hier beherrschten. Er war abgehetzt. Das Andenken an die Eremitage, die Erinnerungen an Montmorency, die schwarzen Bilder von Motiers schlichen ihm überall nach. Er sehnte sich nach Ruhe, und genoß sie mit Leidenschaft als er sie gefunden hatte. Es ist das keine Redensart. Das Gewebe seines Herzens war so fein wie die Blätter eines Sommerbaumes. Die zarteste Wange fühlt den Wind nicht, der sie spielend hin und herwirft. Und so spielte der Athem der Begeisterung mit Jean Jacques Herz selbst wo wir den Luftzug nicht mehr ahnen, der es durchweht. Er ruhte und genoß die Ruhe mit Leidenschaft.

Diese lang entbehrte Wollust fand er auf »seiner« Insel wieder. Aber seine Gegner ließen ihm kaum Zeit, sich recht in sie hineinzudenken. Nicht einen Monat hatte er hier zugebracht, als er den Befehl erhielt, die Insel zu verlassen. Er sank von neuem gebrochen zusammen. Er wußte nicht, was machen, nicht wo aus noch ein. Die höchste geistige Niedergeschlagenheit ergriff ihn.

Jean Jacques schrieb an Herrn Gräffenried, den Bailly von Nidau, aus der Tiefe seines kranken Herzens:

»Ich habe meine Lage, mein Alter, meine Stimmung, meine Kräfte zu Rath gezogen; Nichts von all dem erlaubt mir, in diesem Augenblicke und ohne Vorbereitungen eine lange und beschwerliche Reise zu machen, kalte Länder zu

durchirren, mich abzumühen, um in der Ferne ein Asyl zu suchen, in einer Jahreszeit, in der meine Beschwerden mir kaum erlauben das Zimmer zu verlassen. Nach dem was vorgefallen ist, kann ich mich nicht entschließen nach Neufchatel zurückzukehren; und Sie begreifen, mein Herr, daß keiner der Nachbarstaaten einem Unglücklichen, der so ohne Umstände aus dem Ihrigen fortgetrieben wird, eine Zuflucht gestatten will oder wagen kann.«

»In dieser Lage sehe ich nur ein Mittel, und wie erschreckend es auch erscheinen mag, so würde ich es nicht nur ohne Widerstreben sondern mit Erkenntlichkeit annehmen, wenn Ihre Excellenzen dazu einstimmen wollen; das heißt, daß es Ihnen gefallen möge, mich den Rest meiner Tage als Gefangener in einem ihrer Schlösser, oder an dem Orte ihres Staates, den sie wählen mögen, zubringen zu lassen. Ich würde dort auf meine Kosten leben, und ich würde Bürgschaft leisten, ihnen nie zur Last zu fallen. Ich unterwerfe mich, weder Federn noch Papier noch irgend eine Verbindung außerhalb dem Gefängnisse zu haben, wenn nicht für das absolut Nöthige und durch die Vermittelung derjenigen, die mit mir beauftragt wären. Man lasse mir nur einige Bücher und die Freiheit, mich mitunter in einem Garten zu ergehen, und ich werde zufrieden sein.«

»Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ein so gewaltsamer Vorschlag die Frucht der Verzweiflung ist. Mein Geist ist in diesem Augenblick sehr ruhig; ich habe mir die Zeit gelassen, darüber nachzudenken, und erst nach tiefem Nachdenken über meinen Zustand habe ich mich entschieden. Berücksichtigen Sie, daß wenn mein Entschluß ungewöhnlich, meine Lage es noch mehr ist. Mein Unglück ist ohne

Beispiel. Das stürmische Leben, das ich ohne Unterlaß seit mehreren Jahren führe, würde schrecklich sein für einen Mann in bester Gesundheit. Urtheilen Sie, was es für einen armen Kranken, von Leiden und Ueberdruß aufgezehrt, und der nichts hofft als in Frieden zu sterben, sein muß. Alle Leidenschaften meines Herzens sind erloschen; es lebt nur noch die Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit in ihm. Ich würde sie in der Wohnung, die ich verlange, finden. Vor Zudringlichen geschützt, gesichert gegen jede neue Catastrophe, würde ich die letzte ruhig abwarten; und nicht mehr unterrichtet über das, was in der Welt vorgeht, würde ich durch nichts mehr betrübt werden. Ich liebe die Freiheit ohne Zweifel, aber die meinige ist nicht in der Hand der Menschen, und weder die Mauern noch die Schlösser würden mich ihrer berauben. Diese Gefangenschaft, mein Herr, erscheint mir so wenig erschreckend, ich fühle so sehr, daß ich alles Glück, was ich noch hoffen kann, genießen würde, daß ich gerade deswegen, obgleich sie alle meine Feinde jeder Befürchtung in Bezug auf mich überheben würde, nicht wage zu hoffen, sie zu erhalten. Aber ich will mir nichts vorzuwerfen haben, weder mir selbst noch Andern gegenüber; ich will mir selbst das Zeugniß geben können, daß ich kein mögliches und ehrbares Mittel unversucht gelassen habe, das mir Ruhe sichern und neuen Stürmen, die man mich zu suchen zwingt, vorbeugen könnte.«

Es giebt Unglückliche, die stehlen, um im Gefängnisse dem Hungertode zu entgehen. Die Feinde Rousseaus haben diesen Brief verfälscht, ins Lächerliche zu ziehen gesucht, ihn für den Ausfluß seiner Seelenstörung erklärt. Er ist in seiner Lage, bei seinem Wesen, bei seiner Denkart, bei

der blutigen Zerrissenheit seines Herzens so einfach, so natürlich, so folgerecht, daß es das Licht der Sonne beweisen hieße, wenn man ihn zu rechtfertigen versuchen wollte.

Die Antwort der Genfer Machthaber war vorauszusehen, und die Verzweiflung in der Jean Jacques sich befand, erklärt es, daß er trotz dieser Voraussicht den Brief schrieb.

Zwei Tage später erhielt er den Befehl die Insel und das Gebiet der Republik binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen.

## XIII.

# Rousseau in England.

### (David Hume.)

### 1.

Mit der Flucht aus der Schweiz beginnt der letzte große Abschnitt in dem Leben Jean Jacques. Er glaubte seine Laufbahn vollendet, er wähnte sich, sein ganzes Leben hindurch kränkelnd, stets am Vorabende seines Todes. Von nun an denkt er an ihn wie an einen Erlöser, der nicht mehr lange auf sich warten lassen könne; und dies Gefühl bedingt in gewisser Beziehung seine Lebensart, die eines Mannes, der morgen zu verreisen denkt und der gestern die letzten Geschäfte geordnet hat, und heute in ungeduldigem Nichtsthun dem kommenden Tage mürrisch entgegensieht. Und dieser lange Tag dauerte noch vierzehn Jahre!

Rousseau schwankte, als er die Schweiz verlassen mußte, einen Augenblick, wohin er sich wenden sollte. Die Corsen hatten ihn eingeladen zu ihnen zu kommen, um Land und Leute kennen zu lernen, und ihnen dann Vorschläge zu einer Gesetzgebung zu machen. Er fürchtete sich von neuem in den Strudel des Lebens hineingezogen zu sehen. — Friedrich II hatte ihm eine Zufluchtsstätte in Preußen anbieten lassen, und die Freundschaft des Lord Marechals bewog

Rousseau diesen Vorschlag halbwegs genehm zu finden. Ohne festen Entschluß verließ er die Schweiz, und fand dann in Straßburg Briefe seiner Freunde aus Paris, der Gräfin Boufflers vor Allem, und des Philosophen und Geschichtschreibers David Hume, die ihn sehr dringend aufforderten, nach England zu gehen.

Rousseau sagt irgendwo: »Ich habe England und die Engländer nie geliebt.« Dennoch schien ihm dies Land das würdigste und geeigneteste zu seinem Rückzuge. Die Könige liebte er noch weniger und mochte nicht Lust haben, sein Urtheil in der Nähe Friedrichs auf die Probe gestellt zu sehen. England war ein Land der Freiheit, und er selbst in England geachtet; Hume, ein Gleicher, ein Schriftsteller, ein Philosoph wie Jean Jacques, stand überdies in dem Rufe eines guten Menschen, eines schlichten Biedermannes. Rousseau wollte einsam sein, und der Gedanke, daß die Masse in England ihn, schon weil er nicht englisch verstehe, in Ruhe lassen müsse, war mit bei seinem Entschlusse im Spiele.

So reiste er von Straßburg ab nach Paris, um dort das Weitere mit Hume und seinen Freunden zu verabreden. Der Prinz Conti hatte ihm die Erlaubniß ausgewirkt, über Paris nach England zu gehen, und verschaffte ihm in Paris selbst eine Zufluchtstätte, in der er kaum vierzehn Tage blieb. Er wohnte im Temple, und hatte natürlich eine Menge Besuche. Der »wahrheitliebende« Grimm sagt in seiner Correspondenz über den Aufenthalt Rousseaus in Paris: »Er ist am 17. December angelangt. Am andern Tage ging er im Luxembourg in seiner armenischen Kleidung spazieren. ... Er spazierte auch alle Tage zu einer bestimmten Stunde auf dem Boulevard. Diese Affectation, sich dem

Publikum ohne Nothwendigkeit zu zeigen, hat dem Minister mißfallen. . . . Man hat ihm durch die Polizei sagen lassen, ohne Aufschub abzureisen.« [1])

Rousseau seiner Seits schreibt am Tage nach seiner Ankunft in Paris an du Peyrou: »Ich habe das größte Bedürfniß der Ruhe, und werde nur so wenig als möglich ausgehen.« An einen andern Freund, Hr. de Luze, schrieb er am 16. Dezember: »Ich würde zu Ihnen kommen, aber um meine Mütze nicht zur Schau zu tragen, wünsche ich, daß Sie zu mir kämen, sobald Sie könnten.« Am 26. schreibt er an diesen abermals: »Ich kann es nicht länger auf dieser öffentlichen Schaubühne aushalten. Können Sie nicht aus Mitleid meine Abreise beschleunigen?« Der Prinz Conti bot Alles auf, um Rousseau zu bewegen, in einem seiner Schlösser, ein paar Stunden von Paris, eine Wohnung anzunehmen; »aber es war dies mit einer Bedingung verbunden, die ich mich nicht habe entschließen können anzunehmen, obgleich er zwei Tage seine Beredtsamkeit — und sie ist groß — angewandt hat, um mich zu überreden,« setzt Jean Jacques hinzu. Es ist nicht bekannt, welche Bedingung man von ihm forderte, aber es ist klar, daß hier von einem »versöhnenden« Schritte, einem »beruhigenden« Worte, oder dergleichen die Rede ist.

Das offene Wesen Humes gefiel Jean Jacques sehr. Hume galt in Paris für eine Art paysan du Danube, »ebenso fein als geradeaus«, und Jean Jacques freute sich des schlichten Mannes, der fast so ohne Umstände und ohne Rückhalt war wie er selbst. Kaum

---

[1]) Grimm war so eine Art Gödsche. Der Typ ist in Deutschland nicht neu und wird nicht so leicht aussterben.

in England angelangt, schreibt Hume nach Paris an die Gräfin von Boufflers (19. Januar): »Mein »pupil« ist in guter Gesundheit angekommen, er ist sehr liebenswürdig, stets höflich, oft froh, und in der Regel gesellig (commonly sociable). Er hat ein ausgezeichnet warmes Herz.« Ungefähr einen Monat später (16. Februar) schreibt Hume an die Marquise von Barbantane: »Ich erkläre Ihnen, daß ich nie einen liebenswürdigeren und tugendhafteren Menschen gekannt habe. Er ist sanft, bescheiden, liebend, uneigennützig, und mit einer ganz besonderen Gefühlsfeinheit des Herzens begabt. [1]) Will man Fehler in ihm suchen, so finde ich keine andern als eine außerordentliche Ungeduld und Gereiztheit und eine Stimmung gegen seine besten Freunde, ungerechten Verdacht zu hegen. Ich selbst habe übrigens kein Beispiel davon gesehen, aber seine Zwiste mit seinen alten Freunden lassen michs vermuthen. Was mich betrifft, so würde ich mein ganzes Leben mit ihm zubringen, ohne daß sich je eine Wolke zwischen uns erheben sollte. Er hat in seiner Art eine bemerkenswerthe Einfachheit, und er ist ein wahres Kind im gewöhnlichen Leben. Diese Eigenschaft, verbunden mit seinem tiefen Gefühle, ist die Ursache, daß die, die mit ihm leben, ihn mit der größten Leichtigkeit regieren können.« Hume spricht dann von der Therese, die Schuld sei, daß Rousseau nicht nach Corsica gegangen, und fährt fort: »Sein Hund macht ihn zum Sclaven. Nur mit der größten Mühe habe ich ihn von ihm trennen können, um ihn in die Loge Garricks zu führen, in die er zu kommen ver-

[1]) „And above all endowed with a sensibility of heart in a supreme degree."

sprochen hatte, damit der König und die Königin ihn sähen.«

»Ich habe ihn in ein Dorf sechs Meilen von London gebracht; aber er besteht darauf, sich vollkommen abzuschließen, und er wird nächstens nach der Provinz Wallis abgehen, trotz aller Hindernisse, die ich hervorgesucht habe gegen die Ausführung dieses Planes. Sagen Sie der Mad. Boufflers, daß der einzige Scherz, den ich mir in Bezug auf den unterstellten Brief des Königs von Preußen erlaubt habe, von mir an der Tafel des Lord Offory stattfand.«

Wir kennen Rousseau, und somit ist es uns nicht schwer, zu beurtheilen, welchen Eindruck das Benehmen Humes auf ihn machen mußte. Hume hält ihn für so leicht zu lenken, und lenkt ihn nach seiner Art. Er führt ihn ins Theater, um sich sehen zu lassen. Er miethet ihn in der Umgegend von London ein, um ihn unter der Hand zu haben. Er legt ihm »alle möglichen Hindernisse« in den Weg, um seinen Plan zu vereiteln, in einer fernen, stillen Gegend eine einsame Wohnung zu suchen. Das Alles mußte Rousseau verletzen, aber es konnte immerhin ganz gut gemeint sein. Der gute Hume blieb, vor wie nach, der gute, brave Mann, wenn er auch den berühmten Freund ein wenig seinen Freunden und Gönnern zum Besten geben, zur Schau vorführen wollte.

## 2.

In den Briefen Humes sind aber ein paar Stellen, die einer näheren Würdigung bedürfen. Hume hielt Rous-

seau für eine »verdächtigende Natur«, — das hatten ihm Rousseaus Freunde gesagt. Wer waren diese Freunde? Diderot, d'Alembert, Voltaire, Holbach, die ganze Sippschaft der französischen Schul-Philosophen, mit denen Rousseau gebrochen hatte, und mit denen Hume auf dem vertrautesten Fuße lebte, in beständigem Briefwechsel war.

Aber der Schluß des Briefes ist noch bedeutender. In den ersten Tagen nach Rousseaus Ankunft in London ging dort erst von Hand zu Hand, und dann aus einem Blatte ins andere ein unterstellter Brief Friedrichs II an Rousseau, in dem es hieß:

»Mein theurer Jean Jacques, Sie haben Genf, ihr Vaterland, aufgegeben, Sie haben sich aus der Schweiz fortjagen machen; Frankreich hat sie verbannt. Kommen Sie doch zu mir. Ich bewundere Ihr Talent, ich belustige mich an Ihren Träumen, die, es sei nebenbei gesagt, Sie zu sehr und zu lange beschäftigen. Seien Sie am Ende einmal weise und glücklich. Sie haben genug von sich reden machen durch Originalitäten, die einem wahrhaft großen Manne wenig anstehen; zeigen Sie Ihren Feinden, daß Sie mitunter auch gesunden Menschenverstand haben können. Das wird diese ärgern ohne Ihnen zu schaden. Meine Staaten bieten Ihnen einen friedlichen Rückzug. Ich will Ihr Wohl, und ich werde Ihnen wohlthun, wenn es Ihnen behagt. Aber wenn Sie meine Hülfe halsstarrig verweigern, so mögen Sie darauf gefaßt sein, daß ich es Niemanden sage. Wenn Sie fortfahren, sich den Kopf zu zerbrechen, um neues Unglück zu finden, wählen Sie was Sie immerhin wollen. Ich bin König, ich kann Ihnen welches nach Ihrem Geschmacke und Ihrem Wunsche verschaffen. Und, was sicher nicht bei Ihren Feinden stattfinden wird, ich

werde aufhören Sie zu verfolgen, wenn Sie aufhören Ihren Ruhm darin zu setzen, verfolgt zu werden.

Ihr guter Freund

Friedrich.«

In diesem Briefe liegt ein so schonungsloser Hohn gegen Rousseau, daß nur der bitterste Feind seiner Art, seines Wesens und seiner Person, ihn erfinden konnte. Und auf diese Hohnschrift bezieht sich die Stelle in dem Briefe Humes. Er schreibt der Marquise von Barbantane, sie sollte die Gräfin Boufflers beruhigen und ihr sagen, daß »der einzige Scherz den er sich in Bezug auf diesen Brief des Königs von Preußen erlaubt habe, an der Tafel Lord Ossorys stattfand.«

Somit gesteht Hume zu, daß er, während er Rousseau seinen Pupill nannte, während dieser in einem Lande, dessen Sprache er nicht kannte, mit dem höchsten Vertrauen unbedingt sein Geschick in Humes Hand gelegt hatte, sich an der Tafel eines Lords, der damals den ausgesuchtesten Kreis aller geistreichen und denkenden Leute in London um sich vereinigte, öffentlich über Jean Jacques lustig machte, und zwar bei Gelegenheit des obigen Hohnbriefes.

Aber der »Scherz« ist nur der geringere Vorwurf, den Hume sich zu machen hatte. Der unterstellte Brief Friedrichs wurde von Walpole, dem Sohne des berühmten Ministers, der die Corruption in ein System brachte, verfaßt. Der Gegensatz ist sehr schlagend. Ein Walpole und ein Rousseau mußten Antipoden sein. Walpole selbst erzählt die Art, wie der Brief zu Stande kam. »Ich machte mich bei Mad. Geoffrin (ein Blaustrumpf der philosophischen Schule) über Rousseau lustig, und machte einen Vorschlag, der die Gesellschaft erheiterte. Zu Hause angekommen,

schrieb ich einen Brief, den ich Helvetius so wie den Herzog von Nivernois sehen ließ. Diese waren so zufrieden damit, daß sie, nachdem sie mehrere französische Sprachfehler corrigirt hatten, mich aufforderten, ihn zu veröffentlichen. [1])

Wer bildete die Gesellschaft, in der der Brief entstand? Nirgend sind die Namen der Einzelnen genannt. Aber Mad. Geoffrin war die ergebene Freundin Humes. [2]) Nachdem Hume mit Rousseau gebrochen hatte, schreibt die Gräfin Boufflers selbst an Hume, und wiederholt dann wahrscheinlich dieselbe Anklage, auf die sich die angeführte Stelle seines Briefes an die Marquise de Brabantane bezieht. Sie sagt einfach: »Ich habe sagen hören, und man hat es vielleicht Rousseau geschrieben, daß eine der besten Phrasen in Walpoles Brief von Ihnen sei; daß sie scherzweise und im Namen des Königs von Preußen sprechend, gesagt haben sollen: Wenn sie die Verfolgungen lieben, ich bin König, und ich kann Ihnen welche nach Herzenslust verschaffen, und daß Walpole diese Phrase angewendet und gesagt habe, daß sie von Ihnen sei, »um sich keinen Witz zuzuschreiben, der nicht von ihm komme.«

Hume antwortet auf diese unumwundene Anklage: »Alle Conjecturen, die man in Paris macht, und über die Sie mich unterrichten, sind falsch. Er (Rousseau) erfindet sie. Nie hat man ihn über den Scherz, von dem sie sprechen, unterrichtet, selbst wenn er stattgefunden hätte.« [3])

---

[1]) Walpoles Werke, V. 129.

[2]) Hume sagt in einem Briefe vom 2. Februar 1767, daß er in der Faubourg St. Germain eine Wohnung gemiethet, und daß Mad. Geoffrin es übernommen habe, dieselbe einzurichten.

[3]) „If such thing ever existed.“ Diese Correspondenz, „Private

Das war der Freund, in dessen Hand Rousseau gefallen war. Während Hume so über den Unglücklichen, der sich ihm unbedingt anvertraut hatte, »scherzte«, spielte er gegen Rousseau die Rolle der herzlichsten Hingebung. Er selbst unterrichtete Rousseau über das Bestehen des Spottbriefes. Jean Jacques schreibt in den ersten Tagen seines Aufenthaltes (18. Januar) in London an die Gräfin Boufflers: »Hume hat mir gesagt, daß in Paris ein unterstellter Brief des Königs von Preußen an mich umlaufe. . . . Ich wünsche von Herzen, daß man mich in Unwissenheit über ihn lasse, und daß meine Feinde ihre Mühe, die es ihnen gefällt sich meinetwegen zu geben, verlören, ohne mich in meiner Zurückgezogenheit Theil an ihr nehmen zu machen. O daß ich Nichts mehr erführe, was auf dem festen Lande vorgeht, mit Ausnahme dessen, was denen widerfährt, die mir theuer sind.« —

Auch über das Bestreben Humes, ihn in der Nähe von London zu fesseln, schreibt Jean Jacques seiner Freundin: »Wir haben mehrere Orte gesehen, über die wir noch nicht enschieden sind. Mein Wunsch ist, mich von London zu entfernen; aber Hume denkt, daß dies nicht geht. . . . Ich gestehe unterdessen, daß ich nicht leicht die Einsamkeit aufgeben werde.« Noch immer gefiel er sich in England: »Es scheint, daß man mich gerne hier sieht, und das fesselt mich. Unterdeß liebe ich die Schweiz mehr als England, aber die Engländer mehr als die Schweizer.«

Du Peyrou beabsichtigte einen Brief über die letzten

---

Correspondence of D. Hume between the years 1761 and 1776" wurde erst 1820 in London veröffentlicht. Bis dahin herrschte über Humes Benehmen ein Dunkel, das man in der Regel zum Nachtheile Rousseaus ausbeutete.

Ereignisse in der Schweiz zu veröffentlichen, und Rousseau schreibt ihm (27. Februar): »Sie sollten diesen Brief Hume widmen, der sich dessen freuen würde, und dem Sie auf diese Weise ehrenvolle Sachen über die zarte Fürsorge, die er mir zukommen läßt, und über die ausgezeichnete Aufnahme, die er mir in England verschafft hat, sagen könnten.« In einem Nachschreiben aber setzt er dann hinzu: »Ich öffne den Brief wieder, um Ihnen zu sagen, daß, nachdem ich reiflicher darüber nachgedacht, ich nicht der Ansicht bin, daß Sie diesen neuen Brief schreiben, um jede neue Plackerei, besonders mit unsern Nachbarn, zu vermeiden.« In einem weiteren Briefe (6. Februar) wiederholt er der Gräfin Boufflers sein Dankgefühl gegen Hume: »Ich kann mir gar nicht denken, wie ich mich ohne ihn zurecht gefunden hätte.«

Am 2. März aber schreibt er an Du Peyrou: »Hume hat mir die folgende Adresse für seinen Freund — Walpole, der in einem Monat von Paris nach London reist, gegeben; aber aus Gründen, die zu weit führen würden, wenn ich sie in einem Briefe auseinandersetzen wollte, wünsche ich, daß man sich dieser Gelegenheit nur bediene, wenns gar keine andere gäbe. Man hat mir von dem unterstellten Briefe des Königs von Preußen gesprochen; aber man hatte mir nicht gesagt, daß er von Walpole verbreitet worden; und als ich Hume davon redete, hat er weder ja noch nein gesagt.«

Das ist die erste Spur eines »Verdachts« gegen seinen »Freund« Hume; aber noch war der verdächtigende Jean Jacques weit entfernt zu ahnen, welche »Scherze« sich sein Wohlthäter über ihn erlaubt hatte. Er schlug sich die Empfehlung Walpoles durch Hume aus dem Sinne, und

reiste nach der Einsiedelei, die ihm einer seiner Verehrer zu Wootton in Davonshire angeboten hatte, ab. Kaum dort angelangt, schreibt er am 22. März an Hume: »Mögen Sie den Lohn für Alles, was Sie für mich gethan haben, in Ihrem Herzen finden. Ich würde auch allein vielleicht Gastfreundschaft gefunden haben, aber sie würde mir nie so wohl gethan haben, als da sie mir von Ihrer Freundschaft kommt. Bewahren Sie mir dieselbe stets, mein theurer Schutzherr, lieben Sie mich, der ich Ihnen so viel danke, um meinetwillen, um Ihretwillen. Lieben Sie mich um des Guten willen, was Sie an mir gethan haben.«

Am 29. März schreibt er noch einmal an Hume. Der Brief ist kälter als alle vorhergehenden, fast ein Geschäftsbrief. Er klagt: »Ich würde mich vielleicht wohler fühlen, wenn man mich weniger beachtete.« Er scherzt darüber, daß er sich mit den Bedienten und den Nachbarn nicht verständigen könne, und daß er seinen Besuchern, um sie los zu werden, nur französisch antworte.« Er klagt weiter, daß man ihm ein Portrait zum Geschenke aufzudringen suche, welches er bestellt habe, und das er bezahlen wolle. Er spricht vom Wetter, daß es schneie und friere, und setzt hinzu: Daß er trotz all dem lieber die Höhle der Kaninchen jenes Berges als das schönste Apartement in London bewohnen möchte. »Bon jour, mon cher patron, je vous embrasse de tout mon coeur.«

Das war der letzte Freundschaftsbrief, den er Hume schickte. Man sieht ihm an, daß die feinen Fühlfäden des Herzens unseres armen Jean Jacques sich scheu zurückzogen.

## 3.

Rousseau hatte zu ahnen begonnen, daß Hume nicht sein Freund sei. Eine Wohlthat aus der Hand eines liebenden Freundes ist eben eine Wohlthat, ein Glück für den Geber und den Nehmer; eine Gabe aus der Hand eines Gleichgültigen, ist ein Almosen, aus der Hand eines Menschen, der den Empfänger nicht achtet, ein Hohn gegen das Unglück. Rousseau begann zu fürchten, daß man ihn wie einen Bettler behandelt, daß man den Hohn zur Schmach und zum Unglück gefügt habe, — begann die Wahrheit zu durchschauen.

Aber Hume selbst wußte, daß die Zeit der Täuschung für Rousseau zu Ende gehe, wußte, daß dieser nur noch gegen sich selbst kämpfte, wenn er den »Verdacht« von sich abweise. Schon vier Tage nachdem er den kalten Brief Rousseaus erhalten hatte, schrieb er nach Paris an die Gräfin Boufflers und sagte ihr: »Noch ein Zug, der seine Herzensgüte beweist. Hr. Davenport — in dessen Haus Rousseau in Wootton wohnte — hatte ihn glauben gemacht, daß der Wagen, den er ihm verschaffte, um nach Wootton zu gehen, zufällig zurückfahre, und somit nur wenig koste. Rousseau wurde anfangs durch diese unschuldige List getäuscht, aber ein unbewachtes Wort Hrn. Davenports ließ ihn Verdacht schöpfen, und dann machte er mir große Vorwürfe. Nach ungefähr einer Stunde Mißstimmung näherte er sich mir, umarmte mich weinend, und bat mich um Verzeihung wegen seiner Narrheit. Ich mischte meine Thränen mit den Seinigen. Erzählen Sie, ich bitte Sie, diesen Zug der Mad. de Luxembourg, Brabantane, und Allen, die werth sind ihn zu hören.«

Rousseau selbst spricht von diesem Vorfall in seinem Brief an Hume vom 22. März. Und hier stellt sich die Sache anders heraus. Er sagt: »Die Angelegenheit meines Wagens ist nicht in Ordnung. Ich weiß, daß man mich belogen hat. Das ist ein kleiner Fehler, der Nichts als das Werk einer zuvorkommenden Eitelkeit ist, wenn er nicht zweimal kommt. Wenn Sie Theil daran genommen haben, so rathe ich Ihnen ein für allemal diese kleinen Betrügereien (ces petites ruses), die keine gute Ursache haben können, wenn sie in Fällen für die Einfalt ausarten, aufzugeben. Ich umarme Sie, mein theurer Patron, mit demselben Herzen das ich bei Ihnen zu finden hoffe und wünsche.« —

Hume hatte diesen Brief Rousseaus erhalten, als er an Mad. de Boufflers schrieb; denn er führt eine Stelle des Briefes von Rousseau an. Die Sache verhielt sich also ganz anders als er sie darstellte, und wenn man weiß, wie er gegen Rousseau gehandelt hatte, und wie er über ihn dachte und »scherzte«, so scheint seine Leseart nicht zufällig eine andere zu sein. —

Rousseau beobachtete von nun an das strengste Schweigen gegen Hume; dieser aber schrieb am 2. Mai abermals an einen seiner Freunde nach Paris, und jetzt sagte er: »Rousseau ist fünfzig Meilen von London in der Provinz Derby. Hr. Davenport, ein sehr ehrbarer und sehr reicher Mann, hat ihm ein Haus gegeben.... Er hatte die Güte, 30 L. St. Miethe anzunehmen, denn ohne dies würde unser Freund keinen Fuß in sein Haus gesetzt haben. Wenn es möglich ist, daß Jemand ohne Beschäftigung, ohne Bücher, ohne Gesellschaft, ohne Schlaf leben kann, so wird er diesen einsamen und wilden Ort

nicht verlassen.... Aber ich fürchte die Schwäche und Unruhe seines Charakters. Ich würde nicht überrascht sein, wenn er sehr bald diesen Aufenthalt verließe, aber in dem Falle wird er gezwungen sein zu gestehen, daß er nie seine eigne Kraft gekannt hat.« Rousseau brach sehr bald mit Hume, was ihn nicht verhinderte, noch ein ganzes Jahr in Wootton zu bleiben. Die Ausdrücke, die Hume hier braucht, sind fast wörtlich dieselben, die Grimm und Diderot gegen den Aufenthalt in der Eremitage anwendeten. Man sieht sehr klar, durch welche Brillen Hume seinen Schützling beobachtet hatte. Und es ist nicht weniger klar, daß er selbst Ursachen hatte, zu glauben und zu fürchten, Rousseau werde nächstens seinen Aufenthalt in England ebenfalls mit andern Augen ansehen. Hume fährt dann in demselben Briefe fort: »Mad. de Boufflers hat Ihnen ohne Zweifel von der Güte, die der König von England für Rousseau hatte, gesprochen. Das Geheimniß, das man in dieser Angelegenheit beobachten will, ist unserem Freunde sehr angenehm.« Hume schrieb über dies Geheimniß einer Pension, die er bewirkte, und über die Rousseau nicht sprechen wollte, bis er sich mit Lord Keith darüber verständigt, an alle seine Freunde in Paris. Er fährt fort: »Rousseau hat ein wenig die Schwäche, sich interessant zu machen, indem er über seine Armuth und seine schlechte Gesundheit klagt. Aber ich habe, durch Zufall, entdeckt, daß er einige Geldmittel besitzt, in Wahrheit sehr unbedeutend, aber die er uns verschwiegen hat, als er uns Rechnung über sein Vermögen ablegte.« —

Rousseau hatte wirklich die Schwäche ohne alle Berechnung dennoch mit seiner Krankheit und Noth ein

wenig zu »coquetiren«. Und gerade deswegen mußte ihn der Brief Walpoles so hart treffen, denn seine Schläge fielen eben auf eine wunde Stelle. Und deswegen ist Hume um so strafbarer, als er es war, der diese wunde Stelle angab und Rousseaus Gegner auf sie loszuschlagen veranlaßte. Aber Hume suchte nicht nur Schwäche, sondern auch schmutzige Laster in Jean Jacques zu entdecken. — Als sein Wohlthäter klagt er ihn an, sich ärmer zu machen denn er war, seine Geldmittel seinen Freunden zu verschweigen! Wahrlich, man muß das Geld arg hoch schätzen, um nur zu diesem »Verdachte« zu gelangen. Freilich war Hume, durch Zufall! auf ihn gestoßen.

Während Hume in dieser Art ein wenig Trug und Heuchelei — gegen seinen Freund spielen ließ, schüttete Rousseau am 31. März (zwei Tage nachdem er zum letztenmale an Hume geschrieben hatte) ebenfalls sein Herz in das eines fernen Freundes aus. Die Einsamkeit seiner neuen Wohnung hatte ihm wahrscheinlich Zeit gelassen, sich über seine dunkeln Ahnungen selbst klarer zu werden. Eine zufällige Entdeckung scheint hinzugekommen zu sein, und seiner Ansicht eine feste Richtung gegeben zu haben. Genug er schrieb an d'Ivernois: »Ich habe vorgestern Ihren Brief vom 15. erhalten. Er war geöffnet und wieder zugesiegelt.« Dieser Umstand scheint der Tropfen in dem vollen Glase gewesen zu sein. Rousseau fährt fort: »Der Brief kam mir durch Hume zu, der in einiger Verbindung mit dem Sohne des Jongleurs Tronchin [1]) steht und mit

---

[1]) Dem Arzte der Mad. d'Epinay, dem Freunde Voltaires, dem ausgesprochenen Gegner Rousseaus, dem Verfasser der Lettres de la campagne.

ihm in demselben Hause wohnt, ebenso in enger Verbindung mit meinen gefährlichsten Feinden in Paris, und dem ich, wenn er kein Betrüger ist, innerlich Vieles abzubitten habe. Ich bin ihm Erkenntlichkeit schuldig für alle die Mühe, die er sich meinetwegen in einem Lande, dessen Sprache ich nicht verstehe, gegeben hat. Er befaßt sich sehr mit meinen kleinen Bedürfnissen, aber mein Ruf gewinnt dabei nicht. Und ich weiß nicht, woher es kommt, daß die öffentlichen Blätter, die vor meiner Ankunft viel und stets mit Ehren von mir sprachen, seit er in London ist, nicht mehr oder nur nachtheilig von mir reden. Alle meine Angelegenheiten, alle meine Briefe gehen durch seine Hände; diejenigen, die ich schreibe, kommen nicht an; die, die ich erhalte, waren geöffnet. Mehrere andere Thatsachen machen mir Alles von ihm verdächtig, selbst seinen Diensteifer. Ich durchschaue noch nicht, welche Absichten er hat, aber ich kann nicht umhin, sie für bedrohend zu halten, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn alle unsere Briefe nicht durch die »Jongleurs« mitgetheilt würden, die suchen werden sie gegen uns zu benutzen.« Er rieth dann die Briefe besser zu siegeln, und will eine neue Correspondenzvermittelung suchen.

Hume hatte Walpole geholfen den Spottbrief schreiben. Dieser Brief gab das Losungswort zum »Scherzen« gegen Rousseau in den Zeitungen Londons. Hume selbst hatte sich in ähnlicher Weise an der Tafel Lord Offorys, wo sich der Ausschuß der geistigen Bildung Englands versammelte, über seinen Schützling lustig gemacht. Und dessen »verdächtigt« ihn Rousseau.

Hume hatte »durch Zufall« erfahren, daß Rousseau noch andere Geldquellen habe. Wir wagen nicht zu be-

haupten, daß er zufällig — in Rousseaus Briefen eine Andeutung fand, die ihn auf diese Vermuthung führte.

Rousseau fürchtet, daß man dereinst seine Geheimnisse gegen ihn mißbrauchen werde. Wir werden bald sehen, daß er sich auch hierin nicht täuschte.

Jean Jacques schrieb diesen Brief an d'Ivernois in der größten Herzensangst. »Ich habe das höchste Bedürfniß mein Herz auszugießen und meine wahren Freunde über meine Lage zu befragen. Ich glaubte am Ende meines Unglücks zu sein, und es fängt erst von neuem wieder recht an.« —

Rousseaus Schweigen gegen Hume mußte für diesen sehr beredt sein. Aber es lag nicht in der Art Jean Jacques Jemanden schweigend anzuklagen, noch weniger gegen Andere diese Klage zu äußern, während er sie dem Angeklagten selbst verheimlicht hätte. Er hatte, wie stets, offen und unverholen gehandelt und damit angefangen, seine Zweifel Hume selbst zu gestehen. In einem Briefe (9. April) an die Gräfin Boufflers schreibt er, und klagt auch dieser, daß nach seiner und Humes Ankunft in London die öffentliche Meinung über ihn sich geändert, daß man den Brief Walpoles veröffentlicht, daß man sein Verhältniß zur Therese Levasseur absichtlich ins schlechteste Licht gestellt, und daß die Freunde Humes ihm ihre offenbare Mißachtung gezeigt.« Dann fährt er fort: »Ich habe das Unglück gehabt, zwei Tage mit Hume in demselben Hause zu wohnen. Ich kann Ihnen nicht sagen, bis zu welchem Grade die Verachtung, die mir die Wirthin und die Dienerschaft bezeigten, ging, und welche infame Aufnahme man der Mademoiselle Levasseur vorbehalten hat. Ich bin fast sicher, an dem gehässigen und verachtenden Tone die Leute zu

erkennen, mit denen Hume sich besprochen hat; und ich habe ihn hundertmal selbst in meiner Gegenwart Aeußerungen aussprechen hören, die Diejenigen, mit denen er sprach, nur noch mehr gegen mich mißstimmen konnten.« Darauf erzählt er im schwarzen Lichte des Verdachts, daß Hume einmal im Traume ausgerufen: Je tiens Jean Jacques Rousseau! Die zweite Thatsache die er anführt, ist die Art, wie er einmal einen Brief Hume nicht zum Besorgen geben wollte, und die Vermittelung eines Andern, Lord Newnham, angenommen habe. »David (Hume) kam wieder herein, als Lord Newnham den Umschlag machte und den Brief siegeln wollte. David bot sein Siegel an und zwar mit einer solchen Zudringlichkeit, daß man sich seiner bedienen mußte. Man klingelt, Lord Newnham gibt den Brief dem Bedienten, um ihn auf der Stelle zum Gesandten zu bringen. Ich sagte zu mir selbst: Ich bin sicher, daß David dem Bedienten folgen wird. So that er, und ich will Alles wetten, daß mein Brief nicht abgegeben oder von neuem gesiegelt worden. — Nach dem Abendessen sah er mich und Mademoiselle Levasseur mit Blicken an, wie ein Ehrenmann selten unglücklich genug ist welche von der Natur erhalten zu haben. Nachdem sie (Therese) schlafen gegangen war, blieben wir eine Zeitlang zusammen ohne uns ein Wort zu sagen. Er sah mich abermals mit denselben Blicken an; auch ich versuchte ihn anzusehen, aber es war mir unmöglich, seinen gräßlichen Blick auszuhalten. Ich fühlte meine Seele sich trüben, ich war in einer graussenhaften Aufregung. Endlich trug der Scrupel, einen so großen Mann auf den Schein hin falsch zu beurtheilen, den Sieg davon. Ich stürzte mich weinend in seine Arme, und rief aus: »Nein, David Hume ist kein Verräther, das

ist unmöglich; und wenn er nicht der beste aller Menschen ist, so müßte er der schwärzeste sein!« In Antwort darauf, anstatt sich mit mir zu erweichen, anstatt in Zorn zu gerathen, anstatt mir eine Erklärung abzufordern — blieb mein Mann ruhig, antwortete auf meine Aufregung durch kalte Schmeicheleien, indem er mir mit der Hand auf den Rücken schlug und mehrmal ausrief: »Mein theurer Herr, was giebts denn? Mein theurer Herr!« Ich versichere, daß diese Art meine Ergießung hinzunehmen, mir noch auffallender erschien als alles Uebrige. Ich reiste am andern Tage nach dieser Provinz ab, wo ich nun Thatsachen gesammelt, bedacht, zusammengestellt, und Schlüsse gezogen habe — in Erwartung meines Todes. Alle meine Gefühle sind in einer Aufregung, die mir nicht erlauben von etwas Anderem zu sprechen. Madame, lassen Sie sich nicht durch meine misères abschrecken, würdigen Sie mich, mich noch zu lieben, obgleich ich der unglücklichste der Menschen bin.« —

Seine Gründe sind nicht immer stichhaltig, seine Gefühle täuschten ihn nie. Er sah, er fühlte sich in das Herz der Menschen, die ihn berührten, hinein; er irrte oft über die Ursachen, die sie handeln machten, nie über die Gefühle, die sich in den Handlungen aussprachen.

Diese ganze Scene hängt wahrscheinlich mit der zusammen, von der auch Hume in seinem Briefe vom 3. April spricht. Ehe Rousseau aber dieselbe an seine ergebene Freundin berichtet, hatte er offen seine Ansicht über Hume ausgesprochen. Zwei Tage vorher hatte er in einem Briefe an das St. James Chronicle gegen den falschen Brief des Königs von Preußen Einspruch eingelegt, und zwar mit dem Zusatze: »Ich belehre Sie, mein Herr, daß dieser

Brief in Paris fabricirt wurde, und was mir das Herz zerreißt, daß der Lügner Mitschuldige in England hat.«

Rousseau fühlte sich zernichtet. »Voltaire, D'Alembert, Tronchin« schreibt er an Malherbes »haben nie meine Seele verletzt; aber ich fühle, daß wenn ich tausend Jahre leben sollte, David Hume bis zur letzten Stunde meines Lebens nicht aufhören wird mir vorzuschweben.« Er hatte längst der Welt Lebewohl gesagt, von jetzt an nimmt er in gewisser Beziehung auch von seinen Freunden Abschied. Einem nach dem andern, Mad. de Crequi, d'Ivernois, ja sogar an Lord Keith schreibt er, daß er von nun an jede überflüssige Correspondenz abbrechen werde. Als Einzelne seiner Freunde ihn halbwegs beim Worte hielten, als ihre Briefe zufällig ausblieben, stellte sich denn freilich das Bedürfniß des freundschaftlichen Wechsels um so heftiger ein, und er sucht denn von neuem halbwegs wieder anzuknüpfen was er in der Verzweiflung abgebrochen.

In dieser Stimmung erhielt er die Nachricht, daß der König von England ihm die Pension, die Hume für ihn beantragt hatte, zugestehe. Eine Wohlthat, die er durch Hume erlangt hatte, konnte ihn in diesem Augenblick nur verletzen. Er wußte nicht, was machen, und schrieb in seiner Verlegenheit an den Minister, General Conway: »Ich will Ihnen mit der Offenherzigkeit reden, die Sie lieben. Nach allem Unglück, das mich getroffen, glaubte ich auf alle möglichen Ereignisse vorbereitet zu sein. Unterdeß stoßen mir welche zu, die ich nicht vorher gesehen, und die einem Ehrenmanne nicht einmal erlaubt ist vorherzusehen. Sie verletzen mich nur um so mehr. Und die Unruhe, in die sie mich versetzen, beraubt mich der Gei-

stesfreiheit, die nöthig ist um mich selbst zu lenken. Alles, was mir mein Verstand in einer so trüben Lage sagt, ist, meinen Entschluß in jeder wichtigen Sache, wie die, von der es sich handelt, auszusetzen. Weit entfernt die Wohlthaten mit dem Stolz, dessen man mich anklagt, zu verweigern, würde ich welchen darin finden, mich derselben zu rühmen.«

## 4.

So weit waren die Verhältnisse entwickelt, als nun endlich auch Hume selbst fühlte, daß nach gerade seine Stellung Rousseau gegenüber nicht mehr haltbar. Er drang dann in diesen um eine Erklärung. Und Jean Jacques war dazu unmittelbar bereit. Er schreibt ihm (23. Juni): »Ich glaubte, daß mein Schweigen, gedeutet durch Ihr Gewissen, klar genug hätte reden sollen. Aber da es Ihnen behagt, nicht verstehen zu wollen, so will ich sprechen.«

»Ich kenne Sie, mein Herr, und Sie wissen es. Ohne vorhergehende Verbindung, ohne Zwiste, ohne Streit, ohne uns anders als durch unsern literarischen Ruf zu kennen, haben Sie sich beeilt, mir in meinem Unglück Ihre Freunde und Ihre Dienste anzubieten. Gerührt von Ihrer Großmuth warf ich mich in Ihre Arme. Sie führen mich nach England, dem Scheine nach um mir dort eine Zuflucht zu verschaffen, in der That um mich dort zu entehren. Sie legen sich auf dieses Werk mit einem Eifer, würdig Ihres Herzens, und einer Kunst, würdig Ihrer Talente. Es brauchte nicht so viel um zum Ziele zu gelangen. — Sie leben in der großen Welt und ich in Zurückgezogen-

heit, das Publikum liebt es, daß man es täuscht; Sie sind gemacht, es zu täuschen. Ich kenne unterdeß einen Menschen, den Sie nicht täuschen, und das sind Sie selbst. Sie wissen, mit welchem Schrecken mein Herz den ersten Verdacht Ihrer Absichten zurückwies. Ich sagte Ihnen, indem ich Sie mit Thränen in den Augen umarmte, daß wenn Sie nicht der beste aller Menschen seien, Sie der schwärzeste sein müßten. Wenn Sie an Ihr geheimes Benehmen denken, so werden Sie sich mitunter sagen, daß Sie nicht der beste der Menschen sind, und ich zweifle, daß Sie mit dieser Ansicht je der glücklichste sein werden. — Ich lasse Ihre und Ihrer Freunde Umtriebe freien Lauf, und ich gebe Ihnen mit wenig Kummer meinen Ruf während meines Lebens Preis, sicher, daß eines Tages man uns Beiden Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Was die guten Dienste in materiellen Interessen, hinter die Sie sich stecken, anbelangt, so danke ich Ihnen dafür und erlasse sie Ihnen. Ich bin es mir schuldig, keine Verbindung mehr mit Ihnen zu haben, und keine mehr, selbst zu meinem Vortheile, anzunehmen, deren Vermittler Sie sind. Adieu mein Herr. Ich wünsche Ihnen das wahrste Glück, aber da wir uns nichts mehr zu sagen haben dürfen, so ist dies der letzte Brief, den ich Ihnen schreiben werde.«

Es war nicht der letzte Brief sondern der vorletzte. Hume verlangte eine umfassende Erklärung und Jean Jacques gab sie. »Es hat nur an Ihnen gelegen, daß Sie sie nicht längst erhielten. Früher wollten Sie keine, und ich schwieg; heute wollen Sie eine solche, und so schicke ich sie ihnen.« Dieselbe enthält die Gründe die wir kennen, oder besser, die Gefühle, die wir nach und nach

infam halten mußte, beantragte er mit Eifer eine Pension des Königs!« Hierin steht dann Jean Jacques das letzte Wort des Planes, den Hume gegen ihn geschmiedet; indem dieser sich gesagt: »Nimmt er die Pension an, mit den Beweisen, die ich in Händen habe, so ist er entehrt; schlägt er sie aus, so muß er sagen, weswegen; dort erwarte ich ihn; klagt er mich an, so ist er verloren.«

Jean Jacques fühlte demnach halbwegs selbst, wie schwach das System seiner Anklage gegen Hume sei, und deswegen, auf den Traum anspielend, in dem Hume gesagt: Je tiens Jean Jacques Rousseau, ruft er aus: »Ja, Herr Hume, Sie halten mich, ich weiß es, aber nur durch Sachen die mein Aeußeres berühren; Sie halten mich durch die Meinung, durch das Urtheil der Menschen. Es wird Ihnen ein leichtes sein, mich für ein Scheusal auszugeben, und ich sehe schon den Jubel meiner mitleidlosen Feinde!« . . .

Rousseau schließt diesen langen Anklageakt, indem er sagt: »Wenn Ihr Entschluß gefaßt ist, so ist es der meinige nicht weniger. Mein Leib ist geschwächt, aber meine Seele war nie kräftiger. Die Menschen mögen also thun was ihnen beliebt, es liegt mir wenig daran. Woran mir liegt, ist: fortzufahren, wie ich angefangen habe, gerade und wahrhaftig zu sein bis ans Ende, was auch da kommen mag, und mir ebenso wenig eine Feigheit in meinem Unglücke als eine Frechheit während meines Glückes vorzuwerfen zu haben. Welche Schmach mir auch bevorsteht, welch Unglück mich auch bedroht, ich bin vorbereitet. Obgleich zu beklagen, werde ich es weniger sein als Sie, und ich lasse Ihnen als einzige Rache die Qual, den Unglücklichen, den Sie verfolgen, trotz ihrer selbst zu achten.«

»Indem ich diesen Brief vollende, bin ich erstaunt über die Kraft die nöthig war ihn zu schreiben. Wenn man von Schmerz stürbe, so wäre ich mit jeder Linie gestorben. Alles ist gleich unverständlich in dem was vorgeht. Ein Benehmen wie das Ihrige ist nicht in der Natur, es ist widersprechend, aber es ist bewiesen für mich. Abgründe von beiden Seiten! Ich werde in dem einen oder den andern untergehen. Ich bin der unglücklichste der Menschen, wenn Sie schuldig sind; ich bin der elendeste, wenn Sie unschuldig. Sie machen mich wünschen, dieser Gegenstand der Verachtung zu sein. Ja, der Zustand, in dem ich mich sehen würde, — gebeugt, unter Ihren Füßen, Ihr Mitleid anrufend, und alles thuend es zu erlangen, öffentlich meine Unwürdigkeit erklärend und Ihren Tugenden das glänzendste Zeugniß gebend, — würde für mein Herz ein Zustand der Wollust und des Jubels sein nach dem Zustande der Zerknirschtheit und des Todes, in den Sie es versetzt haben. Es bleibt mir nur ein Wort übrig Ihnen zu sagen. Wenn Sie schuldig sind, schreiben Sie mir nicht mehr; das würde überflüssig sein, und Sie würden mich sicher nicht täuschen. Wenn Sie unschuldig sind, würdigen Sie sich zu rechtfertigen. Ich kenne meine Pflicht, ich liebe sie, und werde sie stets lieben, wie schwer sie mir auch fallen könnte. Es giebt keine Demüthigung aus der ein Herz, das nicht für sie geschaffen ist, nicht hervorgehen könnte. Noch einmal, wenn Sie unschuldig sind, würdigen Sie sich zu rechtfertigen; wenn Sie es nicht sind, A Dieu für immer!«

## 5.

Hume antwortete Rousseau nicht, sondern ließ diesen Brief und seine ganze Correspondenz mit Rousseau drucken. Das System des Anklageaktes war zu unklug, um Hume nicht den höchsten Vortheil zu geben. Er benutzte es so gut er konnte, und suchte sich neue Vortheile zu verschaffen, so wenig sie auch des Ehrenmannes würdig. — Hume mag anfangs gegen Rousseau nur ohne freundschaftliche Schonung, nur »undelicat« gehandelt haben. Er »scherzte« mit Diderot, D'Alembert, Holbach über Jean Jacques, während er aus Eitelkeit um des großen Ruhms willen, und den hohen Gönnern Rousseaus zu Lieb sich seiner annahm. Der Brief Walpoles brachte ihn in eine falsche Stellung; die Zweideutigkeit, der Betrug an der Freundschaft, deren er sich Rousseau gegenüber schuldig machte, wurde durch dieses Spottschreiben zur That, und von da an ist dann die Lüge, die Heuchelei seine Gefährtin. Als Rousseau die Wahrheit zu ahnen begann, sah Hume, in welcher Gefahr er schwebte. Um sich zu decken, ging er dann mit Hinterlist und Rückhalt zu Werke. Es ist die Frage, ob er die Briefe, die Rousseau erhielt, gelesen hat, aber keinem Zweifel unterworfen, daß er hinter seine »Geheimnisse« zu kommen suchte.

Er war fast, wie Grimm, zu klug, mit Rousseau zu brechen, so lange dieser halbwegs im Vortheile war, und so schwieg er, bis Jean Jacques ihn in seinem letzten Briefe einen zweischneidigen, vergifteten Dolch in die Hand gab, den er dann seinem ehemaligen Freunde mit schonungsloser Benutzung seines Vortheils ins Herz drückte. Rousseau wollte das Uebele das man ihm that, gerne um

der Liebe willen verzeihen, die man ihm zeigte; seine Freunde haßten ihn oft um des Uebels willen das sie ihm verursacht hatten. Das ist so die Gefühlsweise der kalten Weltnaturen.

Hume veröffentlichte seinen Streit mit Rousseau in einer Sprache, die selbst seinen guten Freunden in Paris, den Holbachs, Diderots u. s. w. zu schohungslos erschien, und sie veranlaßte dieselbe in der Uebersetzung zu mildern. Es würde zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen, und ein Brief der Gräfin de Boufflers an Hume überhebt uns der Mühe, Humes Benehmen näher zu bezeichnen. Hume selbst schrieb an diese Freundin Rousseaus (15. Juli) nachdem er Rousseaus Anklageact bereits seit Wochen in Händen hatte. Er erzählt ihr das Vorgefallene in seiner Art, und fährt dann fort: »Sein Plan ist, mir zu schaden. Seine Trauer war nur Heuchelei, denn Davenport schrieb mir in demselben Augenblicke über die Lustigkeit, die Geselligkeit Rousseaus. Er übergab ihm meinen Brief und verlangte eine Antwort. Jean Jacques versprach sie zu machen. Herr Davenport glaubte, daß seine Vorwürfe sich auf die Verbindung bezögen, die ich mit einigen Philosophen in Paris unterhalte.«

Daraus folgt, daß wenn Rousseau Hume »verdächtigte« — er diese Anklage selbst vor seinem Wirthe geheim hielt.

Hume fährt fort: »Rathen Sie mir. Wenn ich den Rath befolge, den mir Lord Herford und General Conway geben, die Einzelnheiten unseres Streites zu veröffentlichen, so zernichte ich diesen Unglücklichen vollkommen. Jeder wird einem so falschen, so boshaften, so gefährlichen Wesen den Rücken kehren. Ich weiß nicht in welcher Ecke der Erde er seine Scham verstecken könnte, und diese Lage

würde Verzweiflung und Verrücktheit zur Folge haben. Trotz seines monstruösen Benehmens gegen mich kann ich mich nicht entschließen, eine solche Grausamkeit gegen einen Menschen zu begehen, der so lange einen Theil der Menschheit getäuscht hat. Von der andern Seite hat Schweigen seine Gefahr. Er schreibt jetzt ein Buch, in dem er mich durch seine schändlichen Lügen entehren wird. Er schreibt seine Memoiren. Unterstellen Sie, daß sie nach seinem Tode veröffentlicht werden, so würde meine Rechtfertigung viel von ihrem Gewichte verlieren. Man würde mir sagen, daß es leicht ist einen Todten zu beschuldigen. Ich habe also die Absicht, die Erzählung dieses Streites zu schreiben, und die Originalaktenstücke hinzuzufügen; sie in der Form an den General Conway zu adressiren, und Copien davon zu machen, die in Ihre Hände, in die des Mylord Marechal, des General Conway, Herrn Davenports und einiger andern Leute niedergelegt werden; und endlich eine an Jean Jacques zu schicken und ihm die Besitzer derselben zu bezeichnen, damit wenn er eine Antwort habe, er sie ihnen ebenfalls sende. Das ist mein Plan für den Augenblick. Aber ist es nicht grausam für mich, mir solche Mühe geben zu müssen um eines solchen Elendes willen!«

»Seien Sie nicht überrascht, wenn Sie von der Sache in Paris reden hören. Ich habe allen meinen Freunden, die ich dort besitze, davon gesprochen, wie ich mich gegen einen so gefährlichen Menschen zu rechtfertigen. Ich habe auch ein Wort davon dem Baron v. Holbach gesagt.«

Dieser Brief ist als Gegensatz zu Rousseaus Art so schlagend als möglich. Hume beginnt damit, zu sagen, daß seine Freunde ihm rathen, seinen Streit mit Rousseau

zu veröffentlichen. Dann aber glaubt er, Rousseau könne verrückt werden, wenn dies geschehe. — — Aber — sein (Humes) Ruf steht auf dem Spiele — dennoch will er Nichts veröffentlichen, — sondern die Erzählung nur allen Leuten schicken, die sich Rousseau näher anschließen; — und unterdeß schreibt er nach Paris an alle Welt über das Vorgefallene, auch ein Wort an den Baron von Holbach!

Das ist die Sprache des bösen Gewissens, und wäre sie früher bekannt geworden, so würde auch das Urtheil über diesen Streit früher ein anderes gewesen sein.

Mad. de Boufflers fühlte die Widersprüche heraus. Sie hatte Hume aufgefordert, sich Rousseaus anzunehmen, sie war seine Freundin, und hätte die erste Vertraute des Zwistes sein sollen. Wir sahen, wie sie die einzige war, an die Rousseau offen seine Ansicht über Hume aussprach. Deswegen sagt sie in ihrer Antwort an Hume: »Was für Ursachen Sie auch angeben können, um mich nicht zuerst über das wunderliche Ereigniß, das zu dieser Stunde England und Frankreich beschäftigt, benachrichtigt zu haben, so bin ich doch überzeugt, daß bei näherm Nachdenken Sie fühlen müssen, wenn Sie es nicht schon gefühlt haben, wie es deren keine haltbare giebt. . . . Gestehen Sie zu, daß der Baron von Holbach nicht Ihr erster Vertrauter hätte sein sollen.« . . .

»Hiernach wirft sich die Frage auf: Haben Sie dem Baron Holbach anempfohlen, die Klagen, die Sie gegen Rousseaus Benehmen erheben, zu verschweigen oder zu verbreiten? Das Publikum, das noch nicht unterrichtet ist, findet sie bitter, und urtheilt, daß der Baron, indem er Ihrer Entrüstung in der ersten Aufwallung diente, Ihnen selbst einen schlechten Dienst geleistet hat.« . . .

»Aber kommen wir auf die Sache selbst. Der Brief Rousseaus ist gräßlich, ... nichts kann ihn entschuldigen. ... Glauben Sie unterdeß nicht, daß er der Intrigue, der Lüge sich schuldig gemacht, daß er ein Betrüger, ein »Elender« (scélérat, sie wiederholt das Wort das Hume anwendete) sei. Sein Zorn ist unbegründet, aber er ist wahrhaftig; ich zweifle nicht daran.« Hier folgt dann die Stelle, die wir früher angeführt, und in der sie sagt, daß man Hume anklage, die beste Phrase in dem unterstellten Briefe Friedrichs angegeben zu haben, und daß Rousseau dies erfahren haben könne, und daher sein Zorn. — So fährt sie fort Rousseau zu vertheidigen, ohne ihn zu schonen, im Gegentheile. Sie wünscht weiteren Scandal zu vermeiden; sagt Hume, daß wenn er in ihrer Nähe gewesen, Rousseaus Anklage ihm mehr Mitleiden als Zorn eingeflößt haben würde. Ohne ihm bestimmt zu rathen, die Sache nun auf sich beruhen zu lassen, leuchtet dieser Rath durch, und sie verspricht in einem zweiten Briefe ihre Gründe näher zu entwickeln. Aber dieser zweite Brief wurde überflüssig; wie aus einem Nachschreiben des obigen hervorgeht. Es heißt hier: »P. S. Mein Brief wurde drei Tage lang unterbrochen, während welcher ich sechszig Meilen machte. In Paris angekommen, fand ich den Ihrigen an D'Alembert, der ihn mir schickte, damit ich ihn lese. Ich gestehe, daß er mich aufs äußerste überrascht und mir wehe gethan hat. Was, Sie empfehlen ihm, ihn mitzutheilen, nicht nur an Ihre Freunde in Paris (eine sehr weit begrenzte Bezeichnung) sondern auch an Herrn v. Voltaire, mit dem Sie nur wenig Verbindung haben und dessen Stimmung Sie so gut kennen! Nach diesem Zuge der Leidenschaft... würde der Rath, den ich Ihnen ertheilen könnte, nutzlos

sein.... Uebrigens werden Sie hier eine zahlreiche Partei finden, — aus allen zusammengesetzt, die sich freuen werden, Sie wie ein gewöhnlicher Mensch handeln zu sehen.« ...

»Ein anderer Artikel, auf den ich antworten muß. Der Prinz Conti war mit den Nachforschungen bei Herrn Rugemont beauftragt.« Das bezieht sich auf die geheimen Summen, die Rousseau versteckt hielt, und die Hume entdeckt haben wollte. Der Prinz war bei dem Banquier gewesen, aber der Banquier hatte dem Prinzen keinen Gegenbesuch gemacht. Hume aber — »verdächtigte« nicht nur Rousseau, seine Reichthümer zu verschweigen, sondern auch sogar die Gräfin Boufflers, daß sie Jean Jacques helfe sein Geheimniß zu sichern. Diese antwortet daher an Hume: »Sie kennen mich nicht, wenn Sie sich einbilden, daß ich Ihnen das Ergebniß der Nachforschungen, die wir gemeinschaftlich machen, hätte vorbehalten können. Aber was beabsichtigen Sie mit den neuen Nachforschungen, mit denen Sie den Baron Holbach beauftragen, zu machen? Sie haben doch nicht etwa die Absicht, gegen diesen unglücklichen Menschen Etwas zu schreiben, was Ihrem Streite gänzlich fremd ist. Sie werden nicht sein Aushorcher sein wollen, nachdem Sie sein Schützer gewesen.« Dergleichen Untersuchungen müssen den Verbindungen vorhergehen, nicht aber ihrem Bruche folgen. Im Namen dessen, was Sie sich selbst schuldig sind, im Namen einer Freundschaft, deren Grundlage die Achtung war, bedenken Sie, was Sie thun.«

Wir kennen die Antwort Humes auf die Anklage wegen des unterstellten Briefes Friedrichs II. Auch die Vertheidigung, daß er sich vorerst und vor allem an Holbach gewendet, hapert. Die Gräfin war nicht in Paris anwesend;

deswegen glaubte er, werde sie von dem Streite, wenn er ihn auch erst später schicke, dennoch zuerst durch seinen Brief unterrichtet werden. »Sie sehen, mein Irrthum ist ein Rechnungsfehler.« —

Hume veröffentlichte seinen Streit mit Rousseau, und schreibt dann abermals an die Gräfin: »Gott sei Dank, meine Geschichte mit Rousseau ist nun vollkommen beendigt, wenigstens von meiner Seite, denn es soll mir nicht vorkommen, daß ich noch eine Zeile über diese Angelegenheit schreiben werde.« — Nachdem er Alles gesagt was er konnte, mehr als selbst die Holbach, Diderot rc. für gut fanden, fügt er hinzu: — »Ich habe diese letzte Erzählung nur mit dem höchsten Widerstreben veröffentlicht.« — Nichts zwang ihn dazu, denn wir werden sehen, daß Jean Jacques stumm wie ein Fisch blieb. »Eines ist mir unangenehm, nämlich, daß Ihr Name sich in der in London veröffentlichten Schrift findet. Ich hatte ihn ausgestrichen, aber nicht genug, daß man ihn nicht hätte lesen können. Das ist der Fehler des Druckers!«

Es ist noch ein weiterer Brief Humes in dieser Angelegenheit bekannt. Er ist an Suard, den Uebersetzer seiner Streitschrift gegen Rousseau gerichtet. Diesem schreibt er: »Ich glaube mich nicht der leichtesten Unklugheit anklagen zu dürfen, wenn nicht der, diesen Menschen aufgenommen zu haben, als er sich in meine Arme warf. . . . Konnte ich voraussehen, ein solches Wunder des Stolzes und der Herzlosigkeit zu finden? . . . Wenn ich Rousseau als einen der Classiker Frankreichs betrachten könnte, so würde ich vielleicht denken, daß auch diese Geschichte die Nachwelt ebenso wie unsere Gleichzeitler interessiren könnte. Aber in Wahrheit, seine Schriften sind so voller Extrava-

ganzen, daß ich nicht glauben kann, der Styl allein werde sie aufrechthalten. Er selbst fürchtet etwas derartiges. Ich vertraue Ihnen die folgende Anecdote an, weil sie ihm nicht schaden kann, sonst würde ich Nichts wiederholen, was sich in der Zeit unserer frühern Freundschaft zugetragen hat!« So gewissenhaft! — und dann erzählt er, daß Rousseau die Absicht gehabt zu der Uebersetzung seines Emils die englische Sprache zu studiren, aber diese Absicht schon am zweiten Tage wieder aufgegeben habe. Rousseau erklärte Hume, daß er seine eigenen Schriften nicht ohne ein gewisses Unbehagen wieder lesen könne. »Es ist zu verwundern, erwiederte Hume, daß Schriften, die man so sehr wegen ihrer Beredtsamkeit lobt, ihrem Verfasser keine Freude machen.« — »Was den Styl anbelangt, so bin ich nicht zu unzufrieden«, antwortete Rousseau; »aber ich fürchte stets, qu'ils ne pèchent par le fond, und daß ihr Ruhm nicht die Dauer eines Tages überleben wird.« —

Auch wir glauben, daß diese Anecdote Rousseau nicht schaden kann; aber Hume schickte sie seinem Freunde zur Bestätigung seiner Ansicht, daß Rousseau kein Classiker Frankreichs sein werde. —

Die Gräfin Boufflers schrieb fast zu gleicher Zeit, als sie Hume zurecht setzte, auch an Jean Jacques. Sie klagt ihn wegen seines großen Briefes an Hume an, und fordert ihn in ihrem eigenen, so wie im Namen des Prinzen Conti und der Marechalin Luxembourg zu weitern Erklärungen auf. Man sieht, daß sie die Absicht hatte, gerecht gegen Beide zu sein; nach der Art aber, wie sie in ihrem Briefe an Hume über diesen selbst urtheilt, erscheint sie Rousseau gegenüber nur kalt und herbe. Ihre Gerechtig-

in ähnlichem Sinne. Rousseau antwortet ihm: »Tu quoque!« und sagt dann in einem spätern Briefe: »Indem ich theilnahmlos wurde gegen das Urtheil des Publikums, habe ich nur die Hälfte meiner Aufgabe erfüllt. Ich habe alle meine Theilnahme für die Achtung derer, die die meinige haben, behalten, und hierdurch bin ich gefesselt durch alle unbedachten Urtheile, die sie über mich aussprechen, alle Irrthümer, in die sie fallen können, da sie eben Menschen sind.... Das Ergebniß all dieser Gedanken ist, mich für immer von dem Urtheile der Menschen zu befreien, wer sie auch sein mögen, und selbst derer, die mir am theuersten sind. Sie haben, und Sie werden stets meine Achtung haben; aber ich werde suchen, ohne die Ihrige fertig zu werden, da Sie sie so leicht zurückziehen; und ich werde mich trösten, sie zu verlieren, dadurch, daß ich sie stets zu behalten würdig sein werde. Ich habe es satt, mein Leben durch beständige Entschuldigungen zu verlieren, mich ohne Unterlaß bei meinen Freunden zu rechtfertigen, ihre Strafpredigten zu hören, wenn ich ihr Lob verdient hatte. . . . Nichts derartiges soll mich mehr verletzen, ich schwöre es, aber ich werde in meinem Leben kein Wort mehr darüber verlieren.« —

Du Peyrou fühlte die Härte dieses Briefes, klagt bei Rousseau über ihn, und dieser sucht dann wieder milder einzulenken. Was aber nicht verhinderte, daß er vor wie nach das Gefühl mit sich herumtrug, daß selbst seine besten Freunde ihm gegen Hume Unrecht gegeben hatten. In derselben Zeit schrieb ihm auch Lord Keith einen Brief, in dem er Jean Jacques sagte, daß er Alters halber seine Correspondenz vermindern müsse. Rousseau hatte ihm früher in seiner trüben Stimmung, in der er alle Correspondenz

aufgeben wollte, Aehnliches geschrieben; dennoch traf ihn diese Sendung wie ein neuer Schlag. Er antwortet: »Den Briefwechsel vermindern! . . . O, in allem Unglück das mich belastet, ist das das einzige, das ich nicht zu ertragen vermag! . . . Sie haben mir eine ewige Freundschaft versprochen. Ich will sie noch immer, ich bin ihrer noch immer würdig.« Deswegen werde er vor wie nach schreiben, und verlange keine andere Antwort als: »Ich habe Ihren Brief vom . . . erhalten, ich befinde mich wohl, und liebe Sie stets.«

Seine Unruhe tritt bald auch gegen seinen Hausherrn hervor. Hr. Davenport aber bot Alles auf, um ihn zu schonen, und so sagt Rousseau selbst bald wieder von ihm: »Ich bin gerührt über die Sorgen, die Hr. Davenpot sich für mich macht, und so zufrieden mit seiner Gesellschaft, daß ich nicht ohne Kummer eine so zarte Gastfreundschaft entbehren würde.«

Auch die englische Regierung that das ihrige, sich den berühmten »Sonderling« zu verpflichten. Die Pension, die früher Hume betrieben hatte, wurde jetzt Rousseau von neuem angeboten, und zwar mit dem Zusatze, daß Niemand sie für ihn nachgesucht habe. Rousseau nahm sie gerne an, und schreibt an Du Peyrou: »Die größte Freude, die mir diese Nachricht macht, ist die, die sie meinen Freunden machen wird.« Hrn. Davenport aber sagt er: »Wenn der König von England und alle Herrscher der Welt alle ihre Schätze und alle ihre Kronen zu meinen Füßen legten durch die Hand David Humes, oder eines Menschen seiner Art, sollte es deren noch welche geben, so würde ich sie mit Entrüstung zurückweisen.« —

Er lebte fast Jahr und Tag ruhig — in Erwar-

tung seines Todes. Schon auf der Insel St. Pierre bat er, ihm zu erlauben, der letzten Catastrophe in Ruhe zu harren. Dieser Gedanke, daß er nächstens sterben werde, spielt eine Hauptrolle in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens. Er glaubte, daß sein Ende bevorstehend sei, und dachte und handelte in Folge dieses Glaubens. Lord Keith sah diesen Grund wirksam, fürchtete, daß Rousseau sich täuschen könne, und sorgte deswegen für seine fernere Zukunft. Aber Jean Jacques war der Ueberzeugung, daß ihm nur noch Monate zu leben übrig seien. Und so sorgte er höchstens für ein paar Monate Zukunft. Er rechnete mit dieser Erde ab, wollte ruhig und ungestört sich in ein anderes Leben hineinträumen ehe der lange Schlaf beginne. Deswegen glaubte er sich reich genug mit ein paar Thalern, deswegen wähnte er, der letzten Stunde unbesorgt des Geldes wegen entgegensehen zu können. Wo er auf Hindernisse stieß, ließ er sich diese erst unbedingt gefallen — in Erwartung des nahen Todes, der letzten Catastrophe. Aber der Tod kam nicht, die letzte Catastrophe stellte sich nicht ein. Und so nutzte sich denn die Geduld, die ihm dieser Gedanke lieh, natürlich ab, so oft er wieder wohler wurde, sich wieder kräftig fühlte.

Man darf bei allem, was Jean Jacques von nun an thut, diesen Gedanken und seinen Einfluß nicht außer Augen lassen. —

Nachdem sein Streit mit Hume abgeschlossen, trat für Jean Jacques auch in England ein Ruhepunkt ein. Er grübelte, träumte über Vergangenheit und Zukunft. Der Haß seiner Feinde zog sich immer dunkler als ein schwarzer Schleier über seine Seele. Die äußere Ruhe stellte seine Körperkraft halbwegs wieder her; die innere Spannung

schwächte seinen Geist, und so trat ein Gegensatz ein, der, je wohler er sich körperlich fühlte, je weniger die erwartete Catastrophe bevorstehend erschien, seine innere Unruhe stets nur um so größer werden mußte. Das trieb ihn im Wirbel herum.

Er fühlte sich bald so unbehaglich, daß er endlich England ohne alle äußere Veranlassung verließ. Er nahm in gewisser Beziehung ohne Abschied die Flucht, denn erst am Tage, an dem er auszog, schrieb er an Hrn. Davenport, und später an Lord Conway. Der Brief an den letztern ist sehr wirre, und scheint anzudeuten, daß Jean Jacques befürchtete, man werde ihn mit Gewalt verhindern, England zu verlassen, fürchtete, daß die Regiernng Englands mit gegen ihn verschworen sei. — Es ist nicht klar, welche Veranlassung den Ausschlag zu Rousseaus Abreise von Wootton gab. Die Einen sagen, die Therese habe ihm, weil sie sich selbst langweilte, seinen Aufenthalt dort unerträglich gemacht; die Andern behaupten, seine augenblickliche Flucht sei Folge seiner zerstörten Seelenthätigkeit gewesen. Rousseau selbst klagt später einmal die Luft, die in England herrscht, an. Alle diese Ursachen und vielleicht noch manche andere mögen mit im Spiele gewesen sein. Er war unglücklich, sein Herz zerrissen, und wie die Kranken, die langsam hinzehren, ihre Krankheit selbst nicht ruhen läßt, so trieb ihn sein Herzensleid unablässig umher. Aeußere Anstöße, oft noch so unbedeutende, kamen hinzu und gaben den Ausschlag. Die Mitbewohner des Hauses in dem Rousseau mit seiner Therese lebte, waren stolze, kalte, engherzige Engländer. Rousseaus Verhältniß zu seiner gouvernante war in ihren Augen ein offenbarer Trotz gegen Gesetz und Religion. Rousseau verlangte Achtung für seine Gefährtin.

Das Gesinde behandelte sie mit Hohn und Spott. In seinem Abschiedbriefe an Hrn. Davenport sagt er: »Ein Hausherr sollte stets wissen, was in dem seinigen vorgeht, insbesondere in Bezug auf die Fremden die er aufnimmt. Wenn Sie nicht wissen, was sich in Bezug auf mich seit Christtag zuträgt, so haben Sie Unrecht; wenn Sie es wissen und es zulassen, so haben Sie noch größeres Unrecht. Aber das am wenigsten zu entschuldigende Unrecht ist, ihr Versprechen vergessen zu haben, und ruhig nach Davenport gegangen zu sein, ohne sich darum zu kümmern, ob der, der Sie hier Ihrem Worte gemäß erwartete, sich wohl oder nicht wohl fühlte.« — Das war der äußere Grund. Der innere liegt in der Schlußphrase des Briefes: »Adieu mein Herr; ich werde stets die Wohnung die ich verlasse, bedauern, aber was ich viel mehr bedaure ist, einen so liebenswürdigen Wirth gehabt zu haben, ohne meinen Freund aus ihm haben machen zu können.«

## XIV.

## Rückkehr nach Frankreich.

Der Marquis de Mirabeau und der gesetzliche Despotismus — die blutscheue Democratie. Rousseaus Heirath. Seine Krankheit.

---

### 1.

Vielleicht lag die Ursache, daß Rousseau in Frankreich eine neue Zuflucht angeboten wurde, bei seiner Abreise von England mit im Hintergrunde, wenn er sich auch selbst nicht Rechenschaft über die Wirkung dieses Anerbietens gab. Der Marquis de Mirabeau [1]) hatte ihm, schon drei Monate bevor er England verließ, im Namen des Prinzen Conti eine Wohnung in einem seiner Schlösser zur Verfügung gestellt. Rousseau antwortete damals an den Marquis de Mirabeau: »Ihr Anerbieten hat mich so sehr erfüllt, ich finde dasselbe so ehrenwerth für den Einen und für den Andern, daß Sie mich vielleicht durch eine andere entgegengesetzte Wirkung unglücklich machen in dem Gedanken, es nicht annehmen zu können.« Sein Alter, sein Unwohlsein, seine Liebe zur Einsamkeit und zur Ruhe zwängen ihn, das Anerbieten auszuschlagen. Ueberdies

---

[1]) Vater des Redners der assemblée nationale.

glaubt er, das Parlament von Paris nicht herausfordern zu dürfen. Dennoch setzt er hinzu: »Wenn ich eines ihrer Güter bewohnen ginge, so können Sie darauf rechnen, daß ich nicht die geringste Fürsorge für den Besitzer übernehmen würde. Ich werde zusehen, wie Sie bestohlen, beraubt, geplündert werden, ohne ein Wort zu sagen, weder Ihnen selbst noch sonst Jemanden. All mein Unglück fließt aus meinem Hasse gegen das Unrecht, den ich nie habe besiegen können. Aber es ist Zeit, klug zu werden, oder wenigstens ruhig zu sein. Sehen Sie, was für einen nützlichen Menschen Sie in Ihr Eigenthum setzen werden.« In Bezug auf seinen Aufenthalt in England sagt er: »Wenig würde hinreichen, alle meine Wünsche zu erfüllen, weniger Körperleiden, ein milderes Klima, ein klarerer Himmel, eine reinere Luft, vor allem offenere Herzen, damit das meinige, wenn es sich ergießt, fühlt, daß es in einem andern ist.« — Sonst fehlt ihm nichts, — als alles, was ihm am nothwendigsten war, um glücklich zu sein.

In Frankreich angekommen, schwankt er eine Weile, wohin sich wenden; er flieht vor öffentlichen Demonstrationen,[1]) ändert, um ihnen und den gefürchteten Verfolgungen des Parlaments auszuweichen, seinen Namen, und wird am Ende doch veranlaßt, das Anerbieten des Marquis de Mirabeau und des Prinzen von Conti anzunehmen.

Der Marquis de Mirabeau stand an der Spitze einer politisch-ökonomischen Partei, die damals Frankreichs Staatsorganisation mit unterwühlen half. Rousseau wäre ein gar zu guter Fund für eine solche Partei gewesen, und

[1]) Als man später in England seine Bibliothek verkaufte, verbot er seinen Namen bei diesem Geschäfte zu nennen.

als ob Jean Jacques geahnet, was geschehen werde, hatte er erklärt, daß er nichts mehr schreiben und nicht mehr lesen werde, und ausdrücklich hinzugesetzt, daß er sich ausbedinge, selbst die Bücher seines Wirthes nicht zu lesen. Nichts desto weniger bearbeitete dieser ihn jetzt auf jede mögliche Weise, um ihn für seine Ansichten zu gewinnen. Nicht ohne Widerstreben schreibt Jean Jacques ihm endlich über eines der Parteibücher,[1]) das ihm der Marquis aufgedrungen hatte. Es vertheidigte den »gesetzlichen Despotismus.« Rousseau sagt: »Ich habe nie recht verstehen können, was diese Evidenz ist, die dem gesetzlichen Despotismus als Grundlage dient. . . . Man beweist, daß das wahre Interesse des Despoten ihn veranlassen muß, gesetzlich zu regieren. Das ist zu allen Zeiten anerkannt worden; aber handelt denn irgend Jemand seinen wahren Gesetzen gemäß? der Weise allein, wenn es einen giebt. Sie machen also, meine Herren, aus allen Despoten ebenso viele Weisen. Fast alle Menschen kennen ihre wahren Interessen, und folgen ihnen deswegen nicht besser. Der Verschwender, der sein Capital aufzehrt, weiß sehr wohl, daß er sich ruinirt, und geht nicht weniger seinen Gang vorwärts. Wozu nützt es, wenn der Verstand uns erleuchtet, wo die Leidenschaft uns leitet;

Video meliora proboque,
Deteriora sequor.

Das ist es, was Ihr ehrsüchtiger, verschwenderischer, geiziger, verliebter, rachsüchtiger, eifersüchtiger, schwacher Despot thun wird; denn so handeln sie alle, so handeln wir alle.«

[1]) l'Ordre naturel et essentiel des sociétés, par Mercier de la Rivière.

... »Die große Aufgabe der Politik, die ich mit der Quadratur des Zirkels vergleiche, ist: eine Regierungsform zu finden, die das Gesetz über den Menschen stellt... Wenn unglücklicher Weise diese Form nicht auszufinden ist, und ich gestehe bescheiden zu, daß sie es nicht ist, so geht meine Ansicht dahin, daß man sich zu dem entgegengesetzten Extrem wenden und den Menschen so viel als möglich über das Gesetz erheben, das heißt den unbeschränkten Despotismus, so unbeschränkt als immer möglich herstellen muß. Ich wollte, daß der Despot Gott sein könnte. Mit einem Worte, ich sehe keinen leidlichen Mittelweg zwischen der strengsten Democratie und dem vollkommensten Hobbismus; denn der Streit der Menschen und der Gesetze, der im Staate einen beständigen Bürgerkrieg herbeiführt, ist der schlimmste aller politischen Zustände.«

»Aber ein Caligula, ein Nero, ein Tiberius — Mein Gott, ich wälze mich auf der Erde und jammere, daß ich ein Mensch bin.«

.. »Was der Verfasser über die Mängel des Wahldespotismus sagt, ist sehr wahr, diese Mängel sind schrecklich; — die des erblichen Despotismus, von denen er nicht spricht, sind es noch mehr.«

»Hier ein anderes Problem, das mir seit lange im Kopfe herumgeht: Im unbeschränkten Absolutismus eine Form zu finden, die weder wählbar noch erblich ist, oder besser die beides zugleich ist, und durch die man sich so viel möglich sowohl gegen einen Tiberius als gegen einen Nero schützt. — Wenn ich mich je mit dieser tollen Idee befasse, so werde ich Sie mein Lebenlang anklagen, sie aus meiner Rumpelkammer hervorgeholt zu haben. Ich hoffe, daß das nicht geschehen soll, aber was auch geschehen

mag, sprechen Sie mir nie mehr von Ihrem gesetzlichen Despotismus.«

Das schrieb er dem Marquis und dem Prinzen, an der Spitze der Partei, ja der Kaste, die diese Ansicht vertheidigte, die in ihr die Grundlage ihrer ganzen gesellschaftlichen Stellung sah. Er fühlte daß er sie verletzte, aber er konnte nicht anders; und deswegen schließt er mit Angst und Demuth einen Brief, in dem er mit Muth und Stolz gekämpft hat. Er sagt: »Ich habe Ihnen meinen Gehorsam zeigen, und Ihnen beweisen wollen, daß ich Sie wenigstens gelesen hatte. Nun aber, berühmter Freund des Menschen[1]) und meiner, werfe ich mich zu Ihren Füßen, um Sie zu beschwören, Mitleid mit meinem Zustande und meinem Unglück zu haben, meinen sterbenden Kopf in Frieden zu lassen, die fast erloschenen Ideen nicht mehr zu wecken. Lieben Sie mich stets, aber schicken Sie mir keine Bücher mehr, verlangen Sie nicht, daß ich sie lese; versuchen Sie selbst nicht, mich zu warnen, wenn ich irre, es ist zu spät.«

Herr de Mirabeau machte noch ein paarmal ähnliche Versuche, erhielt aber stets dieselbe unbedingte abschlägliche Antwort; nur als er Rousseau zuletzt den Vorschlag machte eine Oper zusammen zu schreiben, stimmt dieser halbwegs ein. — Die Sprache Jean Jacques ist hier aber so lustig, daß sie fast an Ironie streift: »Parlons de chansons, cela vaudra mieux; wäre es möglich, daß Sie in allem Ernste daran dächten eine Oper zu machen? O, wie freundlich das von Ihnen wäre, und wie viel lieber würde ich Sie in der Oper singen als — in der Wüste rufen hören!

[1]) Mirabeau hatte ein Buch l'ami de l'homme geschrieben.

Nicht, daß man Sie nicht anhörte und nicht läse; aber man folgt Ihnen nicht und will Sie nicht verstehen. Beim Himmel, mein Herr, handeln wir wie die Ammen, die, wenn die Kinder schreien, ihnen etwas vorsingen und sie tanzen machen.« Es ist später nicht mehr Rede von der Oper; wahrscheinlich hatte der »Freund des Menschen« nicht Lust in allem Ernst zu versuchen ob er die Kinder mit Chansons beruhigen könne.

## 2.

Jean Jacques fühlte sich bald genug unbehaglich in seinem neuen Wohnorte, und sah dann wieder alles schwarz. Die wiederholten Versuche Mirabeaus ihn zum Brechen seines Stillschweigens zu veranlassen, und die Art, wie Jean Jacques diese Versuche abweisen mußte, ließen ihn natürlich fürchten, daß er seine Wohlthäter verletzt habe. Er ahnete auch, wo die Ursache seines Unbehagens lag. Er schrieb der Marechalin Luxembourg, daß er Trye verlassen wolle, und entschlossen sei, nie mehr von Jemanden unentgeltlich eine Wohnung anzunehmen.« Mirabeau scheint ihm in Folge dieses Briefes gerathen zu haben, in die Stadt zu ziehen anstatt auf dem Lande zu leben. Jean Jacques erwiderte: »Was ich fliehen muß, ist nicht das Land, sondern die Häuser der Großen und der Prinzen, die nicht Herren in ihrem eigenen Hause sind und nichts von dem wissen was bei ihnen vorgeht. Mein Unglück ist, in einem Schlosse und nicht unter einem Strohdache, bei Andern und nicht in meinem eigenen Hause zu wohnen, und vor Allem einen so hohen Gastfreund zu haben, daß es zwischen ihm und mir nothwendig der Vermittler bedarf.«

Das waren die Gründe die seine Lage fälschten, und die ihn hätten bestimmen sollen, sie um jeden Preis zu ändern. Aber es waren nicht die einzigen, die in seinem kranken Gemüthe arbeiteten. Er hatte zu viel gelitten, und das Andenken an vergangene Störungen saß so fest in seiner Einbildung, daß sie ihm stets als gegenwärtig erschienen. Die Unterintendanten, die Bedienten, die Pächter des Prinzen sahen ihn als einen Wunderling an, der sie zu beaufsichtigen schien, und sicher oft störte. Die Geistlichkeit haßte Jean Jacques, und es ist wahrscheinlich genug, daß er nicht vollkommen ohne ihr Mitwirken oft bei den ihn umgebenden Bauern auf düstere, mißtrauische Blicke, auf unfreundliches herzloses Begegnen stieß. Seine kranke Einbildung machte dann aus vereinzelten Zeichen des Unwillens und des Hasses eine Kette, in die er nach und nach alle Ringe zusammen fügte. Noch ist die Kette nicht fertig, noch ist der schwarze Schatten, der auf ihm lag, nicht zu einer Art Körper gekommen, sein Verdacht zu einem festen System geworden. Aber es wird immer klarer in der trauerdunkeln Herzkammer, in der er jedes Leid das ihm begegnet war, ängstlich bewahrte. Er schreibt an Herrn de Mirabeau: »Die Behandlung, die mir hier von allen Bewohnern ohne Ausnahme und vom Augenblicke meiner Ankunft an zu Theil wird, ist dem Geiste der Nation und den Absichten des großen Prinzen, der mir dies »Hospice« gab, zu widersprechend, als daß ich sie etwas anderm als einem Schwindel, *dessen Ursache ich nicht einmal aufsuchen mag*, zurechnen kann.« — An du Peyrou schreibt er in demselben Geiste, aber hier ist seine Anklage bestimmter. Eine Mad. de V. erscheint ihm als das böse Geschick, das sich zwischen ihn

und den Prinzen Conti gedrängt habe. Ein Vertrauter dieser Dame leite den Prinzen, und habe es so einzurichten gewußt, daß Jean Jacques »in ihre Hände wie in die einer Freundin überliefert worden sei.« — Erst dann habe man »das ganze Haus des Prinzen, die Priester, die Bauern, das ganze Land gegen ihn aufgehetzt.«

Dennoch bleibt er in dem Schlosse Trye. Man hat die Levasseur vielfach angeklagt, daß sie Rousseaus unsteten Geist oft, um ihre eigenen Absichten zu erreichen, nur noch mehr aufgeregt habe. Sie mag mitunter von Bedeutung in dem Thun und Lassen Jean Jacques gewesen sein. Aber in der Regel ist ihr Einfluß doch ziemlich sicher nur sehr untergeordneter Art. Jedenfalls aber hat sie ihn nicht von Trye weggetrieben, sondern im Gegentheile scheint sie mit Ursache zu sein, daß er sich hier trotz seines Mißbehagens fügte und schickte. Rousseau schreibt in dieser Beziehung an du Peyrou: »Meine Schwester« — so nannte er sie, seit er selbst seinen Namen gewechselt hatte — sagt mir ohne Unterlaß, obgleich sie den größten und fühlbarsten Theil der Beleidigungen zu tragen hat: »Warten Sie ab, leiden Sie, haben Sie Geduld, der Prinz wird Sie nicht aufgeben. Wollen Sie Ihren Feinden den Vortheil geben, den sie wünschen, schreien zu dürfen, daß Sie nirgend ausdauern können?«

Das waren die Gründe, die ihn zu bleiben veranlaßten. »Nichts soll mich hier forttreiben als offene Gewalt. Beleidigungen, Verhöhnungen, schlechte Behandlung, alles will ich ertragen, und bin entschlossen hier unterzugehen.« Wir wissen, daß er sich stets am Vorabende seines Todes glaubte. »Nahe an sechszig Jahre, und von Unglück und

Leiden überladen, ist der Rest meiner trüben Tage nicht der Mühe werth, mich gegen sie in Sicherheit zu bringen,« schreibt er einer Freundin.

Seiner Ansicht, seinem Wahne nach — wenn man so will — war er in die Hand seiner Feinde gegeben. Der arme Jean Jacques glaubte sogar, diesen gegenüber ein wenig heucheln zu müssen, um seine Stellung nicht gar zu unerträglich zu machen. Du Peyrou hatte ihm so etwas gerathen, und Jean Jacques antwortet: »Von Ihrem Rathe Nutzen ziehend, thue ich so, als ob ich nichts sähe; indem ich mir das Herz erdrücke, zahle ich ihre »Caressen« mit »Caressen«. Sie heucheln, um mich zu verderben, und ich heuchle, um mich zu retten.«

Die Klagen Rousseaus mögen endlich doch zu Ohren des Prinzen Conti gedrungen sein, wenigstens kam dieser bald selbst nach Trye, um Rousseau einen Besuch zu machen. Er hatte die zarte Vorsorge, diesmal nicht zu jagen, um so aller Welt recht klar zu zeigen, daß er nur um Rousseaus willen gekommen. Aber es scheint nicht, als ob Jean Jacques den Muth gehabt, ihm seine Klagen offen vorzulegen, denn er schreibt nach der Abreise des Prinzen an du Peyrou: »Sie kennen mein Herz, urtheilen Sie, wie tief ich die Gnade (seines Besuches) gefühlt. Leider, — warum kann er das Uebel nicht sehen und es an der Wurzel abschneiden? Es bleibt mir nichts übrig, als mich in mein Geschick zu ergeben!«

Aber wie ergeben er sich auch selbst glaubte, so grübelte er immer tiefer über die Fäden der Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, denen er sich ausgesetzt glaubte, und die er in ein System zu bringen suchte, nach. Ein Brief an Mad. de Boufflers aus dieser Epoche bekundet,





daß er sie beschwichtigen zu müssen glaubte. Er bat sie, sich seiner von neuem anzunehmen. »Wollen Sie sich eines Tages sagen: Ich habe ohne Mitleid einen Mann, würdig der Achtung, in den Koth ziehen, und darin ersticken sehen.« — Von ihr wendet er sich an den Herzog v. Choiseul, den er verletzt, beleidigt zu haben glaubte, und in dem er nach gerade seinen bittersten Feind zu sehen begann. Er vertheidigt sich gegen den Verdacht, den der Minister gegen ihn hegen könnte, und zeigt, wie er im Gegentheile ihn stets geehrt, und dies Gefühl offen ausgesprochen habe. Dann schließt er diesen Brief und sagt: »Ueberzeugt, daß ich nur in Folge eines Irrthums in Ihrer Ungnade bin, habe ich stets gehofft, daß dieser Irrthum zerstört werden und ich am Ende einigen Theil an Ihrer Güte haben würde. Ich zähle jetzt darauf, ich habe ein Recht dazu, ich wage es zu sagen und es ohne zu erröthen in Anspruch zu nehmen, da von allen Gnaden, die Sie austheilen können, ich nur auf die Anspruch mache, unter Ihrem Schutze mich der Ruhe und der Freiheit zu erfreuen, die zu verlieren ich nicht verdient habe, und die ich nie mißbrauchen werde.«

Die Antworten, die er erhielt, sind unbekannt; sie waren gewiß höchst befriedigend, aber nicht im Stande, das gestörte Gleichgewicht in Rousseaus Seele wieder herzustellen.

## 3.

Um so auffallender aber erscheint es denn, wenn Jean Jacques, so zerrüttet in sich selbst, den klarsten Blick nach Außen behielt. Wir hörten ihn bereits von Trye aus

dem Marquis de Mirabeau in Bezug auf den »gesetzlichen Despotismus« antworten. Fast zu gleicher Zeit erhielt er Briefe aus Genf, die ihn fürchten ließen, daß es dort zwischen den Parteien zum offenen Kampfe kommen könne, und so schrieb er dorthin an seinen Freund d'Ivernois. »Obgleich ich vollkommen überzeugt bin, daß nichts in der Welt werth ist mit Blut erkauft zu werden, und daß es keine Freiheit mehr auf Erden giebt als in dem Herzen des gerechten Mannes; so fühle ich deswegen nicht weniger, daß es natürlich ist für Männer von Muth, und die frei gelebt haben, einen ehrbaren Tod der Knechtschaft vorzuziehen. Unterdeß ist mir, selbst in dem klarsten Falle der gerechten Selbstvertheidigung, die Gewißheit, daß, wenn Ihr auch für einen Augenblick den Sieg davon tragen würdet, Euer Unglück in der Folge nur um so sicherer und um so größer sein würde, ein Beweis, daß in allen Fällen Gewalt Euch nie aus der kritischen Lage in der Ihr seid, ziehen kann ohne Euer Unglück zu vermehren.«

Er hatte einmal gesagt: »Die Freiheit selbst ist mit Blut erkauft zu theuer.« Das Heil des Volkes, le salut publique, wurde oft vorgeschoben, wo es sich darum handelte, die Ansichten der augenblicklich herrschenden Parteien durchzusetzen. Jean Jacques antwortet einfach: »Das allgemeine Wohl ist nichts, wo das Sonder-Wohl des Einzelnen nicht gesichert ist.« So dachte er zu allen Zeiten, und das Licht das in ihm lebte, strahlte ungeschwächt in dem Dunkel, das sich auf seine Seele herabsenkte.

Seine Seelenstörung beunruhigte alle seine Freunde immer mehr. Du Peyrou kam ebenfalls von Neufchatel

nach Trye, und zwar auf Monate. Er litt an der Gicht, und Jean Jacques und seine »Schwester« wurden die Krankenwärter ihres Gastes.

Du Peyrou mochte gehofft haben, durch seine Gegenwart Jean Jacques zu beruhigen. Aber sein Besuch hatte nur zur Folge, daß Jean Jacques bald nachher den Vertrag, den er mit ihm in Bezug auf die Herausgabe seiner hinterlassenen Werke eingegangen hatte, zurücknahm. Die Gründe, die Rousseau hier lenkten, sind nicht klar; die Gefühle lassen sich leichter andeuten. Du Peyrou hatte schon bei Rousseaus Streit gegen Hume anfangs in seinen Briefen für diesen und gegen Rousseau halbwegs Partei genommen. Damals schrieb ihm Jean Jacques: »Sie haben und Sie werden stets meine ganze Achtung haben; aber ich werde ohne die Ihrige zu leben suchen.« — Nur Achtung! — Jean Jacques söhnte sich damals bald mit Du Peyrou wieder aus, aber der vergiftete Pfeil saß ihm im Herzen, und es scheint, als ob es Du Peyrou bei seinem Aufenthalte in Trye nicht gelungen, diese Herzenswunde wieder zu heilen. Das würde mehr denn genügen, um zu erklären, warum Rousseau nicht länger der Verpflichtete eines Wohlthäters bleiben wollte, der nicht mehr sein Freund war.

Er selbst schreibt ein paar Wochen später an Du Peyrou: »Nach Allem, was hier während Ihrer Krankheit und Ihrer Wiederherstellung vorgefallen, — — — nach der sonderbaren Art, mit der Sie den, der nur Sie auf Erden zum Freunde hatte, der nur Ihnen allein vertraute, der das Leben nur noch liebte um es mit Ihnen zuzubringen, dessen einzige und letzte Hoffnung Sie waren, — in allem behandelten, gestehe ich Ihnen, daß, indem ich

dies alles zusammenstelle, ich mich gezwungen fühle, anzunehmen, daß ich entweder zu allen Zeiten Ihr Herz schlecht gekannt habe, oder daß schreckliche Aenderungen in Ihrem Kopfe vorgegangen sein müssen.«

Aber wenn dies Gefühl Rousseau lenkte, so kam es erst mehrere Wochen nachdem Du Peyrou wieder abgereist war, in ihm selbst zum Bewußtsein. Ein Beweis dafür ist, daß gleich in den ersten Tagen nach Du Peyrous Abreise Jean Jacques einer alten Tante, die er in Rion hatte, eine Pension von 100 Fr. auswarf; und bald nachher, nachdem er den Vertrag mit Du Peyrou rückgängig gemacht hatte, über die Art, wie er sie zahlen werde, selbst nicht ganz beruhigt schien, während er seinen Vermittler, Herrn d'Ivernois bat, seine Tante deswegen nicht zu beunruhigen. In demselben Briefe spricht er auch über sein Verhältniß zu Du Peyrou und sagt: »Ich glaube aus guten Gründen auf die Pension des Königs von England verzichten zu müssen; und aus nicht weniger guten habe ich unwiderruflich den Vertrag mit Du Peyrou aufgehoben. Ich frage Sie nicht um Rath über diese Beschlüsse, ich theile sie Ihnen mit; Sie können sich daher alle überflüssige Mühe, mich eines Bessern zu belehren, enthalten. Es ist wahr, daß ich, schwach, gelähmt, entmuthigt, in meinen alten Tagen ungefähr ohne Brot bleibe, und außer Stand bin welches zu verdienen; aber das soll mich nicht stören. Die Vorsehung wird auf die eine oder die andere Weise ins Mittel treten. So lange ich arm lebte, war ich glücklich, und erst seit nichts was mir nöthig war mir fehlte, fühlte ich mich als der Unglücklichste aller Sterblichen. Vielleicht kommt das Glück oder die Ruhe die ich suche, mit der alten Armuth zurück.«

Alle diese Beweggründe und Gefühle zusammen veranlaßten ihn endlich das Schloß Trye dennoch zu verlassen Zum Abschied schrieb er an den Prinzen Conti: »Monseigneur. Die, die Ihr Haus bilden (ich nehme Niemanden aus) sind wenig gemacht mich zu kennen. Mögen Sie mich für einen Spion halten oder für einen ehrlichen Menschen ansehen, so müssen doch alle meinen Blick fürchten. Deswegen haben sie nichts unterlassen und werden nichts unterlassen, jeder durch die Manöver, die ihm am besten anstehen, mich aller Welt verhaßt und verächtlich zu machen und mich so zu zwingen endlich Ihr Schloß zu verlassen....... Mein Leben und mein Herz gehören Ihnen, aber meine Ehre ist mein. Erlauben Sie mir, daß ich Ihrer Stimme gehorche, und daß ich morgen aus Ihrem Haus ausziehe. Ich wage zu sagen, daß Sie es müssen. Lassen Sie einen Spitzbuben meiner Art nicht unter diesen Ehrenleuten.«

## 4.

Jean Jacques ging vorerst nach Lyon, wo er ein paar Wochen blieb und herborisirte. Bald verließ er Lyon und ging über Grenoble nach Chambery, wohin ihn das Andenken an seine »Mama« rief. Ehe er Frankreich verließ, schrieb er einen Brief an seine »Schwester«, der die Stimmung, in der er war, klar bekundet. Er fürchtete, oder besser, er hoffte, daß seine Feinde ihn auf der Grenze ermorden lassen würden. Er sagt: »Seit meiner Abreise von Trye habe ich alle Tage die sichersten Beweise, daß mich das wachsame Auge des Hasses nicht einen Augenblick verläßt, und mich vor allem auf der Grenze erwartet.

Nach dem Entschlusse, den Sie fassen können, thun Sie mir vielleicht wohl, ohne es zu wollen. Meine Hauptabsicht bei dieser kleinen Reise ist, auf dem Grabe meiner »Mutter« die Sie kennen, das Unglück, sie überlebt zu haben, zu beweinen; aber ich muß gestehen, daß der Wunsch, meinen Feinden das Spiel zu erleichtern, endlich ihren letzten Schlag zu thun, ebenfalls mit wirkt.«

Seine »Feinde« fanden sich natürlich nicht auf der Grenze ein um ihn zu ermorden, und so war er ein paar Tage später wieder in Frankreich, und wohnte dann längere Zeit in Bourgoin bei Grenoble. Er ließ seine Therese kommen und — heirathete sie. Seinem Freunde Laliaud kündigt er diesen Schritt an, indem er sagt: »Ich habe nichts zu wagen geglaubt, eine Anhänglichkeit von fünf und zwanzig Jahren, die wechselseitige Achtung, ohne welche es keine wahre Freundschaft giebt, stets vermehrt hat, unauflösbar zu machen.« Diese Ehe ging er auf seine Weise ein. Weder den Priester noch den Gesetzler rief er zu Hülfe. »Dieser ehrbare und heilige Vertrag wurde in aller Einfachheit eingegangen, aber auch in der ganzen Wahrheit der Natur, in Gegenwart von zwei Männern von Verdienst und von Ehre, eines Offiziers der Artillerie, und des Sohnes eines meiner alten Freunde besserer Zeiten.« Von nun an nannte er seine »Gouvernante«, seine »Schwester« überall nur seine »Frau«, und hielt sich für so fest gebunden, als alle Gesetze und Formen der Religion und des Staates es nicht zu thun im Stande gewesen sein würden.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieses feste unzerreißbare Band sein häusliches Glück zu vermehren im Stande gewesen sein würde, wenn auch seine Gemüthsstimmung

und seine Verhältnisse, die diese nur immer mehr verwirrten, nicht hinzugekommen wären. Die Ehe ist etwas so heiliges, so einfaches und doch so verwickeltes, daß ein Verhältniß wie das, das zwischen Jean Jacques und Theresen seit fünf und zwanzig Jahren bestanden hatte, vielleicht nie auch durch die heiligste und würdigste Einsegnung, die edelsten Vorsätze von beiden Seiten, in eine Ehe verwandelt werden kann und worden ist. Die Freiheit, auf der ein solches Verhältniß beruht, verhindert das Weib nie zur »Herrscherin«, zur »Maitresse« zu werden; aber sie zwingt es, die Herrschaft stets nur auf Schonung, Fürsorge, Freundschaft und Liebe, Hingebung und Aufopferung zu fußen. Sind diese Gefühle ihrem Herzen nicht natürlich, so werden sie erheuchelt, denn sie sind die unerläßliche Bedingung der Maitressenschaft. Die Heuchelei wird sogar in gewisser Beziehung nothwendig, denn wenn auch Liebe und Freundschaft im Herzen ruhen, wenn auch Aufopferung und Hingebung die natürliche Stimmung der Maitresse ist, so giebt es für jedes Herz Augenblicke der Mißstimmung, in denen die schwarzen Wolken unserer Seele die hellen Seiten decken. Solche Augenblicke aber darf die Maitresse nicht haben, und wenigstens nicht zeigen; sie muß sie verdrängen, sie muß Frohsinn und Freude, Liebe und Aufopferung stets hervorzukehren wissen, wenn sie auch auf Augenblicke nicht natürlich sind. Sie muß lügen, sie muß heucheln, sie muß, — denn nur so herrscht sie, nur das ist das Band, das sie an ihren dienenden Meister fesselt.

Die Folge ist, daß sobald dies freie Band in ein geschlossenes verwandelt wird, die zur Ehefrau gewordene Maitresse in der Regel und fast nothwendig ihr Wesen

mehr oder weniger ändert. Die beste, die ergebenste, die aufopferndste Maitresse wird dann ihre trüben Stunden haben, die sie früher ängstlich verbarg, die sie jetzt nicht mehr zu verstecken braucht, weil ihr Heil nicht mehr von dem ewigen Zwange froher Stimmung, von einem stets ungetrübten Himmel abhängt. Der Mann wird aber seine Maitresse, die jetzt als Frau »Launen« hat, nicht mehr wiedererkennen. Die frühere Lüge läßt die nackte Wahrheit nicht mehr zu, denn sie muß nothwendig nun als ein doppeltes Unrecht erscheinen. So stirbt die Liebe bald, und dann bleibt nur noch die Fessel übrig, die folgerecht jetzt um so unerträglicher ist, als beide früher an die Freiheit gewohnt waren. Es ist möglich, daß Mann und Weib in einem freien Verhältnisse bis ans Ende glücklich sein können; aber es ist fast unmöglich, daß ein solches freies Verhältniß sich in ein geschlossenes umändern lasse, ohne die höchste Wahrscheinlichkeit, durch diese Fessel bald jeden Funken von Liebe zerstören zu sehen.

Die Ehe, fest, gesetzlich, unauflösbar, so lange nicht die höchste Nothwendigkeit sie bricht, — ist die wahrste, die offenste, die freieste, weil die gerechteste, Verbindung zwischen Mann und Weib. Die »Maitresse« herrscht — aber nur indem sie sich selbst zur Sclavin des Mannes herabwürdigt, nur indem sie den Mann in die feinsten Lügenketten einspinnt; — ihr Gebieter, ihr Herr, läßt sich lenken — und kann um einer Laune willen sein Weib, seine Kinder aus seinem Hause austreiben, dem Elende Preis geben. Diese Freiheit liegt in Zauberketten; diese Liebe buhlt mit Heuchelei; diese Küsse sind berechnet. Nein, nein, die wahre Liebe verlangt Einfalt und Beständigkeit, — Wahrheit in Glück und Unglück, in Lust und Leid, in Frohsinn und

Mißmuth, — sie verlangt feste Bande um durch sie zur Freiheit und Aufrichtigkeit zu gelangen.

Ohne alles äußere Zuthun, ohne die unglücklichen Verhältnisse, in die sich Jean Jacques immer tiefer verwickelte, würden diese Ursachen auch auf ihn und Therese sehr bald ihren Einfluß ausgeübt haben. Er wohnte zu Bourgoin in einem kleinen Wirthshäuschen; und sagt, daß dort kein Stein ihm angehöre, um seinen Kopf auf ihn zu legen. Er selbst fühlte sich unbehaglich, um wie viel mehr seine »Frau«, die sich halbwegs an die fürstlichen Palläste gewöhnt hatte. Aber diese Stimmung wurde durch äußere Ereignisse noch vermehrt.

Ein Elender, der schon zur Zuchtruthe, Brandmark und Galeere verurtheilt worden war, klagte auf einmal Rousseau an, daß er demselben vor vielen Jahren eine kleine Summe Geldes geliehen, die dieser ihm nicht wieder gegeben habe. Es ist höchst wahrscheinlich, daß bei diesem Vorfalle wirklich ein Feind Rousseaus die Triebfeder dieser Anklage war. Aber Rousseau fügte dieselbe gleich in sein »System« der gegen ihn gesponnenen Intriguen ein. Er sah darin die »unverkennbare« Absicht, ihn zu entehren, und gab sich die größte Mühe, hinter das »Complot« zu kommen, das hier gegen ihn thätig war. Der damalige Gouverneur von Grenoble gab der Sache ebenfalls erst mehr Gewicht als sie verdiente, und behandelte sie dann, als Rousseau sie mit allem Eifer aufgriff, dennoch wieder mit mehr Kälte und Gleichgültigkeit, als recht und billig war. Es ist nur zu natürlich, daß Jean Jacques ihn dann mit in das »Complot« gegen ihn verwickelt wähnte, und durch ihn auf eine bestimmte Bahn geleitet werden konnte. Er hatte schon lange den Minister Choiseul im Verdachte, ihn zu

hassen, von nun an spinnt sich in ihm der Wahn immer mehr aus, daß dieser Minister die Fäden aller Verfolgungen, die ihn treffen, in seiner Hand halte.

Die nächste Folge war, daß er sich entschloß Frankreich von neuem zu verlassen. Der Gedanke, daß er in einem Gefängnisse sicherer sein werde, steigt wieder in ihm auf. Bald aber bildet er sich ein, es wäre besser, wenn man ihn nach Amerika transportiren wolle. Dann wieder kommt ihm ein Hoffnungsstrahl, und er wünscht sein Leben mit Botanisiren in Griechenland oder auf einer Insel des Peloponnes, fern von seinen Verfolgern, beschließen zu können.

Nachdem alle diese Träume sich eine Weile gekreuzt haben, tritt dann wieder halbwegs Ruhe in seinem Gemüthe ein. Aber in diesem Augenblicke kommt der Paß an, den er sechs Wochen vorher vom Minister Choiseul verlangt hatte. Er ist ganz erstaunt denselben zu erhalten, »als er schon nicht mehr an ihn dachte.« Der Brief des Ministers an ihn war sehr höflich, »aber« setzt Jean Jacques hinzu »die, die er mir zu andern Zeiten schrieb, waren zuvorkommend.« Das verletzt seine Gereiztheit. Er geht weiter und findet, daß »ihn nicht einladen, von dem Passe keinen Gebrauch zu machen, im Gegentheile ihn stillschweigend auffordern heiße, das Land zu verlassen.«

Der Paß und der Brief regen das getrübte Meer seines Innern von neuem auf, und er entschließt sich augenblicklich, Frankreich zu verlassen und wieder nach England, nach Wootton zu ziehen. Er selbst sagt in dieser Beziehung: »Ich halte diesen Entschluß für den weisesten den ich in meinem Leben gefaßt habe, und ich habe als Bürgschaft für seine Solidität das Grausen, das ich überwinden mußte um ihn zu fassen.« . . . »Ich werde diesen Continent ver-



lassen, wie ich den Aufenthalt auf dem Mond verlassen würde. Das erstemal war es etwas Anderes; damals ließ ich Anhänglichkeit zurück, glaubte ich Freunde zurückzulassen.« . . .

Aber er hatte noch Freunde genug, und diese fühlten, wie unglücklich sein Entschluß, nach England zu gehen, war. Deswegen boten sie ihm eine neue Zuflucht auf einem andern Schlosse des Prinzen Conti an. Dazu kam, daß er, nachdem er sich an den englischen Gesandten gewendet, erfahren hatte, Walpole sei Secretair der Gesandtschaft. Augenblicklich scheuchte ihn diese Erinnerung zurück, und alsbald beschloß er, nicht nach England zu gehen.

Er ließ sich den Vorschlag, das Schloß Larnacque zu beziehen, halbwegs gefallen. »Die schöne Gegend, die Ausflüge zum Herborisiren, ein clavecin und Tasso wurden für einen Augenblick ein château d'Espagne« für ihn. Aber bald hörte er, daß ein Herr O. die Aufsicht über das Schloß habe. Er hielt auch diesen für einen seiner Feinde, und so bricht auch dieser Entschluß augenblicklich wieder zusammen. Er zog endlich in die Umgegend von Bourgoin in ein einzeln gelegenes Häuschen nahe bei der Stadt.

## 5.

Während Rousseau auf diese Weise von seinem trüben Schatten hin und her getrieben wurde, fand er Gelegenheiten genug, in denen sich auch sein besseres Ich bekunden konnte. Wir sehen ihn bereits, trotz seiner Armuth und seiner Noth, für seine alte Tante sorgen. — Eines Tages brannte das Haus eines Bauern in seiner Nähe mit Hab und Gut ab. Er ließ den unglücklichen Familien-

vater zu sich kommen, gab ihm einen Louisd'or, und versorgte ihn während sechs Monaten mit dem nöthigen Korn, um seiner Familie Brod zu sichern. Ein Ehrenmann, den Rousseau in Grenoble kennen gelernt und zu seinem Vertrauten gewählt hatte, Hr. v. St. Germain, sagt von ihm: »Seine Börse war stets offen für die Unglücklichen. Es ist kaum begreiflich, wie dieser Mann, uneigennützig bis zur Unklugheit, bei einem so geringen Einkommen so viel geben konnte. In Wahrheit Niemand war bescheidener in seinen Bedürfnissen als er.« — Einst besuchte ihn Hr. v. St. Germain mit einem seiner Freunde. Kurze Zeit nachher klopfte Jemand an der Thüre des Zimmers. Rousseau öffnete und sagte dem der geklopft, er möge wiederkommen. Auf dessen Antwort, daß er keine Zeit zu verlieren habe und sein Geld bedürfe, ließ Rousseau ihn in sein Zimmer herein. Es war ein Schneider, der ein halb Dutzend Kleider verschiedener Größe brachte, und die Zahlung für dieselben erhielt. Rousseau kleidete eine arme Familie, und nachdem es ihm nicht gelungen war, seine Wohlthat vor seinen Besuchern geheim zu halten, sagte er diesen auf ihr Befragen: »Man muß nicht glauben, daß es genügt, einem zudringlichen Armen ein paar Franken zu geben; so erfüllt man die Pflichten des Mitleidens nicht. Man muß das Bedürfniß suchen, wo es besteht.«

Hr. St. Germain, der diese Scenen erzählt, setzt hinzu: »Sollte man glauben, daß Rousseau mit ähnlichen Gefühlen, die er beständig durch die That bewährte, ein Vergifter, ein Betrüger hätte sein können? Und dennoch ist es wahr, daß er in Folge seiner Neigung zum Pflanzensammeln angeklagt wurde, Gift zu suchen, und daß man einen Mann nennt, an dem er sein Gift versucht habe,

weil dieser in nervösen Leibschmerzen starb, troß der Linderungen, die Rousseau ihm zu verschaffen gesucht hatte.«

Diese Anklage war nicht die einzige die hier gegen ihn vorgebracht wurde. Eine Kammerjungfer, die für geistreich gelten wollte, belästigte Jean Jacques so mit ihren Besuchen, daß er sie zuletzt nicht mehr annahm. Wüthend, ob dieser Hintansetzung, klagte sie ihn an, er habe sie — — nothzüchtigen wollen, und das Gerücht wurde tapfer überall verbreitet.

Jede dieser Anklagen, die gute Freunde stets wieder zu seiner Kenntniß brachten, wurde immer ein neuer Stein an seinem System der gegen ihn gerichteten Verfolgungen. Er hielt die einzelnen Menschen nicht für schlecht genug, ohne alle weitern Absichten, ohne Nutzen eine verläumderische Klatscherei zu verbreiten, — und deswegen war ihm sein »System« einer organisirten Verfolgung eine Art Nothwendigkeit.

## 6.

Aber in ihm selbst lag der Keim, der sich nach und nach immer mehr entwickelt hatte. Seine Eitelkeit wuchs in ihm unbewußt mit seinen Erfolgen. Neben ihr in beständigem Widerspruche aber lag das tieferkannte Bewußtsein der Menschenschwäche, der Menscheneitelkeit im Allgemeinen und der eigenen Unzulänglichkeit und Wichtigkeit ins besondere. So entstand ein Widerspruch in ihm, der nie zur Auflösung kam, im Gegentheile mit jedem Tage wuchs, und endlich in ihm selbst überall zum Bruche führte. Er demüthigte sich, — und seine Demüthigung empörte seine Eitelkeit; er war eitel und seine Eitelkeit verletzte seine innere Demuth. Das ist der ewige Kampf, der zuletzt sein Inneres aufrieb.

Die Demuth, die seine Eitelkeit nicht besiegen konnte, war nur im Stande diese selbst im Kampfe immer mehr zu stählen. Sie zernichtete alle kleinen, spielenden Gehülfen, die sonst stets mit der Eitelkeit Hand in Hand gehen. Jean Jacques riß ihr die äußern Flitter ab, empörte sich gegen Hab und Gut, Gold und Kleiderpracht, Uhr und Degen, gegen alle eiteln Spielereien der Welt, und glaubte dann, die Eitelkeit in seinem Innern besiegt zu haben. Er hatte sie ihrer kindischen Schwächen beraubt, und sie trat dann, abgehärtet, an Noth und Elend, an Sturm und Kampf gewöhnt, nur um so mächtiger in ihm hervor.

Die junge, schwache, kindische Eitelkeit des armen Jean Jacques, der sich im Ruhme seines Devin de Village sonnte, wurde nach und nach so mächtig, daß sie zuletzt fast als Stolz erscheint. Sie war es aber nicht, denn Stolz ist stets mit Verachtung, stets mit Lieblosigkeit, mit scharfer Eigensucht, verbunden. Die erstarkte, fast zum Stolze herangewachsene Eitelkeit Rousseaus kannte keine dieser Nachzüglerinnen des ächten Stolzes; aber sie war so gewaltig geworden, daß sie den Kopf fast so hoch trug wie ihre gebieterische Bastardschwester.

Der Stolz ist bei der unendlichen Mehrzahl aller Seelenstörungen die Ursache, die sie veranlaßte, die Sünde, die hier ihre strenge Strafe findet. Die fast zum Stolze herangewachsene Eitelkeit des unglücklichen Jean Jacques wurde auch die innere letzte Ursache seiner Krankheit. Der Verrath Grimm's, die treulose Coqueterie der Mad. d'Espinay, die Schmeicheleien der Großen, die Verfolgungen, die Mißhandlungen, die Herzlosigkeiten denen er vielfach begegnete, waren die äußere Zugabe, ohne die freilich der Funke in ihm nicht auf diese Weise gezündet haben würde; aber die

auch ohne diesen Funken das Feuer, das ihn am Ende verzehrte, nicht zu schaffen im Stande gewesen wären.

Seine Krankheit stieg in seiner einsamen Wohnung zu Monquin, in die er sich von Bourgoin zurückzog, zum höchsten Grade hinauf. Sie zeigte sich hier am klarsten in ihrer letzten Entwickelung und auch in ihrer letzten Ursache.

Er war arm, unglücklich, bedurfte der Hülfe seiner Freunde, und deswegen hätte er sie einfach und in Demuth fordern sollen. Lafontaine wohnte und lebte in dem Hause einer Freundin. Als diese starb, zog er aus. Er begegnete einer andern Freundin, und diese forderte ihn auf zu ihr zu ziehen. Er antwortete: J'y allais! Es ist keine Schande, arm zu sein, wenn man seine Pflicht gethan, der Stimme seines Innern, der Natur in Wahrheit und Treue gehorcht hat. Jean Jacques fühlte das sich selbst und andern gegenüber. Er half, wo er konnte, und Keiner frug vergebens bei ihm um einen Dienst, um einen Almosen an. Der Freund soll freilich des Freundes Unglück errathen, aber der größte Beweis des freundschaftlichen Zutrauens ist, dem Freunde sein Unglück in Einfalt zu gestehen, und ihn einfach um Hülfe anzusprechen.

Jean Jacques dachte anders: Er schrieb an Moulton: »Die Großmuth des Prinzen Conti hat mich gewöhnt anzunehmen und nicht zu fordern. Ich kann mich nicht entschließen die Methode zu ändern.« In diesen zwei Zeilen liegt der Kampf sehr klar angedeutet, der zwischen Stolz und Demuth in der Seele Jean Jacques wüthete. Er war nicht zu eitel anzunehmen, aber nicht schlicht und einfältig genug zu fordern. Sein Freund Moulton wollte dieser stolzdemüthigen Methode in aller Freundschaft und

Demuth nachkommen, und bot bald nachher Jean Jacques seine Börse an. Dieser antwortete ihm: »Es thut mir leid, daß das Anerbieten Ihrer Börse mich des Mittels beraubt, im Falle der Noth mich ihrer zu bedienen. Mein liebster Grundsatz ist, nie etwas von denen zu fordern, die mir anbieten; ich bestrafe sie, mich einer Freude beraubt zu haben, indem ich sie einer andern beraube.« Es verletzte ihn, verletzte seine stoische Eitelkeit, daß man an sein Elend dachte, und diese Stimmung vergiftete selbst die allernatürlichste Aeußerung der Freundschaft gegen ihn, reizte seine Seele und zerstörte sein Gemüth, indem sie die Nahrung, die ihr vor Allem nöthig war, Liebe und Freundschaft in allen ihren Aeußerungen vergiftete.

Das ist der innere Keim der Krankheit, die ihn zernichtete. Er selbst giebt uns Gelegenheit, sie in ihrem ganzen Umfange, in ihren Ursachen und in ihren Folgen zu erkennen. Ein großer Brief an Hrn. v. St. Germain enthält das ganze System, die »Methode« seiner Seelenstörung. —

In diesem Briefe klagt er Hrn. v. Choiseul an, die Triebfeder aller Verfolgungen gegen ihn zu sein. Er sagt von ihm: »Er hat begriffen, daß Verachtung und Schmach die größte Strafe einer stolzen und für Ruhm glühenden Seele sind, und daß es für mich keine größere Qual gebe, als gehaßt zu sein. Auf diesen Doppelzweck hin richtete er seinen Plan. Er hat es sich angelegen sein lassen, mich in ein grausenhaftes Ungeheuer (monstre effroyable) zu verwandeln; er hat im Geheimen das Werk der Verläumdung gesponnen; er hat mich von allen Seiten mit seinen Gehülfen umgeben; er hat mich durch sie in den Koth ziehen lassen; er hat mich zur Fabel des Volks und

zum Spielzeug der Canaille gemacht.« . . . »Finden Sie, Hr. v. St. Germain, in dem, was Sie von mir selbst kennen, den Stoff eines Elenden? Wie ich vor Ihren Augen seit einem Jahre erscheine, so war ich sechszig Jahre hindurch. Ich habe stets nur ehrbare Neigungen, sanfte Leidenschaften gehabt.« . . . »Daß Diderot, daß Grimm vor Allem, der erste, der versteckteste, der mitleidloseste meiner Feinde, der mir alle andern zuzog, sagen möge, weswegen er mich hasse. Ist es wegen des Schlimmen, das ich ihm gethan? Nein, es ist wegen des Uebels das er mir angethan hat; denn oft verzeiht der Beleidigte, aber der Beleidiger nie.« . . . »Die Weiber! — O, das ist die große Anklage; denn sicher, der Nothzüchter der keuschen Vertier (so hieß die Kammerjungfer) muß ein schrecklicher Mensch ihnen gegenüber sein, und das schwerste Werk des Herkules muß ihn wenig kosten nach diesem hier.« . . . Er gesteht dann zwei Fälle der Untreue, einen gegen seine Mama und einen gegen seine Gouvernante, sein Abenteuer mit Mad. de Larnage und die Scene mit der Maitresse Klupfels ein, und spricht hierauf von seinem Verhältnisse zu Therese. »Mehr um den Bedürfnissen meines Herzens als denen meiner Sinne zu genügen, nahm ich eine ehrbare und treue Gefährtin, aus der ich nach zwanzig Jahren der Prüfung und der Achtung meine Frau gemacht habe. . . . Das Beispiel, die Nothwendigkeit, die Ehre derjenigen die mir theuer war, [1]) und andere mächtige Ursachen ließen mich meine Kinder dem Institute anvertrauen, das zu dem Ende errichtet worden, und verhin-

---

[1]) Diese Reihenfolge der Gefühle und Triebfedern bei dem Aufgeben seiner Kinder ist so charakteristisch als wahr. —

derten mich selbst die erste, die heiligste Pflicht der Natur zu erfüllen. Weit entfernt mich hier zu entschuldigen, klage ich mich selbst an, und wenn meine Vernunft mir sagt, daß ich in meiner Lage gethan was ich thun mußte, so glaube ich ihr weniger als meinem Herzen, das jammert und weheklagt und sie Lügen straft.« . . .

Der Schatten seiner Kinder schlich ihm überall nach. Auch er wurde zum beständigen Mahner, war sein böses Gewissen. Zu derselben Zeit schrieb er einer Dame einen wunderbar schönen und erhebenden Brief über das Glück der Mutterpflichten. Auf einmal bricht er ab und ruft aus: »Aber ich, ich spreche Ihnen von Familie, von Kindern ... Madame, beklagen Sie diejenigen, die ein eisernes Geschick eines solchen Glückes beraubt; beklagen Sie sie, wenn sie nur unglücklich, beklagen Sie sie noch viel mehr, wenn sie schuldig sind. Was mich anbelangt, so soll man mich nie an der Wahrheit mäckeln und meine Verirrungen meine Grundsätze nach meinem Benehmen regeln sehen. Nie soll man mich die heiligen Gesetze der Natur und der Pflicht fälschen sehen, um meine Fehler zu verkleinern. Ich will sie lieber büßen als sie entschuldigen. . . . Verurtheilen Sie mich also, aber hören Sie mich an. Sie finden in mir einen Freund der Wahrheit bis in meine Fehler hinein, und der nicht fürchtet, ihr Andenken zu erneuern, wenn er davon eine gute Folge hoffen kann.« —

Er fühlt sich schuldig, und diese Schuld verfolgt ihn unablässig. Aber er sagt nicht einfach und einfältig: Verzeihung mir Schwachen! — sondern er setzt stets hinzu: Wie schuldig ich auch bin, so bin ich doch ein Freund der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Tugend, wie kein Zweiter!

Zu derselben Zeit schreibt er einer andern Dame: »Sie

haben mir Ihre Achtung für meine Schriften zugestanden; Sie würden mir noch größere für mein Leben zugestehen, wenn es Ihnen bekannt wäre, und noch mehr für mein Herz, wenn es vor Ihren Augen offen läge. Es gab nie ein weicheres, ein besseres, ein edleres.« . . . Und dann schließt er diesen selben Brief indem er ausruft: **„Ich bin unschuldig!“**

Diese Selbstvertheidigung, die überall wiederkommt, ist die härteste Anklage, ist das überall ausgesprochene Gefühl, wie tief ihn sein eigenes Unrecht traf, wie hart er es büßte. Selbstanklage und Selbstüberschätzung gehen Hand in Hand, und jene läßt ihn seine Schuld überall wiederfinden; und diese beredet ihn, daß jede Warnung seines Innern die Stimme eines Feindes sei.

In seinem Briefe über die Verschwörung und Verfolgung Choiseuls gegen ihn zeigt er dann weiter, wie tief diese Unruhe sein Herz ergriffen hatte. Die Zeitungen sind ihm untersagt, seine Briefe werden aufgefangen, alle Welt ist verschworen, ihn in Unwissenheit über Alles, was ihn anbelangt, zu halten. »Die Weiber haben keine Zungen mehr, die Bartscheerer sind verschwiegen, und ich werde unter der plauderhaftesten Nation wie unter einem Volke von Stummen leben. Wenn ich reise, bereitet man vorher Alles vor, um überall über mich verfügen zu können; man bezeichnet mich den Vorübergehenden, den Kutschern, den Gastwirthen; ... man wird dafür sorgen, s o l c h e  s c h a u d e r h a f t e  S a c h e n  ü b e r  m i c h  a u f  m e i n e m  W e g e  z u  v e r b r e i t e n,  d a ß  m i t  j e d e m  S c h r i t t e,  d e n  i c h  t h u e,  u n d  b e i  j e d e m  G e g e n s t a n d e,  d e n  i c h  s e h e,  m e i n e  S e e l e  z e r r i s s e n  w e r d e!« — — Er fand diese Stimme seines Innern überall wieder und hielt sie überall

für den äußern Zuruf seiner Umgebung: »Was über meine Begriffe geht, ist, daß all das mit der Zustimmung der ganzen Nation zu geschehen, daß nicht nur meine angeblichen Freunde, sondern selbst ehrbare Leute die wirklich achtbar sind, mit Theil zu nehmen scheinen, und daß Hr. v. St. Germain selbst mir nicht hinlänglich empört darüber vorkommt.«

Am Schlusse dieses langen Anklageakts gegen das Gespenst seiner Seele kommt er dann wieder auf sich zurück. Und abermals sagt er von sich selbst: »Ich bin gerecht, gut, tugendhaft, so sehr als irgend ein Mensch auf Erden. Das ist die Ursache meiner Hoffnung und meiner Sicherheit.« Er täuscht sich, dieser Glaube war die Ursache seiner Trostlosigkeit und seiner ewigen Unruhe, — war die Ursache, daß er weiter sagt: Wenn man mir die Wahl böte, was ich auf dieser Erde sein möchte, so würde ich antworten todt.« —

Sein innerer Trost war ein anderer, und in diesem Troste fanden seine Demuth und seine Eitelkeit zugleich einen Lohn, den der arme Jean Jacques — trotz allen Verirrungen dennoch eine so edle Natur, eine der edelsten, die es je gegeben, wenn er nicht selbst sich so oft im Spiegel seiner Gerechtigkeits- und Tugendliebe besehen hätte — vollkommen verdiente. Er glaubte für die Tugend zu leiden, und schließt diesen langen Klagegesang über sein Elend mit dem Ausrufe: »Nein, ich finde Nichts so groß, so schön, als für die Wahrheit leiden. Ich beneide den Ruhm der Martyrer. Wenn ich nicht in allem denselben Glauben wie sie habe, so habe ich dieselbe Unschuld und denselben Eifer, und mein Herz fühlt sich würdig desselben Lohnes.« —

## 7.

Während so seine Seelenkrankheit nach und nach vollkommen zum Durchbruche gekommen war, blieben sein heller Geist und sein edles Herz nach allen andern Richtungen hin ungestört und unangegriffen. Es ist wunderbar, wie klar sein Gedanke, wie rein sein Gefühl sich gerade in dem Zeitraume, der die tiefsten Spuren seiner Geisteskrankheit aufweist, oft bekundeten.

Vor wie nach fragte man ihn von allen Seiten und über alle Fragen, die das geistige Leben der Menschen entscheiden, um Rath. Ein junger Mann, ein Freund seiner Werke, legte ihm seine Zweifel über Gott und die Unsterblichkeit vor. Rousseau antwortete ihm durch ein Glaubensbekenntniß, in dem die ganze Macht seines Geistes von neuem leuchtet.

Zu derselben Zeit schrieb ihm eine hohe Dame und klagte ihm ihren Weltschmerz — die Leere ihres Herzens. Er antwortete ihr: »Wenn die Natur Ihnen das seltene und gefährliche Geschenk eines Herzens das zu sehr das Bedürfniß fühlt glücklich zu sein, gemacht hat, so suchen Sie nicht außer ihm Etwas, das ihm genügen könne; es darf sich nur von seiner eigenen Substanz nähren.« . . . »Aber wie dies thun? fragen Sie. Was machen, um dies Moralgefühl zu gewinnen? Das ist es, wozu ich kommen wollte. Die Liebe zur Tugend erwirbt sich nicht nach Vorschriften, sie ist die Folge eines einfachen und gesunden Lebens. Man kommt bald dazu, zu lieben was man thut, wenn man nur thut was gut ist. Aber um diese Gewohnheit, die man erst genießt, wenn man sie hat, zu erlangen, bedarf es eines Grundes. Ich biete

Ihnen einen an, den Ihr Zustand mir eingiebt. Nähren Sie Ihr Kind!« ... »Ich verspreche Ihnen hierdurch Vergnügungen, die Ihre Seele wahrhaft füllen sollen.« — »Die sanfteste, wohlthätigste Gewohnheit die es geben kann, ist die des Familienlebens.... Die Gräfinnen suchen gewöhnlich nicht gerade dort das Glück, ich weiß es; sie werden keine Nährerinnen und Erzieherinnen, aber gerade deswegen müssen sie lernen, sich des Glückes begeben. Indem sie die lärmenden Vergnügungen dem wahren Glücke vorziehen, nutzen sie ihr Leben in einer Galeerensclavenarbeit ab, um der Langweile, die sie erdrückt so lange sie athmen, zu entrinnen. Und die, die die Natur mit dem göttlichen Moralsinn, der beseeligt, wenn man sich ihm hingiebt, und der beengt, wenn man ihm zu entfliehen sucht, beschenkt hat, müssen sich gefallen lassen, ihr Herz beständig seufzen und jammern zu fühlen, während ihre Sinne sich belustigen.« ... »Junge Frau, wollen Sie an Ihrem Glücke arbeiten, fangen Sie damit an, Ihr Kind zu nähren. Schicken Sie Ihre Tochter nicht in ein Couvent, erziehen Sie sie selbst. Ihr Mann ist jung, er ist guter Natur; das ist Alles, dessen es bedarf. Wäre er dem Geschmacke seines Alters und seiner Zeit anheimgefallen, Sie würden ihn durch den Ihrigen aus ihm herausreißen, ohne ihm davon zu reden zu brauchen; Ihre Kinder werden Ihnen helfen, ihn durch Banden zu fesseln, die ebenso stark und beständiger sind als die der Liebe. Sie werden das einfachste Leben führen, aber auch das angenehmste, das glücklichste das ich mir denken kann. Aber noch einmal, wenn der Gedanke einer bürgerlichen Haushaltung Sie anekelt, und wenn die Meinung Anderer Sie unterjocht, — heilen Sie sich

von dem Durste nach Glück, der Sie quält, denn Sie werden ihn nie stillen.«

Weltschmerz — bleibe zu Hause, nähr dich redlich; — Herzensleere — schenk' dein Kind!

Gleichzeitig fragte ein junger Abbé, Hauslehrer des Sohnes irgend eines Prinzen oder Grafen, ebenfalls Jean Jacques um Rath. Dieser hatte es mit einem Burschen zu thun, der bereits wußte, daß wer zahle auch befehlen müsse, und dessen Eltern ungefähr ebenso dachten. Er wendete sich an den Verfasser des Emil, um zu hören, wie er sich zu benehmen habe.

Rousseau antwortet ihm: »Das elende Volk mag darüber denken wie es wolle, ich, ich sehe Sie an Gottes Stelle, Sie schaffen einen Menschen. Wenn Sie sich mit denselben Augen ansehen wie ich, so muß dieser Gedanke Sie in Ihrem Innern erheben. Er kann Sie in der That groß machen, und das ist es, dessen Sie bedürfen. Denn wenn Sie es nur dem Scheine nach wären und die Tugend nur spielten, so würde Sie der kleine Bursche unfehlbar durchschauen, und alles würde verloren sein. Aber wenn der Glanz des Guten und des Schönen ihm einmal in Ihnen auffällt, wenn Ihre Uneigennützigkeit ihn belehrt, daß der Reichthum nicht alles kann; wenn er an Ihnen sieht, wie viel größer es ist sich selbst zu beherrschen als Bedienten zu gebieten; wenn Sie ihn mit einem Worte zwingen Sie zu achten: so werden Sie ihn von diesem Augenblicke an unterjocht haben, und ich bürge Ihnen, wie er sich auch gegen den Schein sträuben mag, es wird ihm nicht mehr gleichgültig sein, ob Sie mit ihm einverstanden sind oder nicht, vor allem wenn Sie, indem Sie ihn zwingen Sie im Innersten seines Herzens zu achten, ihm zu-

gleich zeigen, daß Ihnen wenig daran liegt, was er von Ihnen denkt, und sich keine Mühe geben ihn zwingen zu wollen, sein Unrecht selbst zu gestehen. Es scheint mir, daß Sie mit Ernst und Ausdauer in Ihrem Benehmen endlich dazu kommen würden, Ihrerseits zu fragen: »Was liegt daran ob wir einverstanden sind oder nicht!« — Und dies Ziel zu erreichen, müßten Sie sich selbst ungefähr theilnamlos machen, und nur durch und für Ihren Schüler fühlen. Ich gestehe zu, daß das eine schreckliche Aufgabe ist; aber ich sehe kein anderes Mittel des Erfolges. Und dieser Erfolg scheint mir gewiß für beide Theile; denn wenn Sie mit all dieser Mühe nicht das Glück haben, einen Mann gebildet zu haben, — ist es denn nichts, selbst Einer geworden zu sein!«

## 8.

Aber so oft die verstimmte Saite in seinem Herzen angeschlagen wurde, schwand auf einmal die schöne Harmonie, klang der falsche Ton in allen andern, die er erreichte und beherrschte, nach.

Als er nach Chambery reiste, glaubte und hoffte er daß seine Feinde ihn auf der Grenze ermorden lassen würden. Fast mit ähnlichen Befürchtungen und Hoffnungen zog er in seine einsame Wohnung nach Monquin. »Das ist eine gute Gelegenheit für meine Feinde ihren lange gefaßten Plan auszuführen,« dachte er und schrieb es auch an Moulton. Aber auch hier erschienen seine Feinde nicht, um ihn zu ermorden, sondern nur um ihm seine Pflanzen in seinem Garten zu zerstören. Das entschied ihn, »in Zukunft keinen andern Garten als die Wiesen und Wäl-

der zu haben.« Und er verlor dabei nicht viel, denn er selbst sagt: »So lange ich die Kraft habe, mich in ihnen zu ergehen, werde ich Vergnügen am Leben finden, und das ist ein Vergnügen, das die Menschen mir nicht nehmen können, denn seine Quelle liegt in mir.«

Aber es war nicht einmal nöthig, daß Neid, Rohheit oder Zufall seine Pflanzen zerstörte, um ihm die Spur seiner Feinde zu zeigen. Er fand sie, wo nur seine unglückliche Seelenzerrüttung sie suchen konnte. Ein Freund seiner Werke, ein Verehrer seiner Ansichten, und ein Nachfolger auf der Bahn die er eingeschlagen, schickte ihm ein Heldengedicht, in dem er Rousseaus Grundsätze auf die Geschichte des letzten Ritters Bayard anwendete. In diesem Gedichte waren zwei Strophen:

Que de vertu brillait dans son faux repentir!
Peut on si bien la peindre, et ne la pas sentir?

Und über diese schrieb dann Rousseau selbst an den Verfasser: »Beim zweiten Durchlesen stieß ich auf einen Vers, den ich beim erstenmale nicht beachtet, und dessen Erwägung mich verletzt. Ich habe in ihm — dem Himmel sei Dank, nicht das Herz Jean Jacques — aber das Volk, mit dem ich zu thun habe, und das ich zu meinem Unglück nur zu gut kenne, wiedererkannt.«

Er fand später sogar eine Strophe im Tasso, die sein Unglück zum Voraus verkündet, prophezeit habe, und die von der Vorsehung für ihn in die Werke Tassos eingeschoben war.

Wenn ihn hier nur schwarze Gespenster verfolgten, so finden wir in dieser Epoche auch die offene Spur eines neuen Unglücks für Rousseau, das nur zu thatsächlich war. Seine Therese war ein schlichtes ungebildetes Wesen. Sie

war auch gewiß besser als die meisten Freunde Rousseaus sie schildern, denn sonst würde sie nie die unbeschränkte Herrschaft, die sie auf Rousseau ausübte, erlangt haben; sie war jedenfalls ihm selbst gegenüber und soweit er sie beobachtete, gut, liebend, herzlich und einfältig. Die ganze Anschauungsweise Jean Jacques paßte zu diesem Verhältnisse. Er sagt mehr denn einmal: Jean Jacques sollte nicht in einem Pallaste, sondern in einer Hütte wohnen. Und ganz in demselben Sinne war sein Herz nicht für eine hohe Dame, sondern für ein schlichtes Weib des Volks gemacht. Rousseau wiederholt oft, daß er die schönsten Stunden seines Lebens in der Gesellschaft seiner Therese verlebt habe. Das war die Richtung seiner Gefühlsweise. Er floh aus der Civilisation in die Urwälder; er verließ den Salon der feinsten Dame der Welt, um in dem Dachstübchen ein schlichtes, treues, ungebildetes Wesen zu finden.

Therese war die ergebene Magd, die sich zu allen Liebesdiensten, und auch den unpoetischsten, gerne und freudig hingab. Sie konnte kaum lesen, kaum ihren Namen schreiben, verstand wenig von Rousseaus schönen Redensarten; sie sorgte für sein Essen, sie kochte sein Mittagsmahl, flickte seinen zerrissenen Rock, und küßte ihn von Herzen. Und das genügte ihm, und das war es, was ihn an sie fesselte.

Schon seit längerer Zeit lebte Rousseau mit ihr als »Schwester und Bruder«. Die Therese war zu sehr Weib, zu sehr Natur, als daß ihr dies gleichgültig hätte sein können. Sie war von da an weniger ergeben, weniger treu und anhänglich, weniger die »einfältige Magd«. Rousseau merkte daß etwas fehle, und glaubte endlich dies Fehlende durch höhere Liebe, durch festere Banden ersetzen

zu müssen. Dies Gefühl war sicher bei seiner »Heirath« mit im Spiele.

Aber dies Mittel verfehlte vollkommen seinen Zweck. Die Therese war zu sehr eine »Tochter der Hütte«, um die feineren Zärtlichkeiten Rousseaus ganz zu begreifen und zu würdigen. Die Ehe ersetzte ihr nicht, was ihr — und ihrer Natur — fehlte; sie zerstörte die Freiheit, die sie bis heran gezwungen hatte, sich als Rousseaus ergebenste Freundin, als Jean Jacques stets unterthänige und ergebene »Maitresse« zu bewähren.

Er hatte die Therese im August 1768 »geheirathet«. Am 12. August 1769 — vielleicht dem Jahrestage — schrieb er ihr einen Brief, der sehr klar bekundet, daß diese »Heirath« den ganz entgegengesetzten Erfolg gehabt hatte, den Rousseau erwarten mochte. Jean Jacques sagt ihr: »Seit sechs und zwanzig Jahren, meine theure Freundin, daß unsere Verbindung dauert, habe ich mein Glück nur in dem Ihrigen gesucht; ich habe mich stets damit beschäftigt, Sie glücklich zu machen, und Sie haben durch das, was ich endlich gethan, ohne mich je dazu verpflichtet zu haben, gesehen, daß Ihre Ehre und Ihr Glück mir gleich theuer sind. Ich merke mit Schmerzen, daß der Erfolg nicht meinen Sorgen entspricht. — — Was Anhänglichkeit und Neigung anbelangt, die früher wechselseitig waren, so fühle ich, daß dieselben nur noch von meiner Seite bestehen. Meine theure Freundin, Sie haben nicht nur aufgehört sich in meiner Gesellschaft wohlzugefallen, sondern Sie müssen sich sogar Gewalt anthun, um in ihr aus Gefälligkeit auf Augenblicke zu bleiben.... Wenn Sie glücklich wären, würde ich zufrieden sein; aber ich sehe es klar, Sie sind es nicht, und das zerreißt mich.«...

»Aber wie sehr es mir auch am Herzen liegt, Sie glücklich zu sehen, und um welchen Preis es auch sei, so würde ich nie daran gedacht haben, mich zu dem Ende Ihnen zu entfernen, wenn Sie mir nicht zuerst den Vorschlag gemacht hätten. Ich weiß sehr wohl, daß man kein zu großes Gewicht auf das legen soll, was in der Hitze eines Streites gesagt worden; aber Sie sind zu oft auf diese Idee zurückgekommen, als daß sie nicht auf Sie einigen Eindruck hätte machen sollen... Ich hatte, theure Freundin, nur einen Trost, aber einen sehr sanften; der war, mein Herz in das Deinige auszuschütten; wenn ich mit Dir über meine Qualen gesprochen, so waren sie gelindert; und wenn Du mich beklagt hattest, so fand ich mich nicht mehr beklagenswerth. Es ist sicher, daß, da ich nur geschlossene und falsche Herzen finden werde, alle meine Hoffnung, alle mein Vertrauen nur in Dir allein ruht. Mein Herz kann nicht leben, ohne sich mitzutheilen, und kann sich nur Dir ergießen. Es ist sicher, daß wenn Du mir fehlst, und ich gezwungen sein werde, vollkommen allein zu leben, dies mir unmöglich ist und ich des Todes sein werde (et je suis un homme mort). Aber ich würde hundertmal gräßlicher sterben, wenn wir fortfahren würden zusammen in Hader zu leben und Vertrauen und Freundschaft zwischen uns erlösche. O, mein Kind, Gott verhüte, daß mir dies Uebermaß des Elends vorbehalten sei. Es würde hundertmal besser sein, aufzuhören sich zu sehen, sich noch zu lieben und sich mitunter zurückzuwünschen. Welche Opfer es von meiner Seite bedarf, um Dich glücklich zu machen, sei es zu welchem Preise es wolle, ich werde sie bringen.«

»Ich beschwöre Dich also, meine theure Frau, in Dich

zu gehen, Dein Herz zu befragen und recht zu untersuchen, ob es nicht besser für den einen und den andern, daß Du Deinem Plane folgest, Dich in ein Kloster in Pension zu begeben, um Dir die Unannehmlichkeiten meiner Mißstimmung und mir die Deiner Kälte zu ersparen. Denn in der gegenwärtigen Lage der Dinge ist es unmöglich, daß wir unser Glück einer bei dem andern finden. Ich kann mich nicht ändern, und ich fürchte, daß Du Dich ebenfalls nicht ändern kannst. Ich lasse Dich vollkommen frei, Deinen Zufluchtsort zu wählen und ihn zu ändern sobald Dirs beliebt. Es soll Dir dort an nichts fehlen; ich würde für Dich mehr als für mich selbst sorgen; und sobald unsere Herzen uns belehrten, wie sehr wir einer für den andern geboren sind, und das wahre Bedürfniß, uns wieder zu vereinigen, sich von neuem geltend machte, dann wollen wir es thun, um in Frieden zu leben und uns wechselseitig glücklich zu machen bis zum Grabe. Ich würde den Gedanken einer beständigen Trennung nicht ertragen; ich will nur eine, die uns beiden als Lehre diene; ich fordere sie nicht einmal, ich erzwinge sie keinenfalls; ich fürchte nur, daß sie nothwendig geworden sein könnte. Ich lasse Dich Richter darüber sein, und unterwerfe mich Deiner Entscheidung.«

Er schrieb diese Zeilen am Vorabende einer kleinen Reise, und setzte hinzu: »Ich werde keine sehr lange und keine sehr gefährliche Reise machen; dennoch entscheidet die Natur oft über uns, wenn wir am wenigsten daran denken. Sie kennen zu sehr meine wahren Gefühle, um zu fürchten, daß, bis zu welchem Grade mein Unglück auch steigen mag, ich der Mann wäre, je selbst über mein Leben zu verfügen, vor der

Zeit, die die Natur oder die Menschen ihm bestimmen. Wenn ein Zufall meiner Laufbahn ein Ende machen sollte, seien Sie sicher, daß, was man auch sagen möge, mein Wille dabei nicht den geringsten Antheil hat. Ich hoffe in vierzehn Tagen gesund in Ihre Arme zurückzukehren; aber sollte es anders beschlossen sein, und sollten wir nicht mehr das Glück haben uns wiederzusehen, erinnern Sie sich in dem Falle des Mannes, dessen Witwe Sie sind, und ehren Sie sein Andenken, indem Sie sich selbst ehren.«

»Ziehen Sie sich von hier zurück und lassen Sie keinen Pfaffen sich in Ihre Angelegenheiten mischen..... Lassen Sie ruhig die Complotte gegen Ihren Gatten sich vollziehen; quälen Sie sich nicht, sein beschimpftes Andenken zu vertheidigen; begnügen Sie sich, der Wahrheit die Ehre zu geben so oft sich die Gelegenheit zeigt, und überlassen Sie der Vorsehung und der Zeit den Rest. Diese werden früher oder später alles ordnen. Nähern Sie sich den Großen nicht mehr, nehmen Sie keines ihrer Anerbieten an, und noch weniger die der Schriftsteller. Ich schließe namentlich alle Frauen aus, die sich meine Freundinnen genannt haben, mit Ausnahme der Mad. Dupin und Mad. de Chenonceaux!!..

Rousseau stellte es seiner Frau frei, fortzugehen, wohin es ihr beliebe: er selbst verließ sie, wenn auch nur auf vierzehn Tage. Jean Jacques berechnete sicher den Erfolg seines Briefes und dieser Abwesenheit nicht; und dennoch mußten sie der Therese, »Frau Renou«, zeigen, daß die Banden ihrer Ehe im Wesentlichen nicht fester geknüpft waren als die ihres früheren Freundschaftsverhältnisses zu Rousseau. So viel ist gewiß, daß später nie mehr

von einer Trennung zwischen ihnen die Rede ist, und auch Rousseau selbst nie mehr über Therese klagt.

Diese ganze Entwickelung aber zeigt, daß die Therese sich in ihrer gegenwärtigen Lage sehr unwohl fühlte und Rousseau das Leben noch mehr verbitterte. Nur zu natürlich, daß ihn dann dies Unbehagen selbst ebenfalls wieder mitergreift. Die Therese hat es nicht hervorgerufen, denn auch sie lenkte den schwachen Jean Jacques nur in seiner eigenen Bahn. Aber sie mag mit dazu beigetragen haben, daß es etwas früher zum Ausbruche kam.

So wuchs nach und nach der Entschluß wieder in ihm auf, abermals anderswo sein Glück zu suchen. Der arme Jean Jacques lehrte es Anderen so klar, daß sie es nur im eignen Herzen und dann überall finden können. Er selbst fand es nirgend, weil es nicht im eignen Herzen hauste.

Du Peyrou scheint diese Stimmung geahnet zu haben, und lud Rousseau ein, zu ihm wohnen zu kommen. Jean Jacques antwortet ihm: »Schönen Dank, mein theurer Wirth, für das Gelüste, mich bei sich zu sehen, das Sie auf einmal überkömmt. Ich habe die Zeit gekannt, wo die Ausführung dieses Vorschlags das Glück meines Lebens gewesen sein würde; und wenn die Zeit nicht mehr ist, so ist es nicht meine Schuld. Sie fordern mich auf, Sie entweder gänzlich als einen Fremden oder als Freund zu behandeln. Der Vorschlag scheint mir hartherzig, denn Ihr Beispiel läßt mir keine Wahl. Sie wollen, daß wir einen Sprung von drei Jahren zurückmachen sollen, das ist flink genug bei Ihrer Gicht. Ich meinerseits fühle mich nicht ebenso leicht dazu. Und wenn ich mich im Stande fühlte, den Sprung zu machen, so möchte ich wenigstens sicher

sein, nicht in drei oder vier Jahren einen neuen machen zu müssen. Ich gestehe Ihnen ebenso einfach, daß wenn der Sprung in meiner Macht wäre, ich ihn nicht nur für drei, sondern für acht Jahre machen würde. Trotz alle dem aber mag ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich nur schwer die glückliche Idee, meine Tage bei Ihnen zu beschließen, die ich mir einst gemacht hatte, aus meinem Andenken verwischen werde.«

Dieser Antrag mochte mit in ihm wirken, die Therese half nach, und so kam er zuletzt zu dem Entschlusse, Monquin zu verlassen. Eine Weile schwankt er, wohin er sich wenden soll. Er denkt an Savoyen, und setzt hinzu: »daß er denen, die über ihn bestimmen, auf diese Weise das Vergnügen geben wolle, ihre Laune an ihm bis zu seinem letzten Athemzuge zu befriedigen.« Auf einmal aber steigt ein anderer Gedanke in ihm auf. »Die Ehre ruft mich anderswo hin,« schreibt er einem Freunde, kurz bevor er abreist um endlich wieder Paris zu beziehen.

---

## XV.

# Rückkehr nach Paris.

Ueber den Selbstmord. Dussaulx, Rulhières, Mad. de Genlis, Bernardin de St. Pierre.

---

### 1.

Rousseau schließt seine Confessionen mit dem Ausrufe: »Ich habe die Wahrheit gesagt. Wenn Jemand etwas weiß, daß dem widerspricht was ich gesagt habe, so weiß er, und wäre es tausendmal bezeugt (prouvé), nur Lüge und Betrug; und wenn er sich weigert, mit mir, so lange ich lebe, sie zu ergründen und sie aufzuklären, so liebt er weder die Gerechtigkeit noch die Wahrheit.« —

Seine Confessionen sollten nach seiner Anordnung erst nach seinem Tode, ja, lange genug nachher, daß auch alle Mithandelnden gestorben seien, veröffentlicht werden. Dennoch fordert er Jeden auf, mit ihm, so lange er lebe, mögliche Irrthümer zu ergründen und aufzuklären. Das scheint ein Widerspruch zu sein; aber in diesem scheinbaren Widerspruch selbst liegt die Aufklärung zu dem Ausdrucke, daß ihn »die Ehre nach Paris rufe.«

In Paris angekommen, schrieb er an einen seiner Freunde, daß er zu der Zeit, als er die Absicht gehabt,

wieder nach England zurückzugehen, seine Briefe habe ordnen wollen; daß er dann auf eine bereits früher bemerkte Lücke in seiner Correspondenz gestoßen, und erst jetzt die Bedeutung derselben erkannt habe. Es fehlten ihm die Briefe aus der Epoche seines Lebens, in der sein Streit mit Grimm, Diderot und Mad. d'Epinay begonnen hatte. Er verlor dadurch die Belege zu seinen Behauptungen. In dieser Bemerkung liegt der Keim seines Entschlusses nach Paris zurückzukehren. »Ohne einen Augenblick anzustehen, faßte ich den Entschluß, mich, allein mit meiner Unschuld bewaffnet, allen Complotten Preis zu geben, die Macht, List und Ungerechtigkeit gegen sie anspinnen konnten.«

Er wollte seine »Beichte« nicht drucken lassen, wohl aber sie zur Kenntniß derjenigen bringen, die dabei betheiligt seien, um so zu beweisen, wie wenig sie den Widerspruch zu fürchten hätten. Es gab damals Salons in Paris, zu denen die Freunde seiner »Feinde« Zugang hatten. In einem solchen las er seine Gesamtbeichte vor.

Und er erreichte so sehr seine Absicht, daß Mad. d'Epinay sich veranlaßt sah, sich einfach — an die Polizei zu wenden, um Jean Jacques Schweigen gebieten zu lassen. Ihr Brief an den damaligen Lieutenant de Police, Herrn de Sartine, ist so bezeichnend als möglich. Sie schrieb diesem: »Ich muß Ihnen sagen, daß die Person, von der ich Ihnen gestern sprach, ihr Werk ebenfalls Herrn Dorat, Herrn Depezay und Herrn Dussaulx vorgelesen hat, und daß dies eine der ersten Vorlesungen desselben ist. Wenn man diese Herren zu Vertrauten einer Schmähschrift macht, so haben Sie sicher das Recht, Ihre Ansicht zu sagen, ohne daß man in Verdacht zu kommen

braucht, über dieselbe geklagt zu haben. Ich weiß übrigens nicht, ob er die Personen diesen Herren genannt hat. — Nachdem ich darüber nachgedacht, denke ich, daß Sie ihm selbst mit so viel Nachsicht (bonté) sprechen müssen, daß er sich darüber nicht zu beklagen hat; aber auch mit hinlänglichem Nachdruck, daß er nicht noch einmal zurückfällt. Wenn Sie ihn sein Wort geben lassen, so glaube ich, daß er es halten wird.«

Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Lieutenant de Police dem guten Rathe der Mad. d'Epinay wörtlich folgte. Rousseau selbst spricht nicht über diesen Vorfall, aber er las auch seine Confessionen nicht mehr vor. Mad. d'Epinay hielt es für klüger, erst nach seinem Tode offen zu antworten. Wir sahen wie.

## 2.

Rousseau lebte in Paris, wenigstens in den ersten Jahren seines neuen Aufenthaltes, wahrscheinlich glücklicher als er seit langem gelebt hatte. Bald nach seiner Ankunft schreibt er seinem Freunde de St Germain: »Seit drei Wochen habe ich meine alte Wohnung wieder bezogen, sehe meine alten Freunde wieder, befolge meine alte Art zu leben, betreibe mein altes Handwerk des Musikabschreibens; und so befinde ich mich bis jetzt ungefähr in derselben Lage, in der ich mich befand, bevor ich von Paris wegzog. Wenn man mich ruhig läßt, so werde ich hier bleiben; wenn man mich quält, so werde ichs ertragen. Mein Wille ist nur dem Gesetze, der Pflicht unterworfen, aber meine Person dem Joche der Nothwendigkeit.«

Er erlangte jetzt in Paris eine Selbständigkeit, wie

er sie früher nicht besessen hatte, und fand sie in einer Umgebung, die seiner Stimmung dennoch mehr zusagte als die Einsamkeit. Wie wohlthuend diese auch vorübergehend ist, so zernichtend ist sie dennoch auf die Dauer.

Gleich nach den ersten Monaten seines Aufenthaltes spricht sich die höhere Beruhigung in einem Briefe aus, den er an einen Unglücklichen schrieb. Dieser zeigte ihm seine Absicht an, sich selbst das Leben zu nehmen. Rousseau antwortet ihm: »Ich kenne Sie nicht, und habe keine Lust, Sie kennen zu lernen. Aber ich finde Sie sehr beklagenswerth und mehr als Sie glauben. Dennoch sehe ich in allen Einzelnheiten Ihres Unglücks nichts, auf das Sie den Entschluß gründen dürften, den Sie mir ankündigen. Ich kenne die Armuth und ihr Gewicht ebenso gut, wenn nicht besser, als Sie; aber sie hat nie allein genügt, um einen Menschen gesunden Verstandes zu veranlassen, sich das Leben zu nehmen. Denn das Schlimmste, was eintreten kann, ist Hungers zu sterben, und man gewinnt nicht viel, wenn man sich tödtet, um dem Tode zu entfliehen.«

Diese Stelle und der ganze Brief, den sie characterisirt, erhält eine noch höhere Bedeutung durch spätere Ereignisse. Rousseau setzt hinzu: »Wenn ich die Ausführung Ihrer Absicht vernehmen sollte, so werde ich sicher nicht denken, daß dies »das Ziel, das Ende, der Moralzweck des Lebens« gewesen; sondern im Gegentheile, daß dies d i e l e t z t e S t u f e d e r V e r i r r u n g, d e s W a h n w i t z e s u n d d e r R a s e r e i w a r.«

## 3.

Die Eitelkeit drängte sich überall an den berühmten Mann heran, und Rousseau brauchte nur zu ahnen, daß diese allein im Spiele war, — und er ahnte dies sehr bald überall wo es der Fall, — um in seiner Offenheit den Zudringlichen die Lust zu vertreiben, wiederzukommen. Viele derjenigen, die ihn in dieser Zeit besuchten, haben sehr ins einzelne gehende Berichte über ihr Verhältniß zu Rousseau geschrieben, in denen sie natürlich die Hauptrolle, die Helden und Heldinnen, spielen, und der arme »geisteskranke« Rousseau nur aus Gnaden und Barmherzigkeit mit zugelassen wird.

Mit den meisten Leuten dieser Art — und die Schriftsteller seiner Zeit waren fast alle dieser Art — brach Rousseau sehr bald. Einer der ersten mit dem er bekannt wurde, und den er heimschicken mußte, war Dussaulx, eine vergessene schriftstellerische Berühmtheit des Tages. Dussaulx hat ein Buch über seine siebenmonatliche Bekanntschaft mit Rousseau geschrieben, in dem natürlich »Dussaulx über Rousseau« zu Gericht sitzt und ein strenges Urtheil fällt. Dennoch fand er anfangs Rousseau vollkommen nach seinem Geschmacke. Ganz natürlich; Jean Jacques besuchte ihn, speiste bei ihm, rieth ihm bei seinen schriftstellerischen Arbeiten — und Dussaulx sonnte sich im Glanze des Lichtes, das neben ihm leuchtete. Er schildert ein Mittagessen, während dessen Rousseau seinem Wirthe alle Ehre machte. Qu'il fut aimable ce jour-là!

Nach Tische zeigte man Rousseau in der Bibliothek Herrn Dussaulx' seine Werke, sämtlich auf demselben Brette aufgestellt. »Dieser Anblick regte ihn auf« — erzählt

Dussaulx, »O, da sind sie, rief er, ich begegne ihnen überall; es scheint, als ob sie mich verfolgten. Wie viel Leid und Freud das Volk da mir gemacht hat!« — Er nähert sich ihnen; er schlägt und liebkost eines nach dem andern. Sein Emil wurde am härtesten gezüchtigt, natürlich von Vaterhänden. — »Wie viele schlaflose Nächte, wie vielen Kummer er mich gekostet hat. Und was hat er verbrochen, um mich der Wuth und dem Neide meiner Verfolger auszusetzen? Dies Kind, von seiner Geburt an unterdrückt, hat mir nie gelächelt. Ich weiß nicht, welchen Weg er in der Welt gemacht hat. — Meine Heloise hat mich wenigstens schöne Augenblicke verleben machen, obgleich ich auch sie nicht ohne Schmerzen zur Welt gebracht, und man sie ebenfalls beschimpft hat.« — Während dieses langen Essens, das mir so kurz erschien, glaubten wir bald Plato, bald Lucrez zu hören.« Rousseau seiner Seits lud Dussaulx zu sich ein, zu einem »petit souper, non d'Apicius, mais d'Epicure, und so wie man wenige in Paris macht.« Und Dussaulx beschreibt auch dies Souper, und wahrlich der Name Epicurs wurde nicht vergebens angerufen.

Dussaulx setzt seinem Berichte über das angeführte Mittagessen hinzu: »Er wollte nur Bewunderer, keine Mitbewerber haben.« — Ob Dussaulx sich einbildete, Rousseau habe einen Mitbewerber in ihm gefürchtet?

Dussaulx kam zu Rousseau, ihm seine Versuche vorzulesen, und einer der Versuche, den er Rousseau vorlegte, war das Portrait eines Betrügers. Rousseaus Schriften waren in dieser Schilderung angeführt, ein wenig mit Haaren herbeigezogen.

Das war die verstimmte Saite in dem Herzen Jean Jacques. Sie klang augenblicklich nach, und augenblicklich

trat er dann seinem neuen »Feinde« offen gegenüber. Er schrieb ihm in Bezug auf die Art, wie Stellen aus seinen Werken in die Schilderung des Betrügers eingeflochten waren: »Wenn das die einzige oder die ehrenvollste Art ist, in der Sie einen Mann erwähnen, dem Sie in Ihren persönlichen Berührungen mit ihm so viel Achtung und Anhänglichkeit zeigen, so ist die Wendung, soll sie eine Lobrede sein, neu und wunderlich genug; wenn es eine Wendung ist, öffentlich die Lüge zu unterstützen, so ist sie teuflisch. Sie scheinen bereit, in der Stelle zu ändern was mir mißbehagt. Ich habe es Ihnen bereits gesagt, mein Herr, ändern Sie nichts. Wenn es Ihnen einen Augenblick hat gefallen können, so wird es mir nie mißfallen. Es ist mir recht, daß die Welt wisse, welchen Platz Sie in Ihren Schriften einem Manne anweisen, den Sie zu derselben Zeit mit so viel Eifer aufsuchen, und den Sie, wenigstens wenn Sie mit ihm selbst sprechen, eine so schöne Stelle in Ihrer Achtung und in Ihrem Herzen geben.« ...... »Aber wenn es möglich wäre, daß Sie mich für einen Heuchler und einen Bösewicht hielten, während Sie mir solche Zuvorkommenheiten, solche Liebkosungen und Schmeicheleien bezeigten; .... so ist nicht weniger gewiß, daß Sie ein elender Betrüger (un vil fourbe) und ein ehrloser Mensch sind, würdig all der Verachtung, die Sie für mich gehegt.«

Dussaulx hielt sich nicht für geschlagen. Er schickte Rousseau einen großen Vertheidigungsbrief, auf den dieser erst, nachdem er ihn lange bedacht, in seiner Art antwortete, und die wiedergebotene Hand rücksichtslos zurückwies. Dussaulx schrieb dann später ein Buch über sein Verhältniß zu Rousseau, in dem der arme Jean Jacques in dem

schwarzen Lichte, in dem so viele ihn sehen, und in den die verletzte Eitelkeit ihn zu stellen liebte, erscheint. Nichts desto weniger ist selbst Hr. Dussaulx, nachdem er alles Böse, was er wußte, von ihm gesagt hat, gezwungen zu gestehen: »Ich wüßte nicht, daß seit unserer ewigen Trennung aus seinem Munde ein einziges Wort hervorgegangen, das im Stande gewesen mich zu verletzen. Im Gegentheile habe ich mit Erkenntlichkeit erfahren, daß er sich in Bezug auf mich auf eine zu ehrbare Weise, um sie zu wiederholen, ausgesprochen hat.« —

So war Jean Jacques, und so seine Freunde und Verehrer! —

Ein ganz ähnlicher Vorfall ereignete sich mit einem andern Schriftler. Ein Lustspieldichter, Rulhières, besuchte Rousseau oft, und dieser ahnete auch bei ihm bald die Eitelkeit heraus, die ihn trieb sich an den berühmten Sonderling heranzudrängen. Sehr bald war dieser mit einer Comödie beschäftigt, die einfach le Défiant hieß. Rousseau hatte dies erfahren, und das erklärt dann ein paar Anecdoten so natürlich als möglich. Rulhières selbst spricht von einem seiner Besuche und erzählt uns: »Ein Schwarm Spatzen, sagte mir Rousseau eines Tages, kam regelmäßig auf mein Fenster die Brosamen meines Tisches aufpicken, die ich stets zu derselben Zeit hinlegte. Da sie bald nicht genügten, sie und ihre Jungen zu nähren, so brach ichs mir von meinem täglichen Brote ab, damit ihnen nichts abgehe, und fühlte mich glücklich für sie die Stelle der Vorsehung zu vertreten. Ich hatte das Recht, so scheint mirs, von ihnen zu glauben, daß wir die besten Freunde der Welt seien; aber nein, sie sind nicht mehr werth als die Menschen. Ich will sie liebkosen, da fliegen die Ge-

dankenlosen fort, als ob ich ein Raubvogel wäre. Ich bin sicher, zwei Häuser von hier haben Sie schlecht zum Hängen von mir gesprochen.«

Hr. Rulhières war erstaunt, ging zwei Häuser weiter, und erzählte mit der Autorität eines Mannes, der's mit eignen Ohren gehört (»la chose est certaine«), daß Rousseau selbst die Spatzen verdächtige. Aber ein paar Tage später kam er wieder und diesmal sprach Jean Jacques ohne Parabel zu ihm. Rousseau wendete sich zu seiner Therese und fragte sie: »Meine Freundin, hast du Speck im Topfe, sind die Rüben hinzugethan?« und eine Menge anderer Fragen ebenso wichtig. »Ich war (Rulhières selbst erzählt diese Scene, nicht in seinem Lustspiele, sondern in allem Ernste) ganz verblüfft, ob dieser Art apologue. — »So sind Sie hinlänglich unterrichtet über die Geheimnisse meines Hauses,« fuhr Jean Jacques fort, »und ich bürge Ihnen, daß Ihr Scharfsinn nie etwas Anderes finden wird, das zu der Comödie, die Sie machen, dienen kann. . . . Guten Abend, mein Herr, gehen Sie Ihren Défiant fertig machen.« — »Ich werde Ihnen gehorchen, aber entschuldigen Sie, mein theurer Jean Jacques, muß man sagen Défiant oder Méfiant? Denn ein tüchtiger Grammatiker, Hr. Domerque, setzt mich in Verlegenheit darüber.« — »Wie's Ihnen beliebt, mein Herr, wie's Ihnen beliebt, — gute Nacht!« —

Und so begleitet er ihn zur Thüre hinaus.

## 4.

Noch ein paar andere Berühmtheiten der Zeit haben über ihre Verhältnisse zu Rousseau geschrieben.

Mad. de Genlis lernte ihn auf eine höchst eigenthüm-

liche Weise kennen. Sie war erst neunzehn Jahre alt, aber schön und geistreich. Sie bat ihre Freunde, sie mit Rousseau bekannt zu machen, und hörte bald, daß ein Hr. De ... sich den Spaß machen wolle, ihr den Schauspieler Préville als Jean Jacques vorzustellen. Eine gute Weile später aber hatte derselbe Hr. De ... Gelegenheit ihr Rousseau selbst zuzuführen. Sie nahm ihn für den Schauspieler Préville an, behandelte ihn mit der größten Natürlichkeit, mit der offensten Zuvorkommenheit und der frohesten Laune, die einem jungen, schönen, geistreichen Wesen zu Gebote stand. Sie erzählt über diese Scene: »Er fand mich sehr originell, und ich fand, daß er seine Rolle aufs Vollkommenste spielte, und konnte nicht aufhören, ihn zu bewundern. Carrikaturen machen mich nie lachen. Was mich entzückte, war die Einfachheit, die Natürlichkeit dessen, den ich für einen Schauspieler hielt. Aber es schien mir, als gäbe er Rousseau viel zu viel Nachsicht, Herzensgüte und Frohsinn.«

Es ist auffallend genug, daß der arme Jean Jacques erst unter dem Scheine eines Schauspielers die guten Eigenschaften erlangte, die ihm sonst so Manche absprachen, und die in Wahrheit stets auf dem Boden seines Herzen lagen. Mad. de Genlis fährt fort und erzählt uns, daß nachdem Rousseau sie verlassen, sein Einführer sie gefragt, wie er ihr gefallen? Sie antwortete: »Préville stellte einen guten und sehr liebenswürdigen Greis dar, aber nicht Rousseau!«

Endlich sagt sie weiter: »Was aber am auffallendsten[1]) in all dem, ist, daß mein einfältiges und rücksicht-

[1]) Auffallend — weil natürlich!

loses Benehmen mir die Gunst Rousseaus erwarb. Er sagte Hrn. v. Sauvigny, daß ich die natürlichste froheste und anspruchloseste Person sei, der er je begegnet. Und sicher, ohne meinen Irrthum, der mir eine solche Selbstruhe und so frohen Sinn gab, würde er in mir nur eine außerordentliche Aengstlichkeit gesehen haben. So verdanke ich diesen Erfolg nur einem Irrthume. Da ich aber einmal die ganze Nachsicht Rousseaus kannte, so sah ich ihn ohne Aengstlichkeit und fühlte mich ihm gegenüber stets wohl. Ich habe nie einen Schriftsteller gesehen, der zutraulicher und liebreicher war. Er sprach von sich mit Einfalt, und von seinen Feinden ohne allen Haß.« —

Diese ganze Schilderung ist vielleicht das bezeichnendste, was über Rousseau je geschrieben worden. Er fand hier eine vorurtheilsfreie Richterin, weil diese den berühmten Mann vergaß und nur den Menschen, wie er ihr gegenübertrat, beurtheilte. Und Rousseau seiner Seits stieß hier durch Zufall auf Natürlichkeit und Unbefangenheit, und schloß sich ihr augenblicklich an. Es ist diese ganze Scene eine Art Probestein, an dem sich das reine Gold seiner Seele vollkommen bewährte. Er war ein guter, liebenswürdiger Greis, voller Nachsicht, Herzensgüte und Frohsinn überall wo er auf Natürlichkeit, Anspruchslosigkeit und Frohsinn stieß!

Aber Mad. de Genlis sagt auch von ihm: »Er hatte kleine aber sehr durchdringende Augen, die in die Seele desjenigen den er fragte, und bis in die Tiefe derselben zu dringen schienen. Es kam mir so vor, als ob er auf der Stelle eine Lüge oder einen Rückhalt entdeckt haben würde.« — Und es war nicht Schein; denn Jean Jac-

ques sah in die Tiefe der Herzen, ahnete sehr bald heraus, was auf ihrem Boden lag.

Mad. de Genlis fährt fort und erzählt weiter: »Rousseau kam fast alle Tage mit uns speisen, und ich bemerkte an ihm, während fünf Monaten [1]), weder Gereiztheit noch Laune (ni susceptibilité, ni caprice), als wir fast wegen einer sehr wunderlichen Sache gebrochen hätten.« Rousseau trank gerne von einem gewissen Weine, den man ihm bei Mad. de Genlis auftrug. Man bot ihm davon an, und er sagte, daß es ihm Recht sei, wenn man ihm zwei Flaschen schicken wolle. Man schickte ihm einen Korb mit zwanzig Flaschen, die er augenblicklich zurücksendete; und erst später ließ er sich von Mad. de Genlis wieder erweichen, die zwei Flaschen wieder anzunehmen.

Sehr bald aber kam es dennoch zum Bruche. Mad. de Genlis erzählt die Veranlassung natürlich nicht zu ihrem Nachtheile. Sie lud Rousseau ein, sie ins Theater zu begleiten, und Rousseau nahm ihre Einladung an, als man ihm sagte, daß sie eine Gitterloge haben würden. Rousseau holte Mad. de Genlis ab, und fand sie mit Blumen und Bändern geschmückt, wie zum Balle. Er sagte ihr lächelnd, daß sie sehr geputzt sei für eine Gitterloge. Mad. de Genlis antwortete lächelnd, daß sie sich für ihn geschmückt. Als sie in die Loge traten, war das Gitter aufgehoben. Mad. de Genlis wollte es herablassen, aber Rousseau widersetzte sich, und sagte ihr, er sei überzeugt, daß ihr das geschlossene Gitter mißfallen werde. Genug er glaubte, daß seine Begleiterin ihm eine Falle gelegt; und

---

[1]) Es scheint, nach aller Berechnung der Zeit, als ob Mad. de Genlis aus fünf Wochen fünf Monate gemacht habe.

diese erzählt dann die ganze Geschichte so, als ob Rousseau nur eine Rolle gespielt und absichtlich die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Später, nachdem Jean Jacques bereits erkannt worden war, wollte sie das Gitter noch einmal herab lassen. Rousseau sagte: »Es ist zu spät.« »Das ist nicht meine Schuld,« antwortete Mad. de Genlis. — »Ohne Zweifel«, erwiederte Rousseau mit einem satirischen Lächeln. Und Mad. de Genlis setzt hinzu: »Diese Antwort verletzte mich sehr; sie war äußerst ungerecht.« —

Nach dem Schauspiel begleitete Rousseau sie bis an den Wagen. Mad. de Genlis gab sich Mühe, sehr liebreich zu sein, und sagte ihm: »que nous allons passer une jolie soirée.« — Sie hatte vergessen, daß sie selbst von ihm glaubte, er könne in die Seelen sehen.« Am Wagen machte er einen Diener, kehrte sich um, und ging nach Hause. Am andern Tage schickte Mad. de Genlis einen Friedensboten, aber Rousseau antwortete ihm, daß sie ihn in ihrem Leben nicht wieder sehen werde, weil sie ihn ins Theater geführt »pour le donner en spectacle!« Und er hielt Wort, wie immer.

Rousseau mag sich vielleicht über die Absicht der Mad. de Genlis ebenso getäuscht haben, wie diese über die seinige. Aber sein Gefühl, das ihn handeln machte, ist wahr und wahrhaftig. Gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Paris gab ihm eine Freundin ein Stelldichein in ihrer Loge. Rousseau aber schrieb ihr: Ein »Rendez-vous im Theater steht mir nicht an, denn obgleich ich weit entfernt bin, mich verstecken zu wollen, so will ich mich ebenso wenig selbst zum Schauspiele ausstellen. Sollte es sich aber treffen, daß der Zufall uns eines Tages in einem Theater zusammenführte, und daß ich es wüßte, so

zweifeln Sie nicht, daß ich mit Freuden von der Gelegenheit, Sie zu sehen, Nutzen ziehen, und mich selbst Ihnen in Ihrer Loge vorstellen würde, wenn ich sicher wäre, daß Ihnen dies angenehm sein könnte.« Mad. de Genlis hatte dies Gefühl verletzt; Rousseau glaubte überdies, daß sie nicht offen an ihm gehandelt, und so erklärt sich der Bruch von selbst, und auch daß er unwiderruflich war. —

## 5.

Von allen Bekanntschaften die Rousseau während dieser Epoche seines Lebens machte, war Bernardin de St. Pierre gewiß die bedeutendste und auch die, die ihm am meisten zusagen mußte. Zwischen dem Verfasser der Nouvelle Heloise und dem der Paul et Virginie bestand eine innere Seelenverwandtschaft; gemeinsame Liebe zur Natur, die sie beide zum Studium der Botanik führte, wurde auch zu einem äußern Bande für ihre freundschaftlichen Verhältnisse. Bernardin de St. Pierre hat ebenfalls Bericht über sein Verhältniß zu Rousseau erstattet, und Rousseau tritt in diesem hervor, wie er leibt und lebt, und wie wir ihn in seinen Werken und seinen Briefen wiederfinden.

Ein Bekannter führte Bernardin de St. Pierre zu Jean Jacques und sie wurden sehr bald gute Freunde. Eines Tages gingen sie in den Tuillerien zusammen spazieren. In der Nähe wurden Caffeebohnen gebrannt. Rousseau liebte den Geruch und auf Bernardins Befragen sagte er ihm, daß Caffee und Eis die einzigen Luxusartikel seien, die ihm Freude machten. Am andern Tage schickte ihm Bernardin de St. Pierre einen kleinen Sack Caffeebohnen der Insel Bourbon, die er selbst von dort mitgebracht hatte, und

schrieb ihm: »Da ich Ihre Vorliebe für fremde Sämereien kenne, so bitte ich Sie diese hier anzunehmen.« Jean Jacques antwortete freundlichst und nahm das Geschenk an. Am nächsten Morgen aber erhielt Bernardin ein anderes Briefchen, in dem es hieß: »Gestern, mein Herr, hatte ich Leute bei mir, die mich verhinderten den Inhalt des Päckchens zu untersuchen, das Sie mir schickten. Kaum kennen wir uns, und schon fangen Sie mit Geschenken an. Das heißt unsere Gesellschaft zu ungleich machen; meine Vermögensumstände erlauben mir keine Gegengeschenke. Wählen Sie, ob Sie Ihren Caffee zurücknehmen oder mich nicht mehr sehen wollen. Genehmigen Sie meine unterthänigsten Grüße. J. J. R.« Aber der Friede wurde bald wieder hergestellt, Bernardin de St. Pierre nahm eine seltene Wurzel und ein Werk über Ichthyologie von Rousseau an, und so blieben sie gute Freunde.

Bernardin de St. Pierre besuchte Rousseau oft, und erzählt: »Er las mir die Fortsetzung seines Emils, Briefe über Botanik, und köstliche Bruchstücke aus Tasso vor. — Denken Sie dieselben zu veröffentlichen? — »O, Gott bewahre mich davor! antwortete er, — ich habe sie gemacht zu meinem Vergnügen und um A b e n d s m i t m e i n e r F r a u d a r ü b e r z u p l a u d e r n.« — »Ah, ja, wie rührend das ist,« erwiederte Mad. Rousseau, »die arme Sophronie! ich habe recht geweint, als mein Mann mir diese Stelle vorgelesen hat.« — Alle andern Freunde Rousseaus würdigen die Therese kaum eines Blickes; diese Anecdote zeigt, wie sie in Bezug auf ihr Gefühl nicht ganz und nicht stets unwürdig war neben Jean Jacques zu stehen. Was brauchte es mehr für ihn, als daß ein Herz ihm weinen half, wenn seines überlief? —

Eines Tages wollte St. Pierre ihm einen seiner Verehrer vorstellen, und erzählte Rousseau, wie dieser seine alte Tante in Genf besucht habe. »Was, mein Herr, sagte diese zu ihm, Sie haben ihn gesehen? Ist es denn wahr, daß er keine Religion hat? Unsere Priester sagen, er sei ein Gottloser. Ist das möglich? Er schickt mir den Lebensunterhalt. Ich arme alte Frau, über achtzig Jahre alt, ich würde, allein, ohne Magd, auf meinem Speicher vor Hunger und Kälte umgekommen sein, wenn er nicht für mich gesorgt hätte!« — Ich wiederholte diese Unterhaltung Rousseau Wort für Wort. »Ich war es zu thun verpflichtet, sie hat mich als Waise erzogen,« sagte dieser. Nichts desto weniger wollte er sich meinen Freund nicht vorstellen lassen, obgleich ich Alles vorbereitet hatte, um ihn dazu zu bewegen. »Bringen Sie ihn nicht hieher, sagte Rousseau, er hat mir Furcht gemacht, er hat mir einen Brief geschrieben, in dem er mich über Jesus Christus stellt!«

Sie machten oft Ausflüge zusammen, und St. Pierre erzählt sie mit religiöser Achtung vor seinem Freunde. Eines Tages plagte sie die Hitze: »Wir saßen unter einem Kirschbaume, vor einem Johannisbeergarten, sie waren reif, und reizten, sie zu pflücken. Aber der Besitzer war nicht da. Rousseau rührte sie nicht an. . . . In dem Garten war eine Göttin der Gerechtigkeit; er achtete nicht ihr Schwert, sondern ihre Wage.«

Rousseau klagte oft, daß er belästigt werde, und St. Pierre fragte, ob nicht auch er ihn störe? — »Welch ein Unterschied zwischen Ihnen und Jenen. Diese Herrchen kommen aus Neugierde, um sagen zu können, daß sie mich gesehen.« — »Sie kommen Ihrer Berühmtheit wegen!«

— Er antwortete mit Aerger: »Berühmtheit, Berühmtheit!« Das Wort verletzte ihn; der berühmte Mann hatte den gefühlvollen Menschen unglücklich gemacht. —

Rousseau sagte ihm: »Es giebt Tage, an denen ich allein sein muß. Ich komme dann so ruhig, so zufrieden von meinen einsamen Ausflügen zurück. Auf diesen trete ich Niemanden zu nahe, und Niemand verletzt mich.« — »Es würde mir leid thun«, setzte er gerührt hinzu, »Sie zu oft zu sehen, aber es würde mir noch leider thun, Sie nie zu sehen.« Dann ganz erweicht: »Ich habe Angst vor der Vertrautheit, ich habe mein Herz verschlossen. . . . Die Mißstimmung überkommt mich; merken Sie es nicht? Ich meistere sie eine Zeitlang, aber bald bin ich dazu nicht mehr im Stande; sie platzt trotz meines bessern Wollens. Ich habe meine Fehler; aber in der Freundschaft muß man den Vortheil mit dem Nachtheil zugleich nehmen.« — — —

»Aber, was ich am bewundernswerthesten in seinem Charakter fand,« fährt Bernardin de St. Pierre fort, »war, daß ich ihn nie Böses von den Leuten sagen hörte, über die er sich am meisten zu beklagen hatte. Er sagte mir: Wenn ich mich mit Jemanden entzweie, so ist es beim erstenmale entweder seine oder meine Schuld; aber beim zweitenmale ist es sicher stets die meinige. Er liebte zu necken, und hatte dies mit Socrates, Phocion und Cato gemein.« — »Wenn man ihm einen Zug von Herzensgüte erzählte, so weinte er. Er war mißtrauisch, aber er hatte nur zu viel Recht es zu sein. Ich habe einen Mann gekannt, der sich sein Freund nannte, und der sich den Spaß machte, eine Comödie, le Méfiant, über ihn zu schreiben.« . . . »Man klagt Jean Jacques an, daß er hochmüthig gewesen, weil er jene Essen ausschlug, bei denen

die Weltleute sich den Spaß machen, die Schriftsteller wie Gladiatoren kämpfen zu lassen; er war stolz, aber er war es mit allen Menschen auf gleiche Weise und fand unter ihnen keinen Unterschied als den der Tugend.« . . . »Er war in Mitten unserer Schöngeister mit seiner Einfalt, wie eine Jungfrau mit ihrer natürlichen Schamröthe unter den Frauen, die sich schminken.« . . . »Er floh die Eitelkeit von Herzen; er sah die Ursache seines Rufes nicht in seiner Person, sondern in etlichen natürlichen Wahrheiten, die in seinen Schriften ausgeworfen waren. Uebrigens schätzte er sich selbst nicht hoch. Es ist mir mehr als einmal vorgekommen, daß ich eine seiner Ansichten bekämpfte. Weit entfernt dies böse aufzunehmen, gestand er mit Freuden seinen Irrthum ein, sobald ich ihn überzeugte. . . . Er ist überall der Vertheidiger des Rechts und der Fürsprecher der Unglücklichen. Man könnte auf sein Grab die rührenden Worte eines Buches schreiben, dessen Lob er mit solchem Glanze gesprochen: Man hat ihm viel verziehen, denn er hat viel geliebt.«

---

## XVI.

## Considerations sur le Gouvernement de Pologne.

Polen stand am Vorabende seines Unterganges. Rußland nagte an seinem Marke, die Conföderation von Bar unterlag, und die Polen selbst begannen zu fürchten, daß der Tag des Gerichts gekommen sei. Die besten Vaterlandsfreunde waren rathlos, und suchten Rath und Hülfe, wo sie nicht zu finden waren, außer sich selbst. Einer der Edelsten wendete sich an Rousseau, und dieser antwortete ihm in seinen Considérations sur le Gouvernement de Pologne. Es ist dies seine letzte politische Arbeit, und sie trägt neben den gewöhnlichen Fehlern und Vorzügen der Arbeiten Rousseaus leider auch die Spuren der abnehmenden Schärfe und Geisteskraft des Greises.

Rousseau ahnet, daß den Polen nicht zu helfen sei, er ahnet das unheilvolle, aber leider unvermeidliche »finis Poloniae«. Deswegen sagte er den Polen: »Ihr werdet nicht verhindern, daß sie Euch verschlingen, macht daß sie Euch nicht verdauen können.« Den Rath haben sie begriffen, befolgt und bis heute durchgeführt. Aber auch nur diesen.

So lange Rousseau bei seiner Würdigung Polens in allgemeinen Ansichten und Grundsätzen bleibt, ist er, wie fast überall, auf der rechten Bahn. Er zeigt wie Polen zwar keine Kunst- und Wissenschaften — die nach Rousseaus Preisschrift zum Untergange führen — besitze, aber wie der Luxus allein genügt habe es zu zerstören. Er fühlt, daß nur ein Höheres retten kann: »Die Tugend der Bürger, die Vaterlandsliebe, die besondere Form, die die Institutionen ihrer Seele geben können, — das ist der einzige Wall, der stets bereit ist sie zu vertheidigen, und den kein Heer durchbrechen würde. Wenn ihr dafür sorgt, daß ein Pole niemals ein Russe werden kann, so bürge ich euch dafür, daß Rußland nie Polen unterjochen wird.« In dieser Auffassungsweise sagt er weiter: »Die Seelen auf den Ton der Seelen des Alterthums hinaufzustimmen«, das ist dies Mittel, Polen zu retten.

Aber sobald er den bestehenden Zuständen näher tritt, verliert er den Compaß seines Herzens. Er glaubt, daß die Conföderation von Bar Polen gerettet habe, uud sie war das Röcheln eines Sterbenden. Er verlangt, daß ein großes Monument errichtet werden solle, um auf ihm alle Namen der Conföderirten als die Retter ihres Vaterlandes zu verewigen, — und würde nur die Namen derjenigen verewigt haben, die, gewiß in der besten Absicht, dennoch ihrem Vaterlande den Gnadenstoß zuzogen, und in der Art, wie sie dachten und handelten, zuziehen mußten. Jahrhunderte Unrechts lassen sich nicht mit einem tapfern Schwerthiebe verwischen.

Zu den Mitteln der Rettung überschreitend, beginnt Jean Jacques damit, daß er das Glück der Polen hervorhebt, eine eigene Nationaltracht zu haben, und ihnen

anräth, diesen Vorzug bei Leibe nicht aufzugeben. Er empfiehlt ihnen dann öffentliche Spiele, in denen »die gute Mutter Patrie sich gefällt ihre Kinder spielen zu sehen.« Er räth ihnen, sich in Polen »mehr zu amüsiren als anderswo, aber anders.« Das war so im Charakter der Polen, und Rousseau hat gewiß geglaubt, hier den rechten Fleck getroffen zu haben.

Sein Gleichheitsgefühl aber läßt ihn dann hinzusetzen, daß in all diesem kein Unterschied zwischen Groß und Klein, Reich und Arm stattfinden dürfe. Wo diese Gleichheit Folge der Volkszustände, wo sie die Schale eines innern Kerns derselben Art ist, da genügt sie meist, um das festeste Band um alle Glieder des Staates zu winden. Wo sie nur äußere Form, aber Folge der freundlichen Theilnahme des Reichen gegen den Armen, des Starken gegen den Schwachen, da reicht sie oft genug hin, um die Armen zu den willigen Vertheidigern der Reichen, um die Schwachen zu der unbesiegbaren Stütze der Starken zu machen. In Polen war sie nicht möglich, dachte kein Mensch daran; und die Klugen des Landes werden ob der Einfalt Jean Jacques sich kaum eines mitleidigen Lächelns haben erwehren können. Rousseau aber kommt auf diese Ansicht noch einmal zurück, und sieht auch in dem Reichthum des großen und der Bettelarmuth des kleinen Adels ein Hinderniß für jede Reform und insbesondere ein Hinderniß für die Verallgemeinerung der Vaterlandsliebe.

Dann aber schlägt Jean Jacques ein ganzes System von öffentlichen Decorationen und Orden vor — für die Seelen, die er zur Höhe des Alterthums hinaufschrauben möchte. Wenn nicht Alterschwäche und neufranzösische Auffassung hier mit im Spiele war, dann erklärt sich dieser

wunderliche Irrthum, diese drollige Folgelosigkeit in der Auffassungsweise Rousseaus nur dadurch, daß er wahrscheinlich glaubte, hier der volksthümlichen Art und Weise der Polen ein Zugeständniß machen zu müssen. Sie hingen an dergleichen — und Jean Jacques wollte sie »amüsiren«, sie »spielend erziehen«, wie seinen Emil.

Bald kommt er nach und nach zur Verfassung des Landes, und hier tritt dann wieder die Genfer Ansicht hervor. Er verlangt, daß sie »der Verfassung des großen Reiches die Beständigkeit und die Macht einer kleinen Republik« geben sollen, und beweist ihnen, wie fast alle kleinen Staaten, Republiken oder Monarchien geblüht haben. Er räth den Polen, ihre Grenzen zu verengen, und setzt ironisch, und doch wieder die Zukunft ahnend, hinzu: »Vielleicht denken Euere Nachbarn daran, Euch diesen Dienst zu leisten,« — der seiner Ansicht nach »eine große Wohlthat für die Corporation der Nation« sein werde. — Die kleinen gedrängten, breitschultrigen Menschen sind meist stärker als die langbeinigen. Schneidet diesen die Beine ab, und es wird sie klein und somit stark machen, und eine Wohlthat für den ganzen Leib sein. Das war die Logik seines Vorschlages.

Er räth weiter, den Einen Staat, der in sich selbst zerfiel, in drei Staaten, Großpolen, Kleinpolen und Lithauen aufzulösen, und aus ihnen einen Föderativstaat zu machen, von ebenso vielen Sonderstaaten als Populationen. Der Föderativstaat ist gewiß der beste und auch, wo er natürlich ist, der freieste und stärkste. Rousseau fühlte auch diese Wahrheit und sprach sie zuerst wieder klar aus. Aber ein im Verfall begriffenes Volk in seine Theile auflösen, heißt seinen Untergang fördern und unvermeidlich machen.

Er sieht klar ein, daß die Art, wie die Polen »die

Gerichte verachteten und ihren Urtheilen trotzten«, die Quelle unendlichen Unheils, eine der Hauptursachen ihres Unterganges ist. Dagegen giebt es nur eine Abhülfe: Die Gerichte achten und ihren Urtheilen gehorchen. Jean Jacques aber sucht eine neue Organisation der höchsten Staatsbehörden, und hofft davon Rettung. So verlangt er, daß der Senat in mehrere Departemente, jedes unter dem Vorsitze eines Ministers, abgetheilt werden soll.« Natürlich fordert er dann auch die Aufhebung des liberum veto, das wieder nichts war als der Ausfluß der Anarchie, die die ganze Nation — so weit es in Polen eine Nation gab — durchdrungen hatte. Rousseau glaubt, daß diese Reformen genügen müßten, und verlangt dann nur noch »einige Hindernisse, daß die alten Landboten nicht gleich wieder gewählt werden könnten,« und daß die Gewählten strenge Instructionen erhalten und ihnen gewissenhaft Folgen leisten sollen. Achtzig Senatoren sollen unabsetzbar sein, und zu Ministern und Generalen eine gewisse Anzahl von Männern vom Senat vorgeschlagen und aus diesen vom König gewählt werden.

Er ist Gegner der Erblichkeit der Krone, und sagt: »Seid versichert, daß von dem Augenblicke, wo diese gesetzlich ausgesprochen, Polen seiner Freiheit für immer Lebewohl sagen kann.« [1]) Er setzt hinzu, »daß eine Wahlkrone mit Absolutismus für Polen viel besser sei als eine noch so beschränkte erbliche.«

---

[1]) Früher sagte er: »Die Ruhe und die Freiheit sind unverträglich, man muß wählen.« Die Freiheit und die Ruhe bestanden beide nicht in Polen. Die Wahl war also schwer. Es handelte sich, das Land vom Untergange zu retten. Eine Dictatur war dazu unerläßlich, die Entartung Polens forderte vielleicht vorerst eine erbliche.

Die Conföderationen in Polen waren nichts als Staaten im Staate. Sie waren Eiterbeulen, die die besten Kräfte wegfraßen. Rousseau spricht von dergleichen Verbindungen grundsätzlich in seinem Contrat social, und sagt klar und wahr: »Wenn Sonderverbindungen auf Kosten der Gesamtverbindung stattfinden, so wird der Wille dieser ein Sonderwille in Bezug auf den Staat.« Das heißt: der Staat hört auf, der Sonderwille herrscht. Er setzt hinzu: »Wird eine solche Verbindung so groß, daß sie alle andern überbietet, so habt ihr nicht mehr das Ergebniß der Summe der kleinen Verschiedenheiten unter den Bürgern, sondern eine einzige Verschiedenheit. Dann giebt es keinen Gesamtwillen mehr, und der Beschluß, der den Sieg davon trägt, ist nur noch eine Privatansicht.« Und auch hier verliert Rousseau, sobald er praktisch werden will, den Leitfaden seines Herzens. Wir sehen, wie er glaubte, die Conföderation von Bar habe Polen gerettet, und nun behauptet er weiter, daß ohne die Conföderationen die Republik Polen längst schon untergegangen sein würde, und setzt hinzu: »und ich habe Furcht, sie wird nicht lange nachher bestehen, wenn sie abgeschafft sind.« Er sieht in ihnen »den Schild, die Zuflucht, den Tempel« der Constitution Polens, und fügt auch hier seiner Ansicht hinzu: »So lange sie bestehen, scheint mir unmöglich, daß Polen untergehen kann!« Deswegen will er sie gesetzlich geregelt und ihre Form bestimmt sehen. —

Von neuem kommt er dann wieder bei einem Uebergange zu einem andern Gegenstande auf allgemeine Grundsätze. Er sagt: »Sonst gab es keine hommes d'épée und hommes de robe, keine Soldaten, keine Richter von Handwerks wegen; man that Alles aus Pflichtgefühl!

Das ist das wahre Geheimniß, wodurch man bewirkt, daß Alles auf ein gemeinsames Ziel zustrebt, und wodurch man verhindert, daß der Geist des Standes sich zum Nachtheile der Vaterlandsliebe in einer Corporation festsetzt, und dann der Drache der Chikane das Volk verschlingt.« — Das ist es!

Rousseau schlägt dann vor, drei neue Gesetzbücher, ein politisches, ein bürgerliches und ein strafrechtliches, klar, kurz und einfach zu machen. Die Adeligen sollen über diese Gesetzbücher belehrt werden — und ein Examen darüber bestehen, ehe sie ins goldene Buch des Adels eingetragen werden.

Er ist gegen Majorate, und sagt, daß die Gesetze im Gegentheile dahin streben sollen, die große Ungleichheit der Reichthümer zu vermindern. Das war nicht gerade die Ansicht der Polen, die ihn um Rath gefragt; sie hatten ihm Noten mitgetheilt, die »dem Reichthume vortheilhafter als dem Wohlstande« waren. Und Rousseau ruft ihnen in seiner Einfalt zu: »Polen, laßt all das Geld Andern, oder begnügt Euch mit dem, das Andere Euch ja doch geben müssen, da sie Eures Korns mehr bedürfen als Ihr ihres Goldes.« — — »Sobald man nur Geld gewinnen will, gewinnt man stets mehr als Spitzbube, denn als ehrlicher Mann.« Es ist das nicht wahr, aber es ist bezeichnend für Rousseau und seine polnischen Freunde zugleich. Er geht in seinem Hasse gegen das Geld so weit, daß er die »Zwangfuhren, corvées«, wieder herstellt, um das Geld, so viel ihm möglich, überflüssig zu machen.

Endlich kommt er zum Schlusse, und sagt: »Ich habe geglaubt zu einem Volke zu sprechen, daß, ohne frei von Fehlern zu sein, immerhin noch Federkraft und Tugend besitzt, und das unterstellt, ist mein Plan

gut. Aber wenn Polen bereits auf dem Punkte steht, daß Alles dort bis auf die Wurzel kaufbar und verdorben ist, so wird es vergebens suchen seine Gesetze zu reformiren und seine Freiheit zu retten. Dann muß es sich ergeben, und sein Haupt unter das Joch beugen!« —

Auf einmal merkt aber Jean Jacques nachträglich, daß er etwas vergessen. Wahrscheinlich war auch davon nicht in den Noten, die ihm seine polnischen Freunde eingereicht hatten, die Rede gewesen. Es handelte sich um eine Nebensache für die polnische Auffassung — aber wunderbar genug ist, daß auch Rousseau an sie erst nachträglich erinnert wurde. Doch haben ja viele Leute die Gewohnheit erst im Postscriptum die Hauptsache vorzubringen.

Rousseau sagt: »Aber es fehlen uns noch die beiden Enden, das heißt das Volk und der König. Fangen wir mit dem erstern an, das bis jetzt für Nichts gerechnet wurde, aber das endlich nothwendig für Etwas (pour quelque chose) gezählt werden muß, wenn Polen eine gewisse Kraft, eine gewisse Beständigkeit erhalten soll.«

Er fährt fort: Es würde weder klug, noch möglich sein, dies mit einem Schlage zu ändern. Deswegen müsse diese Aenderung stufenweise, ohne fühlbare Revolution herbeigeführt werden, damit der größte Theil des Volkes sich mit Liebe dem Vaterlande und der Regierung anschließe. Zu dem Ende verlangt Rousseau zweierlei, und zwar erstens: die »strengste Beobachtung der Gerechtigkeit, und zweitens: die Emancipation der Sclaven. Alle zwei Jahre soll eine gewisse Anzahl befreit werden. Die Herren sollen ihre Armen unterstützen. Es sollen Listen errichtet werden für Bauern, die sich auszeichnen. Später sollen ganze Dörfer befreit und ihnen Gemeinde-Institutionen und

Gemeindeländereien, »wie in der Schweiz,« gegeben, und zuletzt diese freien Bauern bewaffnet werden.

Die Bürger der Städte sollen ihrer Seits nach und nach Adelsrechte erhalten.

Aber es scheint auch ein Gesetz der strafenden Gerechtigkeit zu sein, daß der Unterdrücker, wenn er seines unterdrückten Bruders bedarf, entweder nicht das Mittel erkennt ihn wieder zu gewinnen, oder selbst wo er das Beste dazu anwendet, nicht sein Ziel mit ihm erreicht.

Für die Könige von Polen verlangt Rousseau dann eine Art ägyptisches Todtengericht. Aber für den Lustdiener der Lustherrin von Rußland, der damals auf dem Throne Polens saß, spricht Jean Jacques schon über den Lebendigen das Urtheil: »Wenn Ihr von den Russen befreit seid, so nehmt gegen den König einen festen Beschluß. Ihr müßt ihm entweder — den Kopf abschlagen lassen, wie er es verdient hat, oder ohne auf seine erste Wahl Rücksicht zu nehmen, ihn von neuem wählen mit andern pacta conventa, durch die er auf die Ernennung zu den hohen Aemtern Verzicht leistet.« —

Auch darin lag eine Ahnung der Zukunft, eines andern Volkes: Il faut lui faire couper la tête, comme il l'a bien mérité! Das Wort schleuderte der arme, gute und ängstliche Jean Jacques, der alle Tage mit den Vögeln vor seinem Fenster sein sauer erworbenes Brot theilte, der grundsätzlich jede Gewalt verdammte, vor jedem Blutstropfen zusammenscheuchte, kalt und ernst aus seiner Dachstube herab in die bewegte Welt der hohen Politiker und Staatslenker, — als ob er andern Königen eine Warnung zuzurufen den Auftrag erhalten habe! —

---

## XVII.

## Rousseaus Tod.

---

### 1.

Rousseau war gewiß in Paris zu Anfang ruhiger, als er seit langem gewesen, so ruhig, daß er wieder fast gesund wurde und mitunter zum Bewußtsein gelangte, wie seine frühere Unruhe oft nur Folge krankhafter Bewegungen in seinem Innern gewesen. Einer seiner Freunde, Coranzis, erzählt, wie Jean Jacques ihm einst über Tisch gestanden, daß er sich in England »eingebildet«, Herr v. Choiseul wolle ihn gefangen nehmen lassen, und daß er deswegen aus England geflohen. Jean Jacques habe damals hinzugesetzt, »daß er sich heute nicht darüber täusche, wie dies ein Anfall von Wahnsinn gewesen.«

Aber diese bessere Stimmung hielt nicht bis ans Ende aus. Vorfälle wie die mit Dussaulx, Rulhières, Mad. de Genlis regten ihn stets von neuem wieder auf, und kurz nachdem er mit Dussaulx gebrochen, schreibt er einer Freundin: »Ich lebe in einer Generation, die mir unerklärlich ist. Das Benehmen meiner Gleichzeitler gegen mich erlaubt mir nicht, ihnen irgend Achtung zuzugestehen. Der Haß fand nie Zugang zu meinem Herzen. Die Ver-

achtung ist immer noch ein Gefühl, das mich zu sehr plagt. Ich achte sie nicht, hasse sie nicht, und verachte sie nicht; sie bestehen für mich nicht; sie sind für mich Bewohner des Monds. Ich habe nicht die geringste Idee von ihrem moralischen Wesen. Alles was ich weiß, ist, daß es in keinem Verhältniß zu dem meinigen steht, und daß wir nicht von derselben Art sind. Ich habe daher mit ihnen auf die einzige Gesellschaft, die mir angenehm sein konnte, und die ich so unablässig gesucht, die der Herzen, verzichtet. Ich suche sie nicht mehr und fliehe sie nicht. Ohne durch Geschäfte gezwungen zu sein, gehe ich zu Niemanden mehr. Meine Besuche sind eine Ehre, die ich in Zukunft Niemanden mehr schuldig bin.«

So gerieth er in Paris selbst am Ende mehr oder weniger vielleicht in eine noch größere Einsamkeit als in seiner Einsiedelei von Montmorency. Die Besuche, die er erhielt, rührten ihn wenig; und er selbst hatte ihnen in der Regel alles gezollt, was sie von ihm wollten, sobald sie wieder weggingen und sagen konnten: »Ich habe dem Philosophen von Genf, dem citoyen, dem Einsiedler Jean Jacques einen Besuch gemacht.«

Die trübe Stimmung seines Herzens gewann von neuem die Ueberhand. Er, der nicht leben konnte ohne zu lieben, wurde stets krank, sobald er glaubte, sein Herz verschließen zu müssen.

Von neuem grübelte er über die Anklagen, die man gegen ihn vorbrachte, nach, und schrieb ein neues Werk, seine »Selbstgespräche«, um Jean Jacques gegen alle möglichen Angriffe zu vertheidigen, um die Liebe, die Achtung der Menschen, die ihm als so gleichgültig für ihn erschienen, im Kampfe zu erringen. »Die Hoffnung, daß mein

Andenken eines Tages zu Ehren wieder hergestellt, und daß meine Bücher nützlich werden durch die Achtung, die man ihrem Verfasser schuldig ist, ist in Zukunft die einzige, die mir wohlthun kann in dieser Welt.«

Daran arbeitete er lange ohne Unterlaß, und als er endlich seine Vertheidigung vollendet hatte, sagte er: »Jetzt mögen die Menschen thun was sie wollen; Ich meinerseits, nachdem ich gethan was ich zu thun verpflichtet war, erlaube ihnen, mein Leben zu foltern so viel sie Lust haben, sie sollen mich nicht verhindern in Frieden zu sterben.«

Aber es ließ ihn nicht ruhig sterben. Der Geist, der ihn zum Schriftsteller gemacht hatte, und den er von der Hand weisen zu dürfen glaubte, erlangte in den letzten Jahren seines Lebens wieder fast einen vollkommenen Sieg. Er schrieb eine Menge Arbeiten über Botanik, und endlich Träumereien eines einsamen Spaziergängers.

In diesen letztern giebt er die tiefsten Aufschlüsse über sich selbst, und oft genug stoßen wir hier auf die Ursache seines Unglückes. Man nannte ihn den Philosophen. Er selbst aber sagt von sich: »Ich nahm stets in jeder Frage das Gefühl (sentiment) an, das mir unmittelbar am festesten begründet, am glaubwürdigsten an sich erschien, ohne mich an die Einwürfe zu stoßen, die ich nicht lösen könnte. An einer andern Stelle sagt er: »Denken war für mich stets eine schwere und unangenehme Beschäftigung. Mitunter endigen meine Träumereien in Betrachtungen, noch öfter aber meine Betrachtungen in Träumereien.« —

In diesen paar Stellen liegt sein ganzes Wesen als Philosoph, als Denker. Er fühlte die Wahrheit, er

träumte die Entwickelung der Menschenverhältnisse, er ahnete die Zukunft. Noch einmal: er war kein Denker, kein Philosoph; er war ein Dichter, ein Prophet.

Und als Dichter und als Prophet wiederholt er denn auch in seinen letzten Träumen: »Nein, leere Klugschließerei wird nie die innere Zusammenstimmung zerstören, die ich zwischen meiner unsterblichen Natur und der Constitution der Welt und der physischen Ordnung, die hier herrscht, bemerke. Ich finde in der Moralordnung, deren System das Ergebniß meiner Forschungen ist, die Stützen, deren ich bedarf, um das Elend meines Lebens zu ertragen. In jedem andern System würde ich hülflos leben und hoffnungslos sterben; ich würde das unglücklichste Geschöpf des Weltalls sein.«

O, er war es, denn er glaubte überall auf Haß und Feindschaft zu stoßen. »Ich weiß und fühle es, daß Wohlthun das höchste Glück ist, das ein Menschenherz genießen kann.« Aber er wähnte es nicht wagen zu dürfen, sich in dieser Beziehung gehen zu lassen, denn er fürchtete, daß seine Gegner ihn bei der Schwäche seines liebenden Herzens fassen und in eine Falle locken würden. Deswegen enthielt er sich jedes Handelns, aus Furcht Uebel zu stiften, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen. »Aber es gab eine Zeit,« setzt er trostlos hinzu, »wo ich den Bewegungen meines Herzens folgte, und dann mitunter ein anderes Herz zufrieden stellte; und ich bin mir selbst das ehrenvolle Zeugniß schuldig, daß, so oft ich dies Vergnügen genoß, ich es jedesmal süßer fand als irgend ein anderes.«

Er fürchtete Böses zu thun ohne es zu wollen, und ließ die Kinder, die er liebte, ungestört, weil er Angst

hatte, ihrer Freude zu schaden. Aber er seufzt aus der Tiefe seines blutenden Herzens: »O, wenn ich nur mitunter noch einen Augenblick reiner Liebkosung, die vom Herzen käme, haben könnte, und wäre es nur von einem Kinde noch am Gängelbande; wenn ich nur in ein paar Augen die Freude und die Zufriedenheit, bei mir zu sein, sehen könnte, — für wie viele Uebel und Qualen würden diese kurzen aber süßen Ergießungen des Herzens mir nicht Ersatz bieten. O, ich würde nicht mehr gezwungen sein, bei den Thieren den Blick des Wohlwollens zu suchen, der mir in Zukunft bei den Menschen versagt ist.«

Sein Unglück wuchs mit jedem Tage, denn auch seine äußern Verhältnisse wurden alle Tage schlimmmer. Er sagte von sich selbst: »Je suis pauvre, mais je n'ai pas le cou pelé.« — Er war ein Wolf, frei — aber hungernd. Die hohen Herrn hatten sich längst nach und nach zurückgezogen. Er schrieb keine Briefe mehr, mit denen sie Parade machen konnten. In Paris würde selbst der Großmogul nur acht Tage Mode machen. Es drängten sich noch Neugierige genug an Rousseau heran, aber die Masse der Pariser, und besonders des Pariser Gesellschaftslebens, vergaß ihn immer mehr. Und so stockte auch sein Handwerk, das Notenabschreiben.

Er wurde ärmer und ärmer. Seine Frau erkrankte endlich, und er wußte nicht mehr was machen. Er hatte noch Freunde und Verehrer genug, sie sahen seine Lage, sie erriethen seine Noth, und boten ihm dann von mehreren Seiten ihre Hülfe an.

## 2.

Ein Graf Duprat besuchte Jean Jacques, so oft er in Paris war, fast jeden Morgen. Jean Jacques dagegen, seinem nach und nach zur festen Regel gewordenen Grundsatze gemäß, Niemanden mehr zu besuchen, auch ihn nicht. Duprat aber wurde krank. Als Rousseau dies hörte, ging er jeden Tag an dem Hause seines Freundes vorüber. Eines Abends hielt er's nicht länger aus, blieb vor dem Hause stehen, wie im Kampfe, stürzte zuletzt hinein, eilte in das Zimmer des Grafen und umarmte ihn weinend.

Graf Duprat bot Rousseau in seiner immer größer werdenden Noth sein Landgut zur Wohnung an. Rousseau antwortete ihm einfach: »Ich nehme mit Freuden und Erkenntlichkeit den friedlichen Zufluchtort an, in der Voraussetzung, daß Sie die Einrichtungen zugestehen, die meine Lage fordert.« .. Er sah nur ein mögliches Hinderniß, die Krankheit seiner Frau und die Länge des Weges, und setzt hinzu: »Diese Idee macht mich zittern.«

In einem zweiten Briefe schreibt er ihm: »Sie fachen einen fast erloschenen Funken wieder an, aber der Lampe fehlt das Oel und der geringste Hauch kann sie für immer auslöschen. Mit aller Kraft die mir geblieben ist, etwas zu wünschen in dieser Welt, wünsche ich, meine Tage in dem freundlichen Rückzuge, den Sie mir bestimmen, beschließen zu können..... Aber das ist noch einmal ein château en Espagne, und von allen, die ich in meinem Leben gebaut habe, sah ich keines sich verwirklichen. Gott walle, daß es mir nicht ebenso gehe mit der Hoffnung in dem Ihrigen anzukommen.«

Graf Duprat hatte Rousseau geschrieben, daß es klug

sein würde, wenn er, um Neugierde und Unannehmlichkeit in der erzkatholischen Umgebung zu vermeiden, sich entschliessen könne, Sonntags wenigstens in die Messe zu gehen. Und Rousseau antwortete hierauf: »Ich fühle kein Widerstreben in mir, in die Messe zu gehen. Im Gegentheile, in welcher Religion es auch sei, würde ich mich stets unter Brüdern glauben, wo ich unter solchen bin, die sich versammelt haben um Gott zu dienen. Aber es ist das übrigens keine Pflicht, die ich mir auflegen will, und noch weniger im Lande glauben lassen, als sei ich katholisch. Ich wünsche sicher sehr, den Menschen kein Aergerniß zu geben, aber ich wünsche noch mehr, sie nie zu täuschen.«

Rousseau sagt von sich selbst, daß er glaube, er sei der einzige wahrhaft tolerante Mensch gewesen, den er gekannt. Sein Grundsatz war; Wo man im Namen Gottes betet, da ist eine Kirche, in der jeder auf seine Weise beten darf und soll.

Aber sein Plan zerschlug sich. Die Krankheit seiner Frau erlaubte ihm nicht, die Reise zu machen. Sie wurde aufgehoben, und es ist dann keine Rede mehr von ihr.

Unterdessen bot auch sein Landsmann und Freund Coranzes ihm seine Wohnung in Seaux an. Bald aber kam ein dritter Bewerber, Herr von Girardin, der für sein Landgut in Ermenonville den Sieg davon trug.

## 3.

Zwischen den Briefen Rousseaus an Duprat, in denen seine Noth so offen an den Tag tritt, liegt ein anderer,

in dem er einer Dame schrieb. »Ich habe gelesen, daß einer Ihrer Correspondenten Schwalben aufgezogen hat. Ich wünsche sehr, zu wissen, wie er dies gemacht, und wie die Schwalben sich bei ihm während des Winters verhalten haben; Ich war in Monquin mit unendlicher Mühe dahin gekommen, Schwalben in meinem Zimmer nisten zu machen. Ich habe selbst oft das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß sie ruhig genug waren, um bei verschlossenen Fenstern zu zwitschern, miteinander nach Herzenslust zu spielen und zu scherzen, vorausgesetzt daß die Fenster nicht zu lange verschlossen bleiben. In der That stand ich zu dem Ende alle Tage vor vier Uhr auf. Aber es ist mir nie in den Gedanken gekommen, ich gestehe es, zu versuchen, eines ihrer Jungen aufzuziehen, überzeugt, daß das nicht nur nutzlos, sondern unmöglich. Ich bin entzückt zu hören, daß dem nicht so ist, und ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Ihr Freund mir sein Geheimniß mittheilen wollte.«

Wir hörten ihn klagen, daß er bei den Thieren den Blick des Wohlwollens suchen müsse. Er theilte sein spärliches Brod mit den Spatzen vor seinem Fenster, sein Mahl mit seinem Hunde. Er hoffte in den Schwalben neue Freunde zu finden, sich noch einen liebenden Blick zu erziehen.

Er mußte sich glücklich fühlen in dem Gedanken, in Ermenonville endlich wieder der Natur angehören, die Wolken, die Bäume, die Vögel, die Pflanzen ungestört lieben, mit ihnen sein Herz füllen zu können.

Er brauchte Luft, Licht, einen weiten Himmel, Berg und Thal, Wald und Fluß — um glücklich zu leben. Er wohnte nur ein paar Wochen in Ermenonville, lange

genug, um sich wieder recht an sie zu gewöhnen und dann voll von Gottes Größe in der Schönheit seiner Natur zu sterben. [1])

[1]) Es giebt verschiedene Lesarten über seinen Tod. Ich wähle die, die mir am naturgemäßesten zu seinem Leben zu passen scheint, die so naturgerecht zu ihm paßt, daß sie schon darin die innere unabweisbarste Gewähr der Wahrheit findet. Herr Coranzes hat den Glauben aufgebracht, daß Rousseau sich selbst gemordet. Die Gründe Rousseaus sollen sein, daß er sich überzeugt habe, wie seine Therese im Ehebruche mit einem Stallknechte gelebt. Es ist nichts weniger als gewiß — im Gegentheile höchst zweifelhaft, ob die Thatsache wahr, ob dies Verhältniß schon vor Rousseaus Tod bestanden; — nichts läßt schließen, daß, wenn es bestanden, Rousseau es gewußt. Aber wenn es bestanden, wenn Rousseau es gewußt — so würde er sich deswegen sicher nicht selbst gemordet haben. Wer ihn kennt, kann darüber auch nicht den geringsten Zweifel hegen. Die Gründe, die Herrn Coranzes zu seiner Behauptung veranlaßten, sind, daß ihm, als er zum Begräbnisse Rousseaus kam, der Postmeister von Ermenonville gesagt, Rousseau habe sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Als er diese Ansicht Herrn v. Girardin mittheilte, bat dieser ihn, auf der Stelle mit ihm zu gehen, und sich durch den Augenschein vom Gegentheile zu überzeugen; aber Coranzes weigerte sich dies zu thun, weil er einen unangenehmen Eindruck befürchtete. Mad. de Staël hat die Ansicht des Selbstmordes in einer ihrer Werke über Rousseau aufgenommen; doch denkt sie, er habe sich in einer Tasse Caffee vergiftet. Sie hat keine besseren Gründe als Coranzes, und setzt diesen nur hinzu: daß ihr ein gewisser Moultou einen Brief gezeigt, aus dem hervorzugehen geschienen, Rousseau habe die Absicht gehabt, sich selbst zu morden. Wir haben Briefe genug gesehen, die auf den ersten Anblick denselben Schein haben, da Jean Jacques sich stets am Vorabende seines Todes glaubte, und von diesem oft mit einer Gewißheit sprach, die wie der Entschluß, sie selbst herbeizuführen, aussehen konnte. Aber es paßte damals in die ungeduldige Anschauungsweise der französischen Welt hinein, daß Jean Jacques eigentlich Unrecht gehabt habe, sein Unglück so lange zu tragen. Deswegen helfen seine Verehrer nach. Sein Lebensbeschreiber Musset-Pakey glaubt zwei so guten Gewährsleuten wie Coranzes und Mad. de Staël nicht widersprechen zu dürfen, und läßt daher Jean Jacques sich erst vergiften, und als das Gift nicht rasch genug wirkt,

Herr v. Girardin selbst erzählt Rousseaus Ankunft zu Ermenonville in einem Briefe an eine Freundin. »Kaum hatten wir den Wald erreicht, der bis zu unserm Hause geht, so war es nicht länger möglich, ihn im Wagen zu halten. »Nein«, sagte er, »es ist so lange her, daß ich keinen Baum mehr gesehen habe, der nicht mit Dampf oder Staub bedeckt gewesen wäre. Diese hier sind so frisch. Lassen Sie mich ihnen näher treten; ich möchte keinen übersehen.« — Vor dem Hause angekommen, fanden sie hier Mad. de Girardin inmitten ihrer Kinder. Rousseau hatte das Herz zu voll, er weinte als er ihr die Hand reichte: »O, Madame, was könnte ich Ihnen sagen? Sie sehen meine Thränen; das sind die ersten der Freude, die ich seit langem vergossen habe, und ich fühle, daß sie mich neu beleben.«

Er gab sich ganz seiner Liebe zur Natur hin. »Sobald« fährt Herr v. Girardin in seiner Erzählung fort, »sobald die kleinen Vögel, die er durch väterliche Fürsorge an sein Fenster lockte, den jungen Tag begrüßten, stand er auf, um sein Gebet vor der aufsteigenden Sonne zu verrichten. An diesem Schauspiele, dessen ihn die Nebel von Paris so lange beraubt hatten, labte er jeden Morgen seine Seele. Er sammelte später Pflanzen, die er mit Sorgfalt seinen theuern Vögeln, »seinen Musikanten« wie er sie nannte, brachte. Dann frühstückte er mit seiner Frau. Er durchzog auf gut Glück Wiesen und Thäler,

auch nachträglich erschießen. Es besteht eine gerichtsärztliche Leichenschau und Obduction von zwei Aerzten, dem Lieutenant du Roi de Castres und dem Freunde Rousseaus Le Beyne de Presle unterschrieben, die jeden Zweifel zerstört, und authentisch beweist, daß Rousseau an einer Blutergießung ins Gehirn gestorben ist.

Felder und Berge. Er überließ sich vollkommen seiner Lust am Träumen in so schöner Umgebung, und sein Herz jubelte. Eines Tages entdeckte er an einem Orte, den wir das Monument der alten Liebe nannten, eine in den Fels gehauene Hütte mit Inschriften auf den Steinen, die bis zu dem See, der mit dem von Genf einige Aehnlichkeit hat, hinreichten. Ich sah seine Augen sich mit Thränen füllen, denn er dachte an die Freuden und die Unschuld seiner Jugend. Ein kleiner Bauergarten wurde sein Lieblingsaufenthalt; hierher ging er nach Tisch, um »seinen Gästen aufzuwarten«, den Vögeln die Brosamen seiner Tafel vorzulegen. Er war glücklich und dachte an seine glücklichen Zeiten. Dem kleinen Sohne Herrn v. Girardins gab er Unterricht, in seiner Art, spielend und die Thäler mit ihm durchstreifend. Er nannte ihn seinen Gouverneur, und war bald so an ihn gewöhnt, daß er keinen Morgen ohne ihn ausging. Der Tochter gab er Unterricht im Singen, und war glücklich, eine Gelegenheit zu finden, seine Erkenntlichkeit zu bekunden.«

Er war so ruhig geworden, daß ihn selbst die Nachricht, seine Confessionen sollten durch Mißbrauch seines Vertrauens veröffentlicht werden, nicht mehr schreckte. Er lebte in der schönen Gegend, in der schönsten Jahreszeit, bei Leuten die ihn liebten und die er selbst liebgewann.

Am 2. Juli machte er Morgens seinen gewöhnlichen Ausflug und kam zurück zum Frühstück mit seiner Frau. Nach dem Caffee verließ ihn die Therese, und als sie wieder ins Zimmer trat, saß Rousseau auf einem Strohstuhle mit dem Kopfe auf die Commode gelehnt. »Was haben Sie mein Freund, sind Sie unwohl?« fragte diese ihn. »Ich fühle eine große Beklemmung und Leibschmerzen.«

Therese ließ gleich, ohne daß Jean Jacques es wußte, Mad. de Girardin rufen. Als diese ins Zimmer trat, und um nicht aufzufallen, fragte: ob sie nicht durch Schüsse in ihrer Nachtruhe gestört worden? sagte ihr Rousseau mit gerührter Stimme: »O, Madame, ich fühle Ihre ganze Güte, aber Sie sehen, daß ich leide, und Sie wissen, daß es eine Qual mehr ist, vor andern zu leiden. Sie selbst sind nicht stark, nicht theilnahmlos genug, den Anblick der Leiden ertragen zu können. Sie verpflichten mich, für Sie und für mich, wenn Sie sich zurückziehen, und mich mit meiner Frau eine Zeitlang allein lassen wollten.« Mad. de Girardin verließ ihn, und kaum war er mit der Therese allein, so bat er sie, sich ihm zur Seite zu setzen. Sie fragte ihn, wie er sich befinde, und er antwortete ihr: »Meine Schmerzen sind sehr stark, aber ich bitte Sie, liebe Freundin, öffnen Sie die Fenster, daß ich das Grün noch einmal sehe. O wie schön!« — »Mein Freund« sagte Therese, »warum sagen Sie das?« »Meine liebe Frau, ich habe stets Gott darum gebeten, mich ohne Arzt und ohne Krankheit sterben zu lassen, und daß Sie mir die Augen schließen möchten. Mein Wunsch wird erhört. Wenn ich Ihnen Leiden verursachte, wenn ich, indem ich Sie an mein Geschick fesselte, Ihnen Unglück zugezogen, das Sie ohne mich nie gekannt hätten, so bitte ich Sie deswegen um Verzeihung!« — Therese weinte und rief: »Nicht Sie, ich muß um Verzeihung bitten für alle Noth, die ich Ihnen verursachte.« — »Höre mir zu, mein theures Weib, ich fühle, daß ich sterbe, aber ich sterbe beruhigt. Ich habe nie Jemanden Uebels gewollt, und ich baue auf die Milde Gottes.« — Er bat sie dann, der Familie Girardin zu danken, seinem »gouverneur« sein souvenir zu schenken,

und Herrn v. Girardin zu bitten, ihn in seinem Garten begraben zu lassen. Mit jedem Worte mochte Therese mehr und mehr fühlen, daß er sich nicht täusche, und je mehr sie dies fühlte, desto heftiger schluchzte und weinte sie. Er wollte sie trösten. »Was! meine theure Freundin, Sie lieben mich also nicht mehr, da Sie über mein Glück weinen? Ewiges Glück, das keinem Menschen gegeben sein wird zu stören. Sehen Sie, wie rein der Himmel ist, kein Wölkchen hängt an ihm: Sehen Sie nicht, das seine Thore mir geöffnet sind, und daß Gott mich erwartet.« .....

Viel geliebt.
Viel gelitten.
Ihm wurde viel verziehen.

## XVIII.

# Rousseau und die Neuzeit.

### 1.

Kein neuerer Schriftsteller hat einen so unmittelbaren und so durchgreifenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und deren Nachfolger ausgeübt wie Jean Jacques Rousseau. Nach allen Richtungen hin ist die Spur zu verfolgen, die er, wohin er gekommen, zurückgelassen hat. Mirabeau und Robespierre, Lafayette und Marat, Napoleon und Staël-Holstein, Benjamin Constant und Charles Fourrier, Lamartine und George Sand, Girardin und Proudhon — sind alle bei ihm in die Schule gegangen, und haben Jeder bei ihm etwas Anderes gelernt; aber Alle bei ihm mehr oder weniger gesucht und gefunden, was sie zu ausgezeichneten Menschen machen half.

Der deutschen Auffassungsweise sagt Vieles im Wesen Rousseaus nicht zu. Es ist oft zu viel Declamation, zu viel rhetorisches Klingklang, zu viel Phrase in seiner ganzen Art. Aber wer von uns ihm daraus einen Vorwurf machen wollte, vergißt, daß Rousseau seiner geistigen Erziehung nach einem Volke angehörte, das stets in glänzendem Sprachgewande aufgetreten ist, das von Cäsars Zeiten bis zu Napoleon die schöne Phrase forderte. Ja, wenn man die ge-

schraubten, nicht auf dem Cothurn, sondern auf Stelzen gehenden, und doch wieder oft so überaus schönen und glänzenden Declamationen Racines liest, und sie mit der Sprache Rousseaus oder gar mit dem aus seiner Schule hervorgegangenen neuern französischen Style vergleicht, so wird man bald sich überzeugen, daß er auch hier die Bahn gefunden, die zu seinem Ziele: Rückkehr zur Natur! führte.

Eine andere Seite in Rousseaus Wesen fällt uns oft noch unangenehmer auf. Er ist tugendhaft, aber diese Tugend ist stets reflectirend, stets sich selbstbeschauend. Es verletzt uns dies auf Schritt und Tritt. Und dennoch ist diese Eigenschaft die Folge der innern Zustände in dem zerrissenen Wesen Rousseaus, die sein bewußtes, sein zu sehr herausgekehrtes Streben nach Tugend nur in einem um so reineren Lichte erscheinen lassen. Er sagt es von sich selbst, und es ist auch wahr, daß er ein lasterhafter Mensch, »vicieux«, gewesen sei. Seine ganze Erziehung, sein Vagabundengeschick während der ersten Hälfte seines Lebens, hatten die kleinlichen, schwachen, lasterhaften Seiten seines Innern gehegt und gepflegt. Und das Bewußtsein seiner innern Schwäche, seiner eignen Elendigkeit, die Stimme seines Gewissens, die ihm zurief: »du bist ein erbärmliches, schwaches, eitles Wesen, und deine Thaten klagen dich an« wurde zu einem ewigen Mahner in ihm, — und bald, seinem Wahne nach, auch von außen her, — dem er dann stets mit dem Nothschrei: »Nein, nein, ich bin tugendhaft!« gegenüber trat. So oft er von seinen Schwächen besiegt wurde, kämpfte er um sein besseres Ich zu retten; und so oft er einen Sieg errungen zu haben glaubte, trieb ihn wieder seine Angst vor seinen Schwächen, sich durch das Selbstzeugniß seines Sieges zu stärken.

Er war schwach, eitel, krankhaft, kleinlich — und riß sich aus seinen Banden heraus, um tugendhaft zu sein. Sein Verdienst ist nur um so größer; freilich nicht so groß, wie es gewesen sein würde, wenn er umgekehrt gedacht und gesagt hätte: »Ich strebe nach Tugend, aber ich bin schwach und erbärmlich, Verzeihung!«

Daß er nicht diese Richtung nahm, liegt wieder theilweise in seiner Erziehung, in den ersten höhern Eindrücken, die er erlangte. Er hat seinen Plutarch nie wieder vergessen, er wurde durch ihn in die vorchristliche Auffassungsweise hineingestoßen. Das Christenthum, das in seiner Reinheit so unendlich hoch über dem Alterthume steht, hat nichts destoweniger auch die Auffassungsweise vermehrt, von der Göthe sagt: »Nur die Lumpen sind bescheiden.« Die christliche Demuth ist die höchste Tugend, wenn sie eben die Tugend demüthig und bescheiden auftreten läßt; aber auch die höchste Lumpenzierde, wenn die Demuth nur elende Heuchelei ist, wenn sie zum Deckmantel des Stolzes, der Herrschsucht und der Genußgier wird. Und daß sie dies nur zu oft, nur zu allgemein geworden war, — wer will es bestreiten? Das Alterthum kannte die christliche Demuth nicht, und noch viel weniger ihre Abart, die Heuchelei der Bescheidenheit. Im Plutarch hatte Rousseau gelernt, wie offen und unumwunden Themistokles, Camill, Coriolan von ihrem Ruhme, von ihren eignen Verdiensten sprachen. Und Rousseau hat diese Eindrücke nie wieder vergessen, nie abgeschüttelt. Er dachte sich, Friedrich II gegenüber, als Coriolan vor dem General der Volsker; er hielt sich für einen Griechen, den der Ostracismus aus seinem Lande vertrieben hatte; — und sprach wie die Alten ohne Umstände von seinen eigenen Verdiensten.

Das aber fällt uns um so unangenehmer auf, als zu der selbstbewußten Tugend der Alten auch die ganze natürliche Nacktheit des Alterthums gehört. Wir, in christlicher Luft geboren, haben alle von dem Baume der Erkenntniß gegessen; wir sind mehr denkend als handelnd; die Einfalt treibt uns nicht, sondern das Bewußtsein leitet uns; — und daher fordert selbst die höchste Tugend der Neuzeit das Feigenblatt der Scham.

Die Eitelkeit, die wir so oft in Rousseaus Wesen durchschimmern sehen, verletzt uns dann nur um so mehr, je tugendhafter er sein will. Diese Eitelkeit selbst ist auch eine Frucht der Neuzeit. Sie ist selten bei den Alten, weil diese offener, unumwundener, nackter von ihren eignen Thaten sprechen konnten; sie ist heute alltäglich, weil sie mit der erheuchelten Demuth der Neuzeit zusammenhängt. Wir verurtheilen sie in Rousseau, aber — wer sich frei fühlt, möge den ersten Stein auf ihn werfen. Und die Eitelkeit Rousseaus war besser als die der Meisten, die sie ihm vorzuwerfen sich nicht scheuen. Sie klebt uns Allen an, und nur der Unterschied findet statt, daß sie die Einen führt, treibt, in ihrem Thun und Lassen lenkt; während sie Andern als Schleppenträgerin nachzieht. Und so war sie auch bei Rousseau nichts als die Schlacke des edlen Erzes, das in seinem Herzen glänzte.

Ein Höheres trieb ihn, ein Höheres als Genugthuung für seine eiteln Schwächen war sein Ziel. Deswegen steht er so hoch, höher als so Viele, die mitleidig auf ihn herabsehen zu dürfen glauben. Das Heil seines Volkes, das Beste der armen Leute, Edelmuth und Tugend, waren sein ewiges Bestreben, und dies Streben allein und nicht sein Talent, nicht sein Wissen und sein Können, gab ihm

die Mittel zu einem der gewaltigsten Vorkämpfer seiner Zeit und der Zukunft zu werden.

Er war schwach, ängstlich, kleinlich, vicieux, — und wurde dennoch ein Held wie wenige. Ein Trost für die Armen an Geist, ein Sporn für die Schwachen und Gebrechlichen aller Zeiten!

## 2.

Rousseau war kein Philosoph, kein Staatsmann, und dennoch hat er mehr gewirkt als alle Philosophen und alle Staatsmänner seiner Zeit, und auch alle, die nach ihm gekommen sind. Er fühlte oft, wo die Ursache seines Einflusses lag: »Ich habe ein paar schlichte Wahrheiten ausgesprochen oder wiederholt, und das ist mein ganzes Verdienst,« sagte er von sich selbst. Und dem ist so. Aber es ging ihm wie dem verständigen Arzte, der weiß, daß seine eigene Kunst pure Täuschung und Zufall ist, und der dann doch sobald er krank wird, zum Arzte schickt. Rousseau, der lehrte, daß man ein Volk ebenso wenig durch Gesetze und Institutionen wie einen Menschen durch Medizin und Quacksalberei heilt, ließ sich sehr oft hinreißen, den Völkern gesetzliche Pillen drehen zu helfen. Sein Werkchen über Polen ist eine Art homöopathischer Apotheke, in der er mit ganz kleinen Dosen politischer Medizin das Wunder zu bewirken suchte, einem hinsiechenden Körper neue Lebenskraft zu geben. Für die Völker giebt es auch Wunder, aber so einfache, wie die Christ gethan: »Stehe auf und gehe von dannen!« Und wo das Wort den Todten nicht weckt, da ist auch das Wunder nicht möglich.

Rousseau aber hat der Wunder viele gethan, — ganze Volksklassen, die scheintodt oder in Zauber gefesselt lagen, zum Leben aufgerufen.

Den Schwung, den er der französischen Sprache und Literatur gegeben hat, und der wie in Allem was er that, auf dem Gedanken der Rückkehr zur Natur beruhte, hat Rede und Schrift in Frankreich unendlich vereinfacht, und sie dem Volke in Masse zugänglich gemacht. Es fällt uns oft auf, es kommt uns oft wahrhaft cynisch vor, wenn Rousseau von den natürlichsten Dingen, die sonst nur unter dem Feigenblatte verdeckt erscheinen dürfen, ganz natürlich und ohne Umstände spricht. Diese Richtung bekämpfte die Sprache der Salons, der hohen Kreise, die sonst keinem armen Teufel, keinem schlichten Handwerker und Bauer zugänglich war. Jean Jacques stand hier nicht allein in dem Streben nach einer einfachen Sprache; aber er hat mehr als ein Anderer dazu beigetragen, die bis jetzt verschlossenen Hallen der französischen Literatur, Wissenschaft und selbst der Philosophie der ganzen Nation zu öffnen. Ohne eine demokratische, eine allgemein verständliche, einfache, klare Sprache, ohne einen ächten Volksstyl ist keine Volksherrschaft möglich; aber auch umgekehrt ist mit einer klaren, einfachen, aller Welt zugänglichen Schriftsprache auf die Dauer kein Absolutismus, keine Aristokratie mehr haltbar. Der Einfluß, den hier Rousseau in Frankreich ausgeübt hat, ist aber um so größer, als mit Ausnahme von Montaigne kein Schriftsteller je so rücksichtslos das Bauernwort für die Sache aussprach.

Das ist die erste Bedingung der geistigen Befreiung eines Volkes. Mündig sein, heißt in der deutschen Sprache, seinen eignen Mund haben, und wer einen eignen

Mund hat, braucht keinen Vormund mehr. So bei den Menschen und so auch bei den Völkern.

## 3.

Die »paar Wahrheiten« die Rousseau aussprach, und die einen so gewaltigen Einfluß auf sein Volk ausübten, beruhen alle in dem einen, immer wiederkehrenden Gedanken: Rückkehr zur Natur! und lassen sich, auf die Hauptrichtungen der geistigen Thätigkeit des Menschen angewendet, in drei, vier Sätze zusammenfassen. — Aber wie wenig dieser Sätze sind, wie einfach sie erscheinen, so umfassen sie dennoch das ganze gesellschaftliche Leben der Menschen.

Der Untergang eines Volkes, oder auch einer Klasse der Gesellschaft, wie in der Regel jedes einzelnen Menschen, ist unvermeidlich, wo sich die Banden der Familie lösen. Die südlichen Völker sind heftiger in ihren Leidenschaften, die Franzosen ins Besondere leichter in Bezug auf die Verhältnisse zwischen Mann und Weib. Die Verwilderung schleicht sich hier leichter ein; aber sie hat deswegen keine andere Folge als anderswo, und so oft sie in Frankreich allgemeiner geworden ist, hat sie auch den Untergang der Klassen, in denen dies der Fall war, herbeigeführt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte die Entheiligung der Ehe in der höhern Gesellschaft Frankreichs eine Stufe erreicht, wie selten zu irgend einer Zeit, in irgend einem andern Lande. Die öffentliche Zügellosigkeit des Hofes hatte nach und nach Zügellosigkeit in jeder Familie zur unabweisbaren Mode gemacht; ein Mann der seine Frau liebte, eine Frau die ihrem Manne treu war, wür-

den eine Art Scandal gegen die allgemeine Mode gewesen sein, und höchstens verdient haben, ausgelacht zu werden.

In diese Gesellschaft warf Rousseau seine »neue Heloise« hinein; er suchte an einem Bilde, das er aufs Schönste ausmalte, die Heiligkeit der Ehe zu zeigen. Und seine Lehre hat mehr gewirkt, als es oft den Anschein haben mag. Es wurde bald Mode, in der bessern Gesellschaft die gute Hausfrau zu spielen, und aus dem Spiele ging dennoch hier und dort vielfach der Ernst hervor. Wer die Memoiren jener Zeit liest und sie mit den spätern Zuständen vergleicht, wird erstaunt sein über den Umschwung, der in so wenig Jahren stattgefunden hatte.

Das Uebel war hier schwer mit der Wurzel auszurotten, denn südliches Blut und französische Keckheit werden immerhin in Frankreich manches Band zerreißen, das zu fest oder verkehrt geschlungen ist. Aber das verhindert nicht, daß zur Zeit Rousseaus diese Banden überall faulten, während sie später in der Regel nur da zerreißen, wo sie Unvereinbares zusammenhalten wollen.

Aber hier wie anderswo hat dann Rousseau selbst wieder halbwegs verdorben, was er in der Hauptsache gut zu machen suchte. »Rückkehr zur Natur« hieß ja bei ihm oft: »Rückkehr in die Wälder zu den Wilden.« Die Verwilderung der übercivilisirten Sitten war das Unheil, das er bekämpfte; und er sah die Rettung oft in der vollkommen schrankenlosen Verwilderung der amerikanischen Rothhäute. Diese »Wilden« Amerikas erscheinen uns oft eher als die höchste Entartung, als die letzte Schlacke einer ausgebrannten Civilisation, denn als die ersten Keime des Naturmenschen. Doch ist hier nicht der Ort, diese Ansicht näher zu erforschen,

es genügt zu wiederholen, daß eine Rückkehr zu den Wilden der Wälder nicht gleichbedeutend ist mit Rückkehr zur Natur. Ein solches Wildwerden, wo es möglich wäre, würde eine noch viel größere Verwilderung und Auflösung aller Familienbanden herbeiführen, als die, welche in der Pariser höhern Gesellschaft stattfand.

Rousseau aber, der einmal in die Urwälder gerathen war, glaubte, wie stets, seine Lehre auch am Beispiele bewähren zu müssen. Seine Nouvelle Héloise, die eine brave Gattin und Mutter werden, und als solche zum Beispiele dienen sollte, mußte damit anfangen, daß sie als Mädchen — sich vergaß und ihrem Geliebten hingab. Diese Lehre hat in der höhern Gesellschaft Frankreichs nur sehr wenig Nachahmung gefunden, weil man hier die unverheiratheten Mädchen mit Argus-Augen bewacht. Aber vielleicht desto mehr in den mittlern und untern Klassen. Die »Studentenehen«, die »Grisettenwirthschaften« wurzeln in ihrer Allgemeinheit vielfach in Rousseaus Nouvelle Héloise. Und wir fürchten, daß von den neuen Heloisen der Faubourg St. Jacques und des Quartier der Notre Dame de Lorette Wenige am Ende treue Gattinnen und gute Mütter geworden sind. Die Ehe leidet in ganz Frankreich an den Nouvelles Héloises, die die jungen Männer auf dies Hauptexamen des Ehestandes vorbereiten helfen. Und wer weiß, sie leidet vielleicht mehr durch dieses wilde Verhältniß, das ihr vorhergeht, als sie durch die frühere Ausartung gelitten hat. Diese zernichtete die einzelnen Ehen, jene greift die Institution an; und zwar um so gefährlicher, je tiefer diese wilde Ehe in die untern Schichten der Gesellschaft hinabsteigt.

Und wie Rousseau seine neue Heloise ein wenig wild

werden ließ, so wurde er es selbst in dem Verhältnisse zu seiner Frau. Fast wie ein Rothhäutiger stand er eines Morgens auf, rief zwei Freunde als Zeugen herbei, nahm dann seine Therese bei der Hand, führte sie ins Freie und schloß eine Ehe mit ihr vor der aufgehenden Sonne und unter dem offenen Himmel Gottes.

Die Natur der Ehe besteht aber nicht in der Wildheit derselben. Wo diese Ideenverwechselung eintritt und praktisch wird, da führt sie nicht zur Einfalt, sondern eben zur Verwilderung. Die Naturwüchsigkeit der Ehe ruht vor allem in der Liebe und zwar in jener heiligen Liebe, die erst an die Pflicht und dann an den Genuß denkt. Nur eine so durch Liebe gehaltene und getragene Ehe ist eine, die »im Himmel geschlossen« wurde. Die Kinder verewigen diese Liebe in gewisser Beziehung, indem sie der gemeinsamen Liebe, die das alltägliche Zusammenleben endlich abschleißt, neuen Nahrungsstoff geben. Und dieses in der Natur begründete Band unauflöslicher, in den Kindern stets wiedergeborner und sich verewigender Liebe und Pflicht giebt auch der Ehe ihren unauflöslichen Charakter. Dafür zu sorgen, durch Wort und Beispiel, durch Lehre und Gesetz, durch Kirche und Staat, daß Ehen so viel als möglich nur in diesem Boden ruhen, heißt die Ehe auf die Natur zurückführen. Und nur so ist dies möglich, wie prosaisch dies Alles auch klingen mag.

Rousseau aber konnte die wahre Natur der Ehe nicht begreifen; da er von Anfang an nicht begriffen hatte, welche Pflichten der Vater gegen seine Kinder hat, nicht begriffen, daß in diesen Pflichten die eigentliche Berechtigung zur Vaterschaft, zur Familie ruht.

Der Grundgedanke Rousseaus: Heiligkeit der Fa-

milie, ist wahr und unangreifbar; und die Nation ist verloren, die keiner naturgemäßen, einfachen Auffassung der Ehe mehr fähig ist. Aber die Durchführung dieses Gedankens in Rousseau ist abermals Quacksalberei, gegenüber den ruhigen, mächtigen und doch so einfachen Heilmitteln der ewig wohlthätigen Natur.'

## 4.

Der nächste Wurf in Rousseaus unbewußtem System galt der Erziehung. Ohne Ehe giebt es keine Erziehung, und nachdem die Ehe in Frankreich zerstört war, wurde es zum Sprichworte: Il n'y a plus d'enfants. Die Kinder verfielen der Amme, dem Kloster, dem Hofmeister, dem Institute. Die Eltern überließen sie ihrem Geschicke. Rousseau lehrte die Mütter ihre Kinder wieder selbst nähren, wieder selbst erziehen. Hier ist sein Einfluß von unberechenbaren Folgen gewesen.

Sein »Emil« suchte auch die Erziehung des Knaben und Jünglings wieder auf Einfalt und Natur zurückzulenken. Der Tanzmeister, Fechtmeister, Stallmeister nahmen damals in jeder guten Erziehung den größten Theil der Zeit weg; der junge Mann der höhern Gesellschaft hatte, je feiner seine Erziehung als gentilhomme war, sicher desto weniger gelernt, sich mit irgend einer anständigen Arbeit die Zeit zu vertreiben, — gar nicht daran zu denken, daß er arbeiten gelernt hätte, um sich im Falle der Noth selbst sein tägliches Brot zu erwerben. Und wo man ausnahmsweise den Knaben eine wissenschaftliche Erziehung geben wollte, da wurden sie vollgestopft von Schulunsinn und todtem Lernen.

Rousseau führte seinen Emil zur Arbeit zurück. Er lehrte ihn ein halb Dutzend Handwerke und überdies die Wissenschaften praktisch, wo und je nachdem sich das Bedürfniß des Lernens zeigte. Auf diesem Felde hat Rousseau vielleicht mehr als auf irgend einem andern gewirkt. Von Ludwig XVI herab, der nach Rousseaus System Schlossermeister geworden war, — bis zu den untersten Klassen, rief Rousseau eine wahre Revolution in der Erziehung hervor, die bis auf den heutigen Tag in Frankreich, England, Deutschland, auf dem ganzen Erdboden fortwirkt.

Auch hier griff Rousseau in seinem Emil über die Grenze der Natur zurück, weil er selbst die Natur oft mißverstand; aber nirgend nutzten sich die überscharfen Auswüchse so rasch ab als in dem Erziehungssystem, das Rousseau angebahnt hatte. Das Unkraut konnte hier nicht gegen den bessern Samen aufkommen, und die ganze Welt dankt Rousseau heute, daß die Menschen nicht mehr zu Puppen und Affen erzogen werden.

Die Erziehung, der Unterricht, sind die Grundlagen jedes Staates. Wo es gelingt, Erziehung und Unterricht so einzurichten, daß die gebildeten und geschulten Menschen auch gesund und aufgeklärt aus der Hand ihrer Eltern und Lehrer in das Weltleben übertreten, da und nur da ist der Grundstein zu einem tüchtigen Volke gelegt. Wo aber das Erziehen und der Unterricht die Jugend verzärtelt, verhätschelt, durch Uebercultur und Vielwisserei die gesunde Natur ertödtet, da ist der Untergang eines Volkes, der Untergang der Gesellschaft, die so erzogen wird, unausbleiblich.

Rousseau verlangte eine Erziehung, die Männer schaffe;

er ahnete, daß in so erzogenen Menschen der Keim zu allem Guten und vor Allem zu einem guten Staatsbürger liege; wie denn im Gegentheile die Tyrannei ebenfalls stets die Erziehung zu lenken suchte, weil sie weiß, daß sie nur auf solche Menschen rechnen kann, die durch Abrichtung und Vielwisserei, durch engherzige Schuldisciplin und hochmüthige Afterweisheit zur Sclaverei vorbereitet wurden.

## 5.

Die Religion ist eine beständige Erziehung des Menschen; das religiöse Dogma bedingt die Gesamtauffassungsweise der Völker. Das sind Wahrheiten, die nicht mehr bewiesen zu werden brauchen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war auch die Religion in einem Zustande allgemeiner Auflösung begriffen. Der reine Gedanke, das innere Dogma der Christenlehre, Liebe und Duldung waren aus der Kirche verschwunden. Die Geistlichkeit herrschte und wollte herrschen; die schlangenklugen Jesuiten lenkten den Staat, die geistreichen Abbés kirrten die Weiber und amüsirten die Männer. Habsucht und Liederlichkeit war an der Tagesordnung.

Das war eine der Hauptursachen, daß die denkenden Menschen dieser Zeit sich fast überall von der Religion als solcher ab, und der Philosophie zuwendeten. Voltaire rüttelte mit Riesenkraft an der Kirche, die Encyclopädisten gingen weiter und suchten den Gottglauben zu zernichten, um so ihrer Ansicht nach das Uebel bei der Wurzel anzufassen. Der krasseste Materialismus erhielt den stolzen Namen: »Philosophie.« Sie hieben den Baum, der in andern Jahren die schönsten Früchte

trug, ab, weil diesmal Ungeziefer jede gesunde Blüthe wegfraß.

Der Unglaube, der Materialismus führt nothwendig zur Selbstvergötterung, zum Egoismus, zur Vereinzelung, zur Auflösung aller gesellschaftlichen Bande. Der Glaube an Gott, an ein Höheres über uns, der aus dem Gefühle unserer eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit hervorgeht, wird zum gemeinsamen Bindemittel unter den Menschen. Das demüthige Bewußtsein unserer eigenen Schwäche bewahrt uns vor der hochmüthigen Selbstüberschätzung, die mit sich anfängt und mit sich aufhört. Liebe, wahre, schlichte Menschenliebe ist nur mit dem Glauben an den Gott über uns und an den Gott in uns möglich.

Der Unglaube, die kecke Selbstüberschätzung, ist doch nur Lug und Schein. Es ist der alte Traum der Hexen, die sich um Lust und Geld dem Teufel verschrieben, und deren Lohn in Täuschung bestand, deren Gold, bei Tage besehen, in der Hand zu Koth wurde. Diese Selbstüberschätzung des Materialismus tödtet das höchste Bewußtsein, das stolzeste Menschengefühl, das seiner Ewigkeit, seiner eigenen Unsterblichkeit.

Zwischen diese beiden äußersten Parteien — Herrschsucht und Liederlichkeit unter dem Deckmantel der Religion von der einen, Materialismus und Gottesleugnen unter dem Deckmantel der Philosophie von der andern Seite — warf sich der schwache, gottgläubige, alle Menschen liebende Jean Jacques. Er suchte zu retten, was zu retten war was vor Allem gerettet werden mußte, wenn die Religion, der Gottglaube, und mit ihnen die Gesellschaft nicht vollkommen untergehen sollten. Die damalige Geistlichkeit und

die damalige Philosophie würden beide Frankreich zum Abgrunde geführt haben; nur ein reiner, ein befreiter Gottglaube konnte damals retten. Und wenn heute in Frankreich und auch anderswo wieder gesundere religiöse Gefühle möglich sind, so dankt dies die Welt Rousseau mehr, als sicher irgend Jemand, der einer der alten Kirchen angehört, zugestehen mag. Aber wenn dies wiedererwachte religiöse Gefühl vielfach auch wieder zum Deckmantel der Herrschsucht, zur Verdummung des Volkes dienen soll, so werden auch bald genug die Zeiten wieder kommen, wo nur die im Sturme aufrecht stehen bleiben, die wie Rousseau ihre Kirche auf die beiden unangreifbaren Felsen der Liebe und Duldung bauen.

## 6.

Im Staatsleben Frankreichs herrschte Fäulniß und Verwesung. Der Adel und die Geistlichkeit verkümmerten körperlich und geistig in sich selbst. Sie waren von Stufe zu Stufe aus freien Mitherrschern der französischen Nation, aus hochberechtigten Ständen — zu privilegirten Kasten, zu bevorzugten Lakaien des Königthums herabgesunken. Und so konnte in Frankreich ein System der »Herrschaft von Gottes Gnaden« entstehen, das den Namen Gottes lästerte, indem es sich desselben zu seinen irdischen Zwecken bediente. Die Gnade war nicht Gottes, sondern Menschengnade, die für die Einen zu unbefugter Gunst und für Alle zu unberechtigter Willkür wurde.

Neben den verkommenen und untergehenden Klassen und Kasten des Adels und der Geistlichkeit, die damals im

Staate allein thätig waren, regte sich ein neues Leben in der großen, mächtigen Volksschichte des Mittelstandes. Dieser wuchs alle Tage mehr und mehr zu Kraft und Selbstbewußtsein heran; und während Adel und Geistlichkeit sich der »Menschengnade« ihres Königs freuten, fühlte der ganze Mittelstand die Schmach der Willkürherrschaft, die auf dem französischen Volke lastete.

Der Mittelstand in Frankreich reifte zusehends zur Volksmündigkeit heran, während Adel und Geistlichkeit wie alterschwache Greise dahinsiechten.

Wo aber ein Volk, oder auch nur eine große, mächtige Klasse eines Volkes zur Selbständigkeit, zur Mündigkeit herangereift ist, da muß diese ganze Klasse, da muß das ganze Volk gutwillig mit zur Staatsherrschaft zugelassen werden, wenn nicht der Staat durch innere Kämpfe zerrissen, und am Ende in ihnen entweder dennoch zur Anerkennung der Rechte des mündigen Volkes oder zum Untergange des Staates und der Nation geführt werden soll.

Gnade und Willkür sind das Erbe verkommener, hinsterbender, — Recht und Gesetz die Aussteuer mannbarer und selbstbewußter Völker und Volksklassen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fingen die heller sehenden Geister an zu ahnen, daß die Zeit gekommen, wo das Volk in Frankreich zur Mitherrschaft berechtigt sei und gelangen müsse. In Rousseau trat dies Bewußtsein, dies Vorgefühl der Zukunft klarer auf als in einem seiner Zeitgenossen. Und aus diesem Bewußtsein, diesem Gefühle ging sein »Contrat social« hervor.

Gegenüber der »Menschengnade« von Seiten der Könige und Fürsten verlangte Rousseau einen Vertrag

zwischen allen Angehörigen des Staates zur Wahrung der Rechte Aller, zur Feststellung der Pflichten jedes einzelnen Bürgers gegen die Gesamtheit des Volkes. Hätte ein solcher Staatsvertrag auf dem Wege der Berathung und des Uebereinkommens abgeschlossen werden können, so würde er Frankreich die trüben Stunden seiner Revolution erspart haben. Aber selbst in der Natur sind die Crisen, als Begleiter aller Uebergänge unvermeidlich, und meist gewaltsam. Der Menschenverstand empört sich gegen die Nothwendigkeit solcher gewaltsamen Crisen in der geistigen Entwickelung der Völker, er sucht sie zu vermeiden, ihnen vorzubeugen, auszuweichen, — und ist meist so unglücklich, sie nur zu verzögern, und sie dann um so gewaltsamer ausbrechen und Alles niederschmettern zu sehen.

Rousseaus Staatsvertrag ist eine Vereinbarung des Volkes unter sich über die Rechte und Pflichten des Einzelnen gegen die Gesamtheit, der Gesamtheit gegen den Einzelnen. Die »Königlichen« in Frankreich begriffen nicht, was Friedrich II und Rousseau fast zu gleicher Zeit klar aussprachen, daß nämlich die Königswürde ein Staatsamt sei und sonst nichts. Sie hielten den König und seine Anhänger — die Bevorzugten der königlichen Gottesgnade — für einen besondern Theil der Nation, der neben und über dem Volke Rechte und Befugnisse zu wahren, zu vertreten, sie als eine Art Sondereigenthum an seine Nachkommen zu vererben habe. Und so theilte sich bald die Nation; und der Kampf brach los, und endigte, wie er endigen mußte, mit dem unwiederruflichen Sturze des bereits geistig untergegangenen, mit dem Siege des neuerstarkten, selbstbewußten, mündigen Theiles der französischen Nation.

Es ist ein großes Unglück für Frankreich gewesen, daß der Contrat social — wie leider alles in solchen Crisen, — nur zu einer Waffe in der Hand der Einen gegen die Andern, nicht zu einem Palmzweige für Alle werden konnte. Eine friedliche Entwickelung auf dem Grundsatze eines neuen Staatsvertrages würde auch die Staatsklugheit des Satzes bewährt haben, in dem Rousseau einen »demokratischen Souverain« und eine »aristokratische Regierung« verlangt. Das Volk, die Demokratie steht nach diesem System in seiner Nationalversammlung als höchster und letzter Richter über der ganzen Staatsthätigkeit und den Vermittlern derselben. Diese Vermittler aber müssen sich zu dem Amte, dem Geschäfte des Regierens als besonders geeignet herausstellen. Die Frage, ob die Regierung dann, bei einem demokratischen Souverain, monarchisch oder aristokratisch sein soll, ist eine reine Frage der Zweckmäßigkeit, die je nach den Verhältnissen und Zuständen des Volkes, von dem die Rede ist, entschieden werden muß. England wird wahrscheinlich eine erblich monarchische Regierung behalten, wenn das ganze Volk auf dem Wege der Reform zur Vertretung im Parlamente gelangt, und so der Souverain, der Herrscher in England, demokratisch geworden sein wird; Nordamerika hat eine wählbar-monarchische Regierung, die Schweiz gegenwärtig eine aristokratische.

Rousseau hat als Schweizer und Römer an eine nicht monarchische, sondern consularisch aristokratische Regierung aus den besonders befähigten Kreisen der Gesellschaft gedacht, und in dem Sinne soll die Regierung in der Hand der »Aristokratie«, in der Hand der »Bes-

sern« ruhen, sollen Gesetze dafür sorgen, daß die »Bessern« leicht und sicher an den ihnen gebührenden Ort berufen werden. Wo dies nicht der Fall, ist es nur gar zu natürlich, daß wüste, wilde Leidenschaft sich an die Spitze drängt, und hier, anstatt dem Staatsvertrage gemäß zu regieren, nach Herrschaft und Gewalt strebt.

Rousseau hat nicht nur geahnet, daß die Zeit der Volksherrschaft herannahe, er hat zugleich dunkel vorher gefühlt, daß diese Herrschaft, durch Widerstand gereizt, ausarten könne und werde. Er hat das Mittel angedeutet, in dem hier Rettung liegt; aber er würde vielleicht für diese Andeutung, wenn er dreißig Jahre später die Zeiten gesehen, die er selbst vorbereitet hat, als Aristokrat auf die Guillotine geschleppt worden sein.

Und um so sicherer, als er in der Revolution weder der einen noch der andern Partei genügt haben würde. Der Mittelstand hat während der Revolution und auch nach ihr nie begriffen, daß der »Souverain« das ganze Volk ohne Ausnahme umfassen muß, wenn nicht am Ende im Volke selbst die ausgeschlossenen Klassen sich als Sclaven, als Parias betrachten, und unablässlich auf die Zerstörung des Staates, auf Revolution hinaus arbeiten sollen. Alle die Mittelchen, Census, Klassenwahlen, und wie sie sonst heißen mögen, die keine andere Absicht haben, als die, einen Theil des Volkes zum Herrscher, zum »Souverain« über alle andern Klassen zu erheben, sind die Hauptursache, daß die Revolution in Frankreich zu einer chronischen Krankheit geworden ist, und werden anderswo unter ähnlichen Verhältnissen stets dieselben Folgen haben.

Das Streben der zurückgestoßenen Demokratie in Frankreich, die gerade in Folge ihrer Hintansetzung mit Haß

und Neid auf Alles hinaufsah, was »besser« und glücklicher war, die zuletzt nur die »Ohnehosen« noch als »Bürger« anerkennen wollte, ist von der andern Seite die Ursache, daß jeder Sieg der Revolution keine andere Folge hatte, als die rohen Massen gegen die gebildeteren Klassen zu den ungerechtesten, zu den gehässigsten Ansprüchen, und in diesem Hasse zum Kriege auf Leben und Tod unter den einzelnen Klassen der Gesellschaft zu führen.

In der unumwundenen, offenen Anerkennung der Demokratie, des ganzen Volkes ohne Ausnahme als Herrscher, als Souverain, liegt die einzige Möglichkeit, und zugleich die feste Bedingung, daß das ganze Volk, daß die Demokratie selbst, das Bedürfniß fühlen wird, ihre Regierung dort zu suchen, wo sie allein zu finden ist, in einer Monarchie, wenn eine solche noch feste Wurzeln in der Mehrzahl des Volkes hat, und jedenfalls in den Gebildeten, in der Aristokratie, in den »Bessern« der ganzen Nation ohne Unterschied des Blutes und des Reichthums; denn in jener Anerkennung des Volkes als Souverain liegt auch die einzige Bürgschaft, daß die Regierung, aus welchen Kreisen sie auch gewählt sein mag, kein Sonderinteresse, daß sie das Gesamtinteresse des über ihr stehenden, über sie alle Tage zu Gericht sitzenden Volkes zu verwirklichen suchen wird und muß.

Wo diese Grundwahrheiten übersehen werden, da wird wie in Frankreich die heranwachsende Mündigkeit aller Klassen des Volkes zu nichts führen, als zu endlosen Kämpfen; und wenn diese Kämpfe lange genug dauern, wenn sie nicht endlich ihre naturgemäße Lösung finden, zum Untergange des Staates und des Volkes. —

7.

In Rousseaus Werken und in Rousseaus Leben liegen auch die Keime des französischen Socialismus der neuern Zeit. Wir haben gesehen, wie er in dem Walde zu St. Germain auf den »Holzweg« gerieth, und auf diesem sich zu den Wilden Amerikas verirrte. Hier rief er seinen Fluch gegen den Unglücklichen aus, der seiner Ansicht nach das Eigenthum erfunden, der die Menschen gelehrt hatte, Eigenthümer zu sein; hier ordnete er das Bedürfnißleben zwischen Männchen und Weibchen nach dem Naturzustande — der Wilden. Auf diesem »Holzwege« zur Natur, auf diesem Wege zur Verwilderung, und nicht einmal zur Wildheit, ist ein Theil der französischen Denker und Denkerinnen redlich fortgewandert. Was bei Rousseau selbst großentheils nur ein Spiel seiner schrankenlosen Dichterphantasie war, wurde bei seinen Nachfolgern prosaischer Ernst. Und so kamen diese Schritt für Schritt bis zu dem Gedanken: »Das Eigenthum ist Diebstahl« und zu dem Grundsatze: »Die Familie ist Sclaverei«.

Der gesunde Sinn des Volkes strafte diese Ansichten und Grundsätze überall Lügen. Als die französische Demokratie noch einmal 1848 den Sieg davon trug, schrieben die armen Leute an die Häuser der Reichen: »Heilig ist das Eigenthum!« — Und nirgend ist die Ehe fester und heiliger als gerade in den Mittel- und Arbeiterklassen Frankreichs. Die Verwilderung ist trotz allen Grisettenwirthschaften dennoch im Großen nur Ausnahme. Wer dafür noch eines Beweises bedürfte, der bedenke nur, daß gerade weil die Ausnahme der Verwilderung eine Weile sich sehr breit machen und oft in den Vordergrund drängen

konnte, die unendliche Masse des französischen Volkes den Demokraten, an die sich die verwilderten Ausnahmen anklammerten und sie besudelten, den Rücken kehrte. Die Feinde der Demokratie, die alten Ausbeuter des Volkes, wußten und wissen nur zu gut, daß diese Verwilderung nie und nimmer die Masse einer Nation für sich haben wird, und daher zogen sie selbst diese wilden Elemente überall in den Vordergrund; deswegen gaben sie sich, indem sie für ihre Bevorzugung, ihre Vorrechte, ihre Ausbeutung des Volkes kämpfen, stets das Ansehen, als ob ihr Kampf nur der »socialistischen« Anarchie gelte, als ob sie nur für die Heiligkeit des Eigenthums, das sie nur achten, wenn es in ihre Tasche fließt, für die Reinheit des Familienlebens, das Niemand mehr als sie mit Füßen tritt, kämpften.

Die Demokratie wird nie und nirgend siegen, so lange sie nicht den Schmutz der Verwilderung, der sich heute vielfach Socialismus nennt, von sich abgewischt hat; und sollte sie, was Gott verhüten möge, irgend Hand in Hand mit dieser Verwilderung den Sieg davon tragen, so wird dies der letzte Sieg sein, den je die Demokratie in diesem Lande erlangt hat; — so wird dieser Sieg selbst die ganze Nation, über die Gott diese Geißel herabschickte, in Anarchie und Auflösung aller gesellschaftlichen Banden der letzten Stufe der Entartung, Zuständen wie die der nordamerikanischen Wilden, zuwerfen.

Rousseau wurde diesen Verirrungen zugeführt, weil er überall sah, daß das Eigenthum seine Rechte auf Kosten der Arbeit mißbrauchte; weil er den braven Ackerbauer und den rüstigen Stadtarbeiter überall nicht durch das Recht des Eigenthums, sondern durch Kasten

und Klassenprivilegien niedergedrückt fand. In diesen Privilegien der Eigenthümer, in den Vorrechten des Geldes, des Capitals liegt der wahre Keim des Socialismus, der da sagt: »Das Eigenthum ist ein Raub, die Familie eine lebenslängliche Sclaverei.« Und so lange diese Vorrechte der Eigenthümer — in höheren allein-befugten Staatsbürgerrechten der Reichen, in Pairswürden der Allerreichsten, in Ausbeutung aller Staatsbedürfnisse, privilegirten Creditbanken, Eisenbahnen, Staatsbauten durch das Capital allein, — dauern werden, so lange wird auch der socialistische Fluch: »Das Eigenthum ist ein Raub!« sich überall an das Eigenthum anhängen.

Die armen Leute, die 1848 in den Straßen kämpften und siegten, die damals nur zuzugreifen brauchten, schrieben mit den schwielenharten pulverschmutzigen Händen an die Mauern: »Heilig ist das Eigenthum!« die reichen Leute sind darauf die Antwort schuldig geblieben; sie heißt einfach: »Heilig ist die Arbeit.« Und so lange sie diese Antwort schuldig bleiben, werden sie kein Recht haben, die Arbeit zu Ruhe und Gesetzesachtung anzuhalten; und so lange sie diese Antwort verweigern, wird der Fluch: »Das Eigenthum ist ein Raub!« überall ihre Sicherheit bedrohen.

Wir aber glauben, daß diese Antwort nie rechtskräftig werden wird, als da, wo die höhern und gebildeten Klassen, die Aristokratie im bessern Sinne des Wortes, begreift, daß das Volk souverain, die Herrschaft des Staates demokratisch sein muß. Was unserer Ansicht nach, nothwendig und naturgemäß zur Regierung der Bessern, oder wenn man so will, nach dem Ausdrucke Rousseaus zur aristokratischen Regierung führt.

## 8.

Wer Rousseaus Leben, seine Grundsätze, seine Kämpfe überschaut, wird sich nicht leicht eines Rückblickes auf Deutschland erwehren können. Wie zu seiner Zeit in Frankreich, so wächst heute in Deutschland unverkennbar der ganze Mittelstand, ja die ganze Masse des Volkes — denn in Deutschland hat der Schulmeister schon lange alle Klassen des Volkes bearbeitet — zu innerer Selbständigkeit heran. Und so ist es naturgemäß, daß auch in Deutschland alles einem neuen Gesellschaftsvertrage, einem neuen Staatsvertrage entgegen geht. Der Versuch wurde in Frankfurt auf der Bahn der Berathung gemacht. Er ist mißlungen. Die Parteien streiten über die Ursachen dieses Mißlingens, und eine wirft der andern vor, daß sie die Schuld trage. Unserer Ansicht nach liegt die Ursache vor Allem in dem Umstande, daß die Mehrzahl des Frankfurter Parlaments sich nicht klar bewußt war, wie ein Staatsvertrag nichts weniger als eine Vereinbarung zwischen Fürsten und Volk, sondern einfach ein Vertrag des Volkes unter sich und über seine eigenen Rechte und Pflichten, der Einzelnen dem ganzen Volke, des ganzen Volkes den Einzelnen gegenüber, sein kann. In dem Schwanken der Mehrzahl des Frankfurter Parlaments über diesen ersten Grundsatz jedes Staatsvertrages liegt die Hauptursache, daß die Partei, die nicht, wie Friedrich II und Rousseau, die Fürsten für die höchsten Beamten des Staates, sondern für eine Art Staat im Staate, für einen mit dem Volke gleichberechtigten Contrahenten bei dem Staatsvertrage ansieht, nach und nach wieder die Macht erlangen,

und so jeden wahren Staatsvertrag unmöglich machen konnte.

Wir fürchten nicht, daß deswegen das mündig gewordene, das zum Selbstbewußtsein erstarkte deutsche Volk nun ohne Staatsvertrag, oder mit einem aufgedrungenen octroyirten Scheinvertrage wieder der Menschengnade und Willkür anheimgefallen bleibe. Was wir fürchten, ist einzig, daß der Staatsvertrag, nachdem er nicht auf dem Wege der Berathung zu Stande gekommen, nun unwiderruflich auf die Bahn der Gewalt, der Revolution hinausgeschoben ist. Gebe Gott, daß wir uns irren.

Die innern Zuckungen, die damals das französische Volk durchwühlten, durchwühlen heute noch das deutsche. Man brauchte oft nur die Namen zu ändern, um auf dem Felde der Philosophie, der Religion, der Erziehung, der Literatur, der Politik die Ereignisse in Rousseaus Leben den deutschen Zuständen anzupassen. Dieselbe Lehre des Materialismus, der egoistischen Selbstvergötterung tritt ganz derselben Ausbeutung der Religion zu irdischen Zwecken gegenüber; Turnerei, Gewerb- und Bürgerschulen, freie Anstalten im Geiste Pestalozzis und anderer Schüler Rousseaus arbeiten auf eine naturgemäßere Erziehung der Jugend hin, und stoßen wie in Frankreich damals, auf Entmannung durch knechtische Schuldisciplin, Schulgelehrsamkeit, Professorenafterweisheit und wissenschaftliche Uebercultur. Dasselbe Streben nach Rückkehr zur Natur in der Literatur, nach Einfalt in Styl und Auffassung liegen im Kampfe mit hochtrabenden Phrasen und Unnatur; dieselben politischen Schwankungen durchwühlen das deutsche Volk.

Der Sieg scheint uns nicht zweifelhaft, und ist in Wahrheit heute schon entschieden. Er würde auch zur Thatsache geworden sein, wenn in Deutschland nicht noch ein anderes hinzugekommen wäre, das ihn überall gehemmt hat. Wir meinen den alten Krebsschaden deutscher Nachahmungssucht.

Die Franzosen sind unsere ältern Brüder am Werke der Geschichte Europas. Sie sind die Träger des römischen Erbtheils, und als solche hatten sie seit mehr denn einem Jahrtausend oft einen Vorsprung vor dem deutschen Volke, der durch die Folgen des dreißigjährigen Krieges in den letzten Jahrhunderten nur vermehrt wurde. Es ist naturgemäß, daß wir von ihnen zu lernen suchen; aber es ist Affenart, wenn Einzelne von uns sie nachahmen in Allem was sie gethan. Diese Nachahmung geht durch die ganze deutsche Geschichte als verderbliche Beimischung deutschen Wesens durch. Seit dem dreißigjährigen Kriege sieht man in der Literatur, Kunst, Wissenschaft und Politik diesen fremden Faden sich überall geltend machen. Schon Lessing mußte ihn zu zerreißen suchen. Es ist ihm nur theilweise gelungen; denn selbst Friedrich II, sonst eine so ganz deutsche Erscheinung, ließ sich in der Sprache und auch in der Politik von den Franzosen ins Schlepptau nehmen. Der deutsche Zopf ist im Wesentlichen nur eine französische Mode, und blieb in Deutschland allem anhängen, als er längst in Frankreich verschwunden war.

Wie unheilvoll, so ist es doch natürlich, daß der französische Zopf uns auch in neuester Zeit überall hintenanhing. In diesem Augenblicke ist er so gewaltig als er zu irgend einer Zeit war. Die Regierungen gingen in die Schule zu Guizot und Gisquet; — der französische Aftercon-

stitutionalismus mit den das Volk in bourgeois und peuple theilenden Wahlgesetzen und Vorrechten, — der französische Agent provocateur und sergent de ville herrschen heute unumschränkt in den offiziellen Staatsregionen. Es ist um Mitleid mit diesem gespreizten Affenwesen zu haben.

Aber es steht nicht besser um die untern Klassen. Französischer Terrorismus und französischer Socialismus spreizen sich im deutschen Volk. Was in Rousseau, und durch ihn in Frankreich, Verirrung und Abart ist, das soll in Deutschland das Evangelium der Neuzeit werden. Es sind das die Schlacken des reinen Goldes, das in den tiefen Schachten des deutschen Lebens ruht. Diese Schlacken müssen ausgebrannt werden durch das heilige Feuer deutscher Freiheits- und Vaterlandsliebe, durch die göttliche Flamme deutschen Pflichtgefühls. Wir zweifeln nicht, daß diese Säuberung stattfinden, bald stattfinden wird; aber wir sind der Ueberzeugung, daß ehe sie stattgefunden, deutsche Freiheit, deutsche Einheit, deutsche Volksherrschaft nicht zum Durchbruche kommen werden.

Die Zukunft wird es lehren; aber erst dann wenn die Mehrzahl der Nation begriffen hat, daß die gegenwärtig herrschende Weisheit rechts und links meist eben Nichts als leere Nachahmung des anderswo verurtheilten Unsinnes ist.

Möge die Zeit bald kommen!

Leihbibliothek bei Schlitsich

